COCHENHAUSEN · SOLDATISCHE FÜHRER UND ERZIEHER

# Soldatische Führer und Erzieher

VON FRIEDRICH VON COCHENHAUSEN

Was läge in dieser Zeit gewaltiger Taten unserer Wehrmacht näher, als dem Soldaten wie dem ganzen deutschen Volk die großen Führergestalten seiner ruhmreichen militärischen Tradition in den letzten 150 Jahren von neuem vor Augen zu führen. General der Artillerie von Cochenhausen, selbst ein verdienstvoller Offizier und ein ausgezeichneter Schriftsteller, zeigt sich dieser Aufgabe wie kaum ein anderer gewachsen. In fesselnder Darstellung, die sowohl die menschliche Größe als auch die überragende soldatische, politische und erzieherische Leistung der behandelten Persönlichkeiten in das rechte Licht zu setzen weiß, faßt er folgende Lebensbilder in seinem Buch zusammen: Scharnhorst, Schlieffen, Gneisenau, Yorck v. Wartenburg, Clausewitz, Moltke, Hindenburg, Seeckt. Das Buch ist ein wertvolles Geschenk für den Soldaten und für den Offizier ebenso wie für den Zivilisten, ganz besonders aber für die männliche Jugend, die das Vermächtnis seiner großen soldatischen Vorbilder einst in die Zukunft tragen soll.

# Soldatische Führer und Erzieher

Gesammelte Aufsätze

von

**Friedrich von Cochenhausen**
General der Artillerie

Mit 9 Bildern

Hanseatische Verlagsanstalt
Hamburg

2. Auflage

*

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg-Wandsbek.
Copyright 1942 by Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 36. Printed in Germany.

# Vorwort

Die nachstehende Reihe biographischer Aufsätze ist während der Jahre 1925—1939 entstanden in erster Linie aus dem Wunsche heraus, in jener Zeit des Wiederaufbaus das geistige Vermächtnis großer deutscher Soldaten den Offizieren unserer Wehrmacht vor Augen zu führen und sie dadurch zur Nacheiferung zu begeistern. Die Aufsätze sind nach Umfang und Art der Wiedergabe verschieden, je nach dem besonderen Zweck, für den sie geschrieben wurden. Bei dem einen handelte es sich um eine eingehende Lebensbeschreibung, bei dem anderen nur um eine skizzenhafte Darstellung. Bei allen aber war es mein Bestreben, das Charakteristische der Persönlichkeit und die unvergänglichen Werte, die sie ausstrahlt, herauszustellen.

In diesem größten und für Deutschland ruhmreichsten aller Kriege kommt es uns so recht zum Bewußtsein, wie sich alle jene Eigenschaften im Führertum unserer Wehrmacht, ganz besonders aber im Führer und Obersten Befehlshaber selbst, herrlich und siegreich entfaltet haben, die uns aus der Vergangenheit überkommen sind.

Nürnberg, März 1942.

# Einleitung[1]

Clausewitz hat in seinem Buch „Vom Kriege" dem „kriegerischen Genius" ein besonderes Kapitel gewidmet. Er versteht darunter den „harmonischen Verein" von Kräften des Verstandes, des Charakters und des Gemütes, die in der Person des Feldherrn ihre stärkste und edelste Verkörperung finden. Der große Kriegsphilosoph mißt dabei den Verstandeskräften eine besondere Bedeutung bei: Finde man doch unter rohen Völkern nie einen eigentlich großen Feldherrn. Erst in den Zeiten der höheren Bildung träten jene „kriegerischen Genies" auf, deren Ruhm zugleich den Namen ihres Volkes unsterblich gemacht habe.

Diese Auffassung vom Feldherrn steht im Gegensatz zu einer anderen, heute gelegentlich als neue Entdeckung gepriesenen, die gerade in der Überbetonung des Willens das höchste Feldherrnideal, die in Dschingis Chan und Timur Lenk nacheiferungswürdige Vorbilder sieht. Ganz abgesehen davon, daß über diese Persönlichkeiten nur sehr wenig historisch Bestätigtes bekannt ist, verdient Clausewitz' Ansicht deshalb mehr Glauben, weil er sie aus dem gründlichen Studium von mehr als 130 Feldzügen der verschiedensten Zeitalter hergeleitet hat, weil er die Feldherren der verschiedensten Zeitepochen psychologisch zu durchdringen versucht hat. Er ist dabei zu der Erkenntnis gekommen, daß nur das Vorhandensein einer Reihe verschiedenartiger Kräfte und Talente die ungeheueren Aufgaben zu meistern vermag, die dem Feldherrn gestellt werden.

Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr. So ist der Mut eine selbstverständliche Eigenschaft jedes Truppenführers. Der Feldherr hat aber nicht nur Mut gegen persönliche Gefahr zu zeigen, sondern auch Mut zur Übernahme einer Verantwortung. So mancher Feldherr besaß den ersteren in hohem Maße und konnte doch nie zu einem ganzen Entschluß kommen, weil er durch die Last der Verantwortung geschreckt wurde.

Ein gesunder Körper, verbunden mit Härte gegen sich selbst, erleichtert es dem Feldherrn, die unerhörten Anstrengungen zu ertragen, die der Krieg ihm

[1] Aus „Der Genius des Feldherrn". Sanssouci-Verlag, Berlin 1935.

auferlegt. Man kann dagegen einwenden, der „moderne Alexander" leite die Schlacht vom Kartentisch aus und bewege sich im bequemen Kraftwagen. Das ist richtig, aber dafür ist die Nervenbeanspruchung des Feldherrn infolge der ungeheueren Ausmaße und größeren Vielseitigkeit des modernen Krieges erheblich größer geworden. Ein robuster Körper wird diese Aufgaben leichter meistern. Die Kriegsgeschichte zeigt aber auch manchen großen Feldherrn, der in einem gebrechlichen Körper über eine so unerhörte geistige und seelische Spannkraft verfügte, daß er alle Widerstände überwand.

„Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit; drei Vierteile derjenigen Dinge, auf welche das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit." Diesen Nebel kann nur ein feiner und scharfer Verstand durchdringen, der „mit dem Takt seines Urteils" die Wahrheit herauszufühlen vermag. Dies ist in der Praxis deshalb so besonders schwer, weil die Dinge dauernd im Fluß sind und der Zufall eine große Rolle spielt. Es kommt also nicht allein darauf an, bis zu einer zutreffenden Vorstellung von der Lage vorzudringen, sondern im gegebenen Moment einen schnellen Entschluß zu fassen. Clausewitz ist der Ansicht, daß vornehmlich der Verstand es ist, der „im Drange des Augenblicks" dem Feldherrn den inneren Impuls zu einem vernünftigen und erfolgversprechenden Entschluß gibt. Es gehört dazu aber eine „ganz eigentümliche Richtung des Verstandes, die jede andere Scheu im Menschen niederkämpft mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern". Hieraus erklärt es sich, daß oft Männer als Unterführer größte Entschlossenheit in ihrem engeren Rahmen zeigten, aber an höchster, verantwortlicher Stelle nicht den umfassenden geistigen Überblick besaßen, um das Bild zu entwirren, und daher von einer überraschenden Unentschlossenheit befallen wurden.

Freilich, es gab auch Feldherren mit einem durchdringenden Verstande, die ein klares Bild der Lage gewannen, aber trotzdem nicht den als richtig erkannten Entschluß durchführten. Es fehlte ihnen eine angeborene oder anerzogene Kraft des Willens, die man bald als Energie, bald als Standhaftigkeit, bald als Charakterstärke bezeichnet.

Die Hauptlast beim Brechen des feindlichen Widerstandes trägt die Truppe. Der Feldherr ist nur mittelbar der Träger dieser Energie. Wenn die Truppe frisch und voll Siegeszuversicht ist, erfüllt sie die ihr gestellten Aufgaben von selbst mit dem ihr innewohnenden eigenen Schwunge. Sind ihre physischen und moralischen Kräfte aber verbraucht, so lastet „die ganze Inertie der Masse" auf dem Feldherrn. Nur wenn es ihm gelingt, „mit dem Lichte seines Geistes" von neuem die Glut des Willens in seinem Heere zu entzünden,

wird er Herr über seine Untergebenen sein. Wenn seine Energie ihn verläßt, „so zieht die Masse ihn zu sich herab in die niederen Regionen der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt". Dieser sich in der Kriegsgeschichte immer wiederholende Vorgang ist keinem unglücklichen Feldherrn erspart geblieben.

Wenn es dem Feldherrn aber gelang, der widerstrebenden Masse seinen Willen aufzuzwingen, dann entsprang dieser Wille immer einem starken inneren Beweggrund. Nach Clausewitz war dieses Motiv in den meisten Fällen „der Seelendurst nach Ruhm und Ehre". Er sei gerade bei den größten Feldherren immer vorherrschend gewesen, selbst wenn andere Motive wie Vaterlandsliebe, Fanatismus oder Rache mit beteiligt gewesen seien. Dieses Streben nach Ruhm ist ganz anders geartet als persönliche Eitelkeit oder Geltungsbedürfnis. Es ist vielmehr das heiße Bemühen, das den Künstler beim Gestalten eines Kunstwerkes beseelt und in dem Wunsche gipfelt, eine Operation zu vollenden, die sich würdig an die großen Glanzleistungen der Kriegsgeschichte anreiht.

Aus Verstand und Willen entspringt die Selbstbeherrschung. Sie ist nicht von jener Art, die phlegmatische, indolente Naturen zeigen, Leute, die sich „nie aus der Ruhe bringen lassen". Diese lassen fast immer das Schöpferische vermissen. Gefühlvolle und dabei ruhige Menschen werden bei aller Selbstbeherrschung selten den inneren Impuls zum Handeln finden, weil sie durch die Not des Krieges leicht niedergedrückt werden. Aufbrausenden, leicht begeisterungsfähigen Naturen fällt es überhaupt schwer, Selbstbeherrschung aufzubringen. So erscheinen „die wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen" am meisten geeignet, die richtige Art der Selbstbeherrschung zu zeigen, weil in ihnen neben der schöpferischen Kraft ein besonderes Gegengewicht gegen die Leidenschaften vorhanden ist: das Gefühl der Menschenwürde, „dieser edelste Stolz, dieses innerste Seelenbedürfnis, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken".

Charakterstärke ist immer eine der hervorragendsten Eigenschaften großer Feldherren gewesen. Der Feldherr muß innerlich auf festen Füßen stehen. Er soll an seiner Ansicht, seiner augenblicklichen Eingebung festhalten so lange, bis ihn eine klare Überzeugung dazu zwingt, davon abzuweichen. Er soll einerseits nicht jedem gutgemeinten, unverantwortlichen Rat sein Ohr leihen und wie ein vom Sturm getriebenes Schiff in seinen Entschließungen umfallen. Er soll aber andererseits nicht taub sein gegen einen guten Rat, sondern so viel Urteilsvermögen und Wendigkeit besitzen, daß er die hochwertige Geistes-

arbeit seines Stabes auszunutzen versteht. Er soll biegsam, aber nicht weich, er soll beharrlich, aber nicht starr sein.

Clausewitz rechnet weiter zum kriegerischen Genius eine Eigenschaft, die wiederum dem „Geistesvermögen" entspringt, den Blick für das Gelände, den Coup d'œil, wie ihn Friedrich der Große nennt. Bis in das 18. Jahrhundert faßte der Feldherr seine Eindrücke vom Gelände durch das körperliche Auge auf und ergänzte sie mit Hilfe unzulänglicher Karten. Später war er infolge der immer größeren Räume, in denen sich die Operationen abspielten, mehr und mehr ganz auf Karten angewiesen. Auf Grund dieses Bildes hat ihm seine Phantasie eine richtige Vorstellung vom Gelände zu geben. Aber damit nicht genug, muß er gleichzeitig mit seinem geistigen Auge beurteilen, inwieweit das Gelände die Bewegungen seiner eigenen Kräfte und der des Gegners fördert oder hemmt, muß dem Gegner die ungünstigeren Verhältnisse zuschieben und für seine eigenen Truppen alle aus dem Gelände erwachsenden Vorteile ausnutzen. Lebendige Phantasie und praktische Erfahrung haben dabei Hand in Hand zu gehen.

Schließlich ist Clausewitz der Auffassung, daß nur der Feldherr einen Krieg zu einem glänzenden Ziele führen könne, der über große Einsicht in die höheren Staatsverhältnisse verfüge. Er verweist dabei auf Karl XII., den er nicht unter die großen Genies rechnet, weil er es nicht verstanden habe, „die Wirksamkeit seiner Waffen einer höheren Einsicht und Weisheit zu unterwerfen". Er spricht damit offen aus, daß der kriegerische Genius in seiner höchsten Entwicklung nicht in den einseitig militärisch gebildeten Köpfen wohne. Vielmehr werde hier der Feldherr zum Staatsmann, weil er mit seinem Blick nicht nur alle Staatsverhältnisse umfassen, sondern sich auch genau bewußt sein müsse, „was er mit den Mitteln leisten kann, die in seiner Hand liegen".

Mit den Kräften des Verstandes hat Clausewitz seine Schilderung des „kriegerischen Genius" begonnen, mit den Kräften des Verstandes beschließt er sie, indem er die Ansicht ausspricht, daß „es mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe seien, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten".

„Ein vollkommener Feldherr besteht nur in der Idee ...", hat Friedrich der Große gesagt. An einer anderen Stelle hat er ihn als einen „stolzen Phönix" bezeichnet, der niemals erscheinen werde, ohne dabei zu berücksichtigen, wieviel er selbst von diesem Phönix in seiner eigenen Person verkörperte. In-

dessen sind die Verwicklungen des Feldherrnideals, wie sie uns in der Geschichte begegnen, von einer ungeheuren Mannigfaltigkeit. Hierzu kommt die Vielgestaltigkeit der Lagen, aus denen heraus die Heerführer ihre Entschlüsse faßten. Auch die persönliche Stellung des „kriegerischen Genius" im Rahmen des Heeres schaffte verschiedene Wirkungsmöglichkeiten. Karl XII. von Schweden, Friedrich der Große, Napoleon und in neuester Zeit, unter veränderten Verhältnissen, Pilsudski waren zugleich Feldherren und Staatsoberhäupter. Andere, wie Gneisenau und Moltke, waren verantwortliche Berater des Heerführers, Cromwell schließlich auf der Höhe seiner militärischen Tätigkeit nur Mitfeldherr. Auch der wirkliche Oberfeldherr ist oft nicht völlig frei in seinen Entscheidungen.

Das alles ergibt für das Wirken des „kriegerischen Genius" sehr wesentliche Unterschiede. Manchmal kommt die entscheidende Überlegenheit der Feldherrnpersönlichkeit mehr auf dem Schlachtfelde selbst zur Geltung, zuweilen aber liegt sie eingebettet in den der Schlacht vorausgehenden Operationen, zuweilen kann man sie noch in die Periode der Kriegsvorbereitung zurückverfolgen. Doch ist auch der mit weitblickendem Verstand angelegte Feldzug vielfachen äußeren Einflüssen unterworfen. „Nur der Laie glaubt, in dem Verlauf eines Feldzugs die konsequente Durchführung eines im voraus gefaßten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festgehaltenen ursprünglichen Gedankens zu erblicken[1]." Die Entschlüsse des Feldherrn sind selbst in einem so planmäßig wirkenden Feldzug wie dem von Königgrätz 1866 nicht vorausberechnete Maßnahmen, sondern „spontane Akte", geboren aus der stets sich wandelnden Lage.

Gelegentlich nimmt ein Nachlassen der Kräfte, wie das Napoleons nach der erfolgreichen Durchführung der Operation von Regensburg, dem Siege die höchste Vollendung. Der Zustand der Truppe, wie sie dem Feldherrn zur Verfügung steht und wie sie durch die Ereignisse beeinflußt, ermüdet und begeistert wird, der Grad ihrer Ausbildung, ihre zahlenmäßige Stärke, all das sind Elemente, die der Feldherr richtig einzusetzen und zu berücksichtigen hat. Sie wirken sich bei Verfolgung und Ausnutzung eines Erfolges vielfach hemmend aus. Andererseits macht der persönliche Einfluß des Heerführers auf die Truppe zuweilen das Unmögliche möglich.

Aus alledem erwächst in der Geschichte eine Fülle von verschiedenen Vorgängen, die uns den „Genius des Feldherrn" in der Wirklichkeit zeigen. Häufig verhindert die Mangelhaftigkeit der Quellen, seine Wirksamkeit in

[1] Moltke, Über Strategie (Taktisch-strategische Aufsätze, S. 291 f.).

der Entstehung und Ausführung der entscheidenden Entschlüsse auch nur einigermaßen genau zu verfolgen.

Man hört heute gelegentlich die Ansicht, im neuzeitlichen Kriege der Millionenheere könne der Feldherr kaum mehr tun, als den riesigen Heeresapparat in Gang zu setzen. Der Sieg werde dann in einem frontalen Sichabringen allein von der überlegenen technischen Ausrüstung und von der Tapferkeit der Truppe entschieden werden. Damit scheide jedes Geistige aus der Kriegführung aus. Es bleibe nur noch die Materie. Diese durchaus laienhafte Vorstellung vom modernen Kriege ist von berufener Seite dahingehend widerlegt worden, daß heutzutage geniales Feldherrntum und hochwertiges Führertum dringender denn je notwendig sind. Halten doch die technischen Rüstungen aller Großmächte ungefähr gleichen Schritt, und auch der Einzelkämpfer weist, was Ausbildung und Tapferkeit anbelangt, wohl keine sehr großen Unterschiede auf. So behält die Führungskunst und damit der „Genius des Feldherrn" nach wie vor seine hohe, Schlachten und Kriege entscheidende Bedeutung.

# Scharnhorst[1]

Die Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht am 16. März 1935 hat in allen Teilen des deutschen Volkes begeisterten Widerhall gefunden. Haben wir doch jahrelang die brennende Schmach empfinden müssen, daß einer Nation, die die ausgedehntesten Landgrenzen zu schützen hat, diejenige Wehrform bestritten wurde, durch die allein der Schutz ihres Lebensraumes gewährleistet werden kann. Wiederholt wurde in der Nachkriegszeit darauf hingewiesen, daß eine der Hauptursachen des Marnedramas wohl darin zu suchen ist, daß wir in der Vorkriegszeit den überlieferten Grundsätzen der Allgemeinen Wehrpflicht untreu geworden waren.

Wenn wir heute sehen, wie der Führer und Reichskanzler nach der erneuten gewaltigen Rüstungssteigerung unseres westlichen Nachbarn keinen anderen Ausweg sah, als den trügerischen Schleier, mit dem man uns wie früher umgarnen wollte, durch eine mannhafte Tat zu zerreißen, so beherrscht uns ein Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit. Denn durch diese Tat hat die Isolierung der Wehrmacht vom Volke, die uns mit voller Absicht das Versailler Diktat auferlegt hatte, ein Ende gefunden, durch diese Tat sind wir einen neuen großen Schritt vorwärts gekommen zur Bildung einer starken Volksgemeinschaft. Damit hat der Führer einen erneuten Beweis seines politischen Weitblicks gegeben, der jeden mit uneingeschränkter Bewunderung erfüllen muß. Vor allem aber hat er die unerträgliche Schande von uns genommen, daß uns, einem großen Kulturvolk mit einer stolzen 2000jährigen Geschichte, das heilige Recht genommen sein sollte, die Wehrlosen daheim mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Dadurch ist Adolf Hitler zum Schirmer unserer nationalen Ehre, zur „wehenden Fahne" der neuen Wehrmacht geworden. Das legt uns nun aber, jedem Volksgenossen, die Verpflichtung auf, ihm treue Gefolgschaft zu leisten, damit der harte Kampf, der uns noch bevorsteht, zum siegreichen Ende geführt wird.

Heute, da der große Entschluß gefaßt ist und die deutsche Jugend in diesen

[1] Kleine Abhandlungen der „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften". Jahrgang 1935.

Wochen zum erstenmal wieder wie einst in der Vorkriegszeit zum aktiven Dienst gemustert wird, ist es für uns eine Ehrenpflicht, den Blick rückwärts zu wenden zu jenem Manne, der einst vor 140 Jahren zuerst in unserem Vaterlande den Gedanken der Allgemeinen Wehrpflicht mit heißem Herzen ersehnte und ihn schließlich in zwei Jahrzehnten beispiellosen geistigen Ringens verwirklichte.

Scharnhorsts Bildnis, wie wir es Unter den Linden sehen, hat nichts von heroischer Haltung. Tief versonnen steht er da, wie ein Gelehrter, der über ein Problem nachsinnt, das er mit höchster Anspannung seines Geistes zu ergründen sucht. Und in der Tat bildete das Planen, das Schaffen geistiger Erkenntnisse, das Lehren den Schwerpunkt seines Lebens. Es war getragen von einer unerhörten Energie, die wie eine glimmende Flamme allen Widerständen zum Trotz sich endlich durchsetzte.

Der unbekannte Bauernsohn aus Bordenau am Steinhuder Meer muß schon in seiner Jugend etwas Außergewöhnliches an sich gehabt haben. Sonst wäre Graf Wilhelm von Schaumburg nicht auf ihn aufmerksam geworden. Dieser geniale Fürst, der als Artillerieführer des Herzogs Ferdinand von Braunschweig im Siebenjährigen Krieg und später in portugiesischen Diensten sich hohen Ruhm erwarb, nahm Scharnhorst in seine Kriegsschule auf dem Wilhelmstein auf, die er mit Auszeichnung beendete. Als Offizier trat er später in die hannöversche Armee über und hatte im 1. Koalitionskrieg bald Gelegenheit, sich durch eine besondere Waffentat hervorzutun. Als Stabschef des Kommandanten von Menin leitet er den Durchbruch der Besatzung aus der belagerten Festung und zeigt in dieser verzweifelten Lage, daß in ihm erstes Soldatentum lebt.

Und noch ein zweites Mal tritt der junge Hauptmann hervor. Im Gefecht bei Hondschoote halten hessische und hannoversche Grenadiere und Jäger die Stellung, ausgezeichnete, in den Kolonialkriegen Englands hoch bewährte Truppen. Auf der anderen Seite die weit überlegenen, aber mangelhaft ausgebildeten Sanscoulotten Houchards. Drei, vier Angriffe des Gegners werden abgeschlagen, die hessischen Grenadiere gehen unter persönlicher Führung ihres Generals zum Gegenstoße vor ... Scharnhorst setzt seine Batterie aufs rücksichtsloseste ein. Aber alles ist umsonst. Immer neue Kräfte führt der Feind herein, die rechts und links die eigene Stellung umbranden. Die Levée en masse siegt über die Qualitätstruppe.

Scharnhorst ist sicherlich von diesem Ereignis aufs tiefste beeindruckt worden. Schon sein Lehrmeister auf dem Wilhelmstein hatte in seinem Miniaturstaat als erster deutscher Fürst die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und seine

Schüler von deren Notwendigkeit überzeugt. Nach Rückkehr aus dem Felde setzt sich Scharnhorst in Hannover mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit für diesen Gedanken ein. Vergebens — man hatte dafür keinerlei Verständnis. So geht er nach Preußen, in dessen Kantonsreglement bereits seit 1712 die Worte standen, „daß alle Bewohner des Staates seine geborenen Verteidiger seien". Praktisch war aber auch hier dieser Grundsatz nie zur Tat geworden; am allerwenigsten in jenen Jahren um die Wende des 19. Jahrhunderts, weil durch zahlreiche „Exemptionen" die Last des Wehrdienstes zum Teil auf die Schultern geworbener Ausländer gelegt wurde. Auch hier hatte Scharnhorst kein Glück. Seine Reformvorschläge blieben ohne Wirkung.

Das nächste große Erlebnis Scharnhorsts ist der 14. Oktober 1806. Er ist Stabschef beim preußischen Oberbefehlshaber, dem Herzog von Braunschweig. Nachdem die preußische Politik im Vorjahre die Schuld der vereinzelten Niederlage Österreichs auf sich geladen hatte, steht Preußen jetzt ebenso isoliert der Überlegenheit Frankreichs gegenüber. Scharnhorst hat tagelang zuvor an endlosen Beratungen teilgenommen, die zu keinem Ergebnis führten. Am Schlachttage selbst muß er es erleben, daß er selbst infolge des Durcheinanders in der preußischen Führung ganz ausgeschaltet ist. Bei Auerstedt wird man von dem sich aus einer Enge entwickelnden, nur halb so starken Gegner geschlagen. Hier drängt sich ihm die Überzeugung auf, daß die mangelhafte Auswahl und Schulung der Führer die Niederlage verschuldet haben — daneben auch die fehlende Dezentralisation der Führung und die Nichtabgrenzung der Verantwortung.

Es folgt die regellose Flucht des preußischen Heeres, die schmachvolle Kapitulation von Prenzlau. Scharnhorst sieht, wie die Bevölkerung nicht nur keinerlei Widerstand leistet, sondern stellenweise sogar die Sieger in widerlicher Unterwürfigkeit begrüßt, wie die Magistrate der Festungen die abgelebten Kommandanten bedrängen, doch ja sofort in die Übergabe einzuwilligen. Gleichgültig und teilnahmslos, ja zum Teil mit hämischer Freude nimmt das Bürgertum den Zusammenbruch des Staates hin. Mit einer Flut von Pamphleten beschimpft es dann die Armee, in Sonderheit das Offizierkorps, obwohl dieses 10 vom Hundert an Toten und 30 vom Hundert an Verwundeten verloren hatte. Es ist jene Zeit, von der Gneisenau schrieb: „Jeder will nur sich und seine Genüsse retten, und dem Ehrliebenden bleibt nichts übrig, als diejenigen zu beneiden, die auf dem Schlachtfeld geblieben sind."

Scharnhorst ist gerade hierdurch wohl aufs allertiefste beeindruckt worden, weit mehr als durch die militärische Niederlage. Er erblickt in dieser völlig fehlenden Verbundenheit des Heeres mit dem Volke die Hauptursache für den

Zusammenbruch. Was könnte eine noch so gute Reorganisation des Heeres für Nutzen bringen, wenn nicht zuerst der Boden für den Wiederaufbau im Volke bereitet würde? Deshalb schreibt er 1807 an Clausewitz: „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt." Die Regierung müsse es verstehen, „sich Liebe und Achtung zu verschaffen und ihren Wert dem Volke fühlbar zu machen". Das war aber eine Aufgabe, die der Soldat allein nicht lösen konnte. Hier brauchte er die Hilfe des Staatsmannes. Scharnhorst fand in Stein den Mann, der diese heroische Einstellung des Volks mit dem gleichen heißen Herzen herbeisehnte, der Mittel und Wege fand, um sie Wirklichkeit werden zu lassen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Städteordnung, die der Bevölkerung das Recht zur Teilnahme am politischen Leben gaben, sind die Hauptmarksteine auf diesem Wege. Sie gaben dem Volke das Gefühl für Mitverantwortung, für Freiheit und Ehre.

Diese neue seelische Verfassung des Volkes sollte nach Scharnhorsts Worten vor allem dem Zwecke dienen, „den Geist der Armee zu erheben und zu beleben, die Armee und Nation inniger zu vereinigen und ihr die Richtung zu ihrer wesentlichen und großen Bestimmung zu geben". Wenn er in der zukünftigen Armee „die Vereinigung der moralischen und physischen Kräfte aller Staatsbürger" sah, so trafen sich seine Gedanken mit denen Steins, denn dieser hatte das Wort geprägt: „Ich halte es für ein tiefes Versinken in Egoismus, wenn man den Soldatenstand nicht für den ehrenvollsten hält"

Das Idealbild eines Heeres, wie es den beiden großen Reformatoren vorschwebte, war also in erster Linie auf dem sittlichen Prinzip aufgebaut. Die Armee sollte durch Selbstlosigkeit, durch Opfermut, durch Ehrgefühl und vaterländische Gesinnung einen neuen, bisher unbekannten inneren Impuls gewinnen, sollte dadurch dem Volke ein Vorbild werden.

Die Verwirklichung dieses Zieles dauerte Jahre — Jahre mühseligen Ringens gegen das Althergebrachte, gegen Böswilligkeit, Egoismus, Mangel an Gemeinsinn, gegen krassesten Materialismus. Der frankophilen Hofpartei schien der erstrebte neue Impuls des Volkes den Bestand der Monarchie zu gefährden. Der Adel wehrte sich stellenweise gegen die Beschränkung seiner Privilegien. Weite Kreise des dem Wehrdienst entfremdeten Bürgertums sahen weiter im Soldaten den Vertreter der Roheit und Unkultur. Aber Scharnhorst hielt mit unerhörter Hartnäckigkeit an dem gesteckten Ziele fest. Er war keiner, der mit Worten schaffte. Wann hätte je ein stillerer Geist so Großes geleistet wie er? Er wirkte, wie es die Art der Größten von jeher war,

Scharnhorst

Gneiſenau

durch die Beharrlichkeit seiner Wesensart; er wirkte durch die Wucht seiner Gedanken, deren Klarheit unwiderlegbar war; er wirkte, wie die wahren Propheten tun, durch die Unbedingtheit und die Reinheit seiner Hingabe. Alles eigene Streben, alle Begier nach Entfaltung und Geltung war ihm fremd. Er durfte sagen: „Ich habe mit unbeschreiblicher Anstrengung für das Vaterland gearbeitet. . . . Dabei habe ich kein Kommando nehmen können, ich habe mich nur begnügt, gute, brauchbare Leute hervorzuziehen; ich konnte nur dies durchsetzen, wenn ich selbst allem entsagte."

Aber Scharnhorst war nicht auf äußere Erfolge angewiesen. Wer aus der Ewigkeit schöpft, kann warten. Scharnhorst konnte mit einer Gelassenheit warten, daß selbst die Nächsten beinahe an ihm irre wurden. Clausewitz schrieb: „Mein Freund ist leider in allen seinen Formen so weich und schonungsvoll, daß er nur den Leuten von Geist imponiert, und darum erwarte ich auch von ihm nichts Gutes mehr." Aber dann wird ihm das Wunder dieser duldsamen Beharrlichkeit offenbar; er darf es miterleben, wie diese Güte eindringlicher ist als der härteste Zwang, wie vor dieser besonnenen Klarheit die Widerstände zerstieben wie Nebel vor dem Licht.

Preußen hat in den Jahren von 1807 bis 1813 bewiesen, daß es trotz der furchtbaren Niederlage von Jena noch genug innere Kraft zum Wiederaufstieg besaß. An diese Kraft der Nation hat Scharnhorst immer geglaubt. Er wußte, daß das soldatische Erbgut aus den Tagen Friedrichs des Großen dermaleinst herrliche Auferstehung feiern würde. Aus diesem Wissen erwuchs ihm die große Zuversicht.

Wenige große Grundsätze geben die Richtlinien für Scharnhorsts Reorganisationswerk. Alles Vereinzelte führt sinnvoll zu ihnen zurück, alles bezieht sich unmittelbar auf das Ganze, alles läßt den Ausblick auf das Endziel offen. „Bei einer jeden neuen Einrichtung müssen ganz einfache, jedem einleuchtende Sätze zugrunde liegen, wenn sie zu großen Resultaten führen soll", sagt er einmal. Das erste Postulat ist vielleicht dieses: Es gibt eine Dreieinigkeit von Nation, Armee und Regierung, die unerläßlich ist als Grundlage eines jeden Fortschritts. Nie ist Gedeihliches denkbar, wenn nicht aus der Harmonie dieser drei Instanzen. In der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit ist das erste die Nation, das zweite das Heer und das letzte die Regierung.

Fragt man sich weiter, was war das Leitmotiv seiner militärischen Reformen? Der Dienst für die Nation ist eine Pflicht und eine Ehre; die höchste Form dieses Dienstes ist die militärische, da sie die restlose Bereitschaft zur Hingabe in sich schließt. Es muß also in militärischen Dingen die Ehre das letzte Wort haben. Man kann wohl von einer Entdeckung der soldatischen

Persönlichkeit sprechen. Triebfeder des Handelns ist nicht mehr Zwang, sondern Ehrliebe, Vaterlandsliebe, Enthusiasmus. An die Stelle der Abrichtung tritt Erziehung. Das ganze Strafwesen wird auf neuen Boden gestellt.

Durch die strenge Säuberung des Offizierkorps von überalterten und zweifelhaften Elementen, durch die harten Urteile der Untersuchungskommissionen über die Vorgänge von 1806 werden wieder richtige Begriffe über soldatische Ehre geschaffen. Dem gleichen Zwecke dienen die Einrichtung von Offiziers-Ehrengerichten und die Abschaffung der entehrenden körperlichen Strafen für Mannschaften. Der Offizier sollte nach Scharnhorsts Worten „nicht nur der Führer, sondern auch der Erzieher eines achtbaren Teils der Nation" sein. Dazu war aber notwendig, daß er neben Charakter auch Bildung besaß. Das Leistungsprinzip ohne Ansehen des Standes wurde damit entscheidend in den Vordergrund gerückt. Nach Gneisenaus Auffassung, die sich mit der Scharnhorsts in jeder Hinsicht deckte, sollte die neue Wehrorganisation „der Unabhängigkeit und der Veredelung des Volks zugleich" dienen. Das konnte aber nur dann erreicht werden, wenn an Stelle des reinen Zwangs von oben „der Geist der größten Ordnung und Pünktlichkeit" sich paarte mit einem lebendigen, freudigen Mitgehen der Mannschaft. Mit Entschiedenheit kämpfte Scharnhorst gegen eine öde, unnütz Kräfte verzehrende Kommissigkeit an, die ein solches freudiges Mitgehen nicht aufkommen lassen wollte.

Und nun noch die letzte Forderung. Sie lautete: Das Soldatische muß einbezogen sein in den Gedankenkreis des Gebildeten. Es muß einen Faktor des geistigen Lebens darstellen. Militärisches Denken soll gleichwertig jedem anderen wissenschaftlichen Forschen geachtet sein. Es braucht Akademien und Kriegsschulen, es braucht noch mehr die freie Geistesbetätigung des Berufssoldaten.

Dieser bewußte Aufbau auf dem geistigen und sittlichen Prinzip war es nun, der unmerklich die Hemmungen, die der Gebildete bisher gegenüber dem Wehrdienst hatte, beseitigte. Er weckte in den Herzen des unselbständigen und ungebildeten Landvolks bisher ungekannte Kräfte. Damit schuf Scharnhorst den Geist der Volksverbundenheit, der als Voraussetzung für die Allgemeine Wehrpflicht nicht zu entbehren ist.

Hinter diesen Maßnahmen des moralischen Wiederaufbaus treten die rein organisatorischen in den ersten Jahren nach 1807 wenig in die Erscheinung. Man durfte nur ein Heer von 42 000 Mann unterhalten, man war auf Schritt und Tritt vom Feinde überwacht, man hatte die größten finanziellen Schwierigkeiten. All dies machte die volle Durchführung der Allgemeinen Wehrpflicht unmöglich. Man war auf Kompromisse angewiesen. Im Gegen-

satz zu anderen Vorschlägen, die das hochwertige Friedensheer bei Kriegsbeginn ganz aufgehen lassen wollten in einem riesigen Massenaufgebot, rechnete Scharnhorst vielmehr mit den praktischen Gegebenheiten. So sehr er von der Überzeugung durchdrungen war, daß es gelte, möglichst alle Wehrfähigen für die Ausbildung zu erfassen, so wenig konnte er sich entschließen, auf einen starken Stamm an aktiven Offizieren und länger dienenden Unteroffizieren und Mannschaften beim Feldheere zu verzichten. Das Krümpersystem, auf das man unter dem Druck des Feindes abkam, genügte bei weitem nicht, das Feldheer auf eine zahlenmäßige Höhe zu bringen, wie sie angesichts der gewaltigen Neuaufstellungen Napoleons im Frühjahr 1813 erforderlich war. Es gelang nur, aus dem 33 000 Mann starken Friedensheer ein Feldheer von 95 000 Mann zu entwickeln, also eine Verdreifachung zu erreichen, die freilich qualitativ mustergültig war. Daneben wurde nach Scharnhorsts Vorschlag die Nationalmiliz oder Landwehr aufgestellt, die nach genügender Ausbildung zum Feldheer treten sollte. Sie war eine reine Improvisation, ein Aufgebot ohne aktive Stämme. Erst nach dem Waffenstillstand, also drei Monate nach Beginn der Feindseligkeiten, glaubte man sie in das Feldheer eingliedern zu können. Dann aber wuchs dieses durch die Landwehr von 110 000 Mann auf 228 000 Mann an, also etwa auf das Doppelte. Ohne die Landwehr ist eine siegreiche Durchführung des Herbstfeldzugs 1813 einfach undvorstellbar, mag man an ihrem anfänglich mangelhaften Zustand noch so scharfe Kritik üben. Scharnhorsts Überzeugung, daß nur das Zusammenwirken eines nicht übermäßig verwässerten Qualitätsheeres mit einem Massenaufgebot das höchste Maß an militärischer Kraftäußerung bringen könne, fand ihre glänzende Bestätigung.

Scharnhorst dachte aber auch an den schlimmsten Fall einer erneuten Niederlage. Dann sollte der aufzubietende Landsturm den letzten verfügbaren Arm in Bewegung setzen. Dann sollte die Nation in einem hemmungslosen Volkskriege um ihre Existenz kämpfen.

Wenn das Moment der Zahl Scharnhorsts Denken unablässig beschäftigt hatte, so nicht minder das Problem der Führung. In den Oktobertagen 1806 hatte er drei Führertypen kennengelernt: den des abgelebten, unentschlossenen Greises im Herzog von Braunschweig, den des operativ ungeschulten Troupiers in Rüchel und den des unpraktischen Gelehrten in Massenbach und Phull. Keine dieser Typen schien ihm würdig, das neue Volksheer zu führen. Er selbst hatte bereits seit 1803 als Lehrer das unbefangene Urteil des gesunden Menschenverstandes geweckt und ermuntert. Er hatte einfache und natürliche Ansichten gegen die Anmaßung falscher Genialität und unfruchtbarer

Gelehrsamkeit in Schutz genommen. Jetzt verbreitete er durch seine Instruktionen den Geist des klaren Rechnens mit Zeit und Raum, den Geist der Willenskraft und überlegten Kühnheit. Jetzt wurde der junge Führernachwuchs von seinen besten Schülern Clausewitz und Tiedemann an der Kriegsakademie in neuzeitlichem Sinne erzogen. Jetzt ergriff das gesamte Offizierskorps, wie ein Zeitgenosse schreibt, eine wundervolle Dienstfreudigkeit und ausgesprochene Initiative, wie sie nur dort besteht, wo man dem Vaterlande jedes Opfer zu bringen bereit ist.

Wenn man die spätere Führung des Feldherrnpaares Blücher-Gneisenau, Bülows oder Kleists in Vergleich stellt mit der Bedächtigkeit des überalterten Kutusow, der verblichenen Manöverstrategie eines Schwarzenberg, der Entschlußlosigkeit eines Bernadotte, so erkennt man, welche Früchte Scharnhorsts Lehrtätigkeit getragen hatte. Die preußische Führung wurde von einem Tatendrang, einem Siegeswillen, einer Schlachtenfreudigkeit getragen, die gewaltig abstach von der Leistung der andern.

Scharnhorst hat den Erfolg seines Lebenswerks nicht mehr geschaut. Sein Geist befreite Deutschland vom Joche der Fremdherrschaft. Sein unablässig verfolgtes Ziel: die allgemeine Wehrpflicht, erhielt durch Boyen 1814 dauernde Gesetzeskraft. Sie führte uns zur Einigung des Reichs. Und wenn wir heute, nach furchtbaren Jahren des Zusammenbruchs, durch Adolf Hitlers kraftvolle Tat ihre Erneuerung erleben, so liegt uns allen das Clausewitz-Wort auf den Lippen: „Ich weiß nicht, wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären, aber man kann das alles nicht sehen, ohne unaufhörlich an ihn zu denken."

# Gneiſenau[1]

## I.

In die Fußſtapfen des großen Wegbereiters Scharnhorſt trat der Vollbringer Neithardt von Gneiſenau. Im Wollen dem gleichen Ziele zuſtrebend, war er im Weſen von ganz anderer Art. Da war nichts von der weiſen, ſchwerblütigen, ſtillen Beherrſchtheit des Niederſachſen, ſondern „das Geſchwinde, Kühne und Geiſtige“ bildete, nach Ernſt Moritz Arndts Worten, die hervortretende Seite ſeines Temperaments, ein Erbteil ſeiner fränkiſchen Mutter. Im Feldlager der Reichsarmee während des Siebenjährigen Krieges geboren, lag ihm ſoldatiſcher Sinn vom Vater, einem ſächſiſchen Artilleriekapitän, und von beiden Großvätern im Blute. So beherrſchte ſchon den barfüßigen Jungen, der bei armen Pflegeeltern in Schilda die Gänſe hütete, den Würzburger Jeſuitenſchüler, den Erfurter Gymnaſiaſten und Studenten eine innere Raſtloſigkeit, ein Tatendrang, der ihn immer wieder aus dem Alltäglichen hinaustrieb in das Ungewiſſe: Ein tolles Jahr bei den öſterreichiſchen Wurmſer Huſaren, dann in Ansbachſchen Dienſten in Amerika, wo leider der Kampf im Solde Englands gegen Waſhington bereits ſein Ende gefunden hatte — wieder zurück nach Bayreuth, das ihm nun unſagbar eng vorkommen mußte!

Deshalb ſtrebte er nunmehr in den größeren, ausſichtsvolleren Rahmen der Armee des Alten Fritz. Er wurde übernommen, aber nicht — wie er gehofft hatte — als Anwärter für den Generalquartiermeiſterſtab in der Suite des Königs, ſondern als — Kompanieoffizier in Löwenberg.

Dieſe unſteten Jahre hatten verhindert, daß er eine planmäßige, gründliche militäriſche und allgemeine Ausbildung genoß. Und doch waren ſie für ſeine Charakterentwicklung von hohem Werte. Lernte er doch, Schwierigkeiten ſchnell und entſchloſſen anzupacken und zu überwinden. Es entwickelte ſich hier jene „friſche, fröhliche Geiſteskraft“, die Clauſewitz immer wieder an ihm

[1] Aus „Von Scharnhorſt zu Schlieffen. 100 Jahre preußiſch-deutſcher Generalſtab“. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1932.

rühmte, jener tatkräftige Optimismus, der jeder Situation die günstigste Seite abzugewinnen verstand.

In Löwenberg und Jauer, wo Gneisenau nun 20 Jahre als Kompanieoffizier und -chef verbrachte, hatte er viel Muße, aber wenig Anregung zu geistiger Weiterbildung. Nach seiner Verheiratung war das Unstete so sehr von ihm gewichen, daß er sogar aus dem einförmigen Leben der kleinen Garnison nicht herausstrebte. Durch einflußreiche Bekannte Karriere zu machen, kam ihm nicht in den Sinn.

Da reißt das Schicksal ihn im Herbst 1806 aus seiner Verborgenheit heraus. Bei Saalfeld wird seine tapfer fechtende Kompanie von der Übermacht überwältigt. Durch einen Zufall kommt er in Rüchels Stab und ist hier Zeuge der furchtbaren Katastrophe von Jena, aber auch Zeuge der ganzen Unfähigkeit und Jämmerlichkeit der preußischen Führung. Es ist, als ob in jenen Stunden das Titanenhafte, das bisher in diesem Manne schlummerte, hervorbräche. Er ist der einzige im Stabe, der zu einem klaren Entschluß kommt, der vernünftige Anordnungen entwirft, der nicht dem „Cauchemare", den der Korse verbreitet, unterliegt, sondern mit wildem Trotz sich dagegen aufbäumt.

Im folgenden Frühling ernannte ihn der König zum Kommandanten von Kolberg, das er gemeinsam mit dem opfermutigen Nettelbeck erfolgreich verteidigte. Überkluge Epigonenweisheit hat sich zu der Ansicht verstiegen, Gneisenau habe hier seinen Ruhm nur dem glücklichen Umstand zu danken, daß der Waffenstillstand zwischen Preußen-Rußland und Frankreich kurz vor der völligen Erschöpfung der Besatzung abgeschlossen worden sei. Die tapfere Verteidigung Kolbergs war wirklich keine alltägliche Leistung, hatten doch wenige Monate zuvor die Kommandanten von Erfurt, Hameln, Magdeburg, Küstrin, Spandau und Stettin ihre vollarmierten Festungen übergeben, bevor nur ein einziger feindlicher Kanonenschuß fiel. Unter der furchtbaren Nachwirkung der Niederlage war ihre „natürliche Schwäche bis zu einer wahren Schamlosigkeit gegangen[1]". Es gehörte ein starker Wille dazu, um sich dieser Psychose zu entziehen. Gneisenau schöpfte ihn aus seinem gesunden Empfinden für nationale Ehre. Sein verzweifeltes Ringen um den Wolfsberg ist daher weniger unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, daß er die ziemlich bedeutungslose kleine Festung dem Könige unbedingt erhalten wollte. Vielmehr gebot ihm eine innere Stimme, die Waffenehre der preußischen Armee hinüberzuretten in eine bessere Zukunft. Damit hat er ein Beispiel gegeben, das für den

[1] Clausewitz, Betrachtungen über die Ereignisse in Preußen 1806/07.

moralischen Wiederaufbau des Heeres in den nächsten Jahren von unschätzbarem Werte war.

Es folgte eine kurze Arbeit in der Reorganisationskommission. Mit Schwung und Überzeugungstreue trat er hier, wie wir bereits hörten, für die Weckung der „schlummernden Kräfte der Nation", für die „Freiheit der Rücken", für die allgemeine Wehrpflicht ein. Aber seine stürmische Art lag dem Könige nicht. Er duldete zwar sein Wirken mit der Miene des Märtyrers, lehnte aber die meisten seiner Entwürfe ab. Auch als sich Gneisenau 1809 leidenschaftlich für den Anschluß an Österreich einsetzte, drang er nicht durch. Der König war froh, als er den unbequemen Mahner in einer politischen Mission nach England schicken konnte.

Gneisenaus diplomatisches Wirken in London, Wien, Petersburg und Stockholm in den Jahren 1809 bis 1813 stand ebenfalls unter einem Unstern. Mit der ganzen Kraft seines Willens, mit dem Feuer seiner Überredung suchte er überall das gemeinsame Interesse Europas an der Niederringung Napoleons zu wecken. Er fand allerorten Zerfahrenheit, Egoismus und Kleinmut. Überall „predigte er ein Evangelium, das niemand begriff".

Geht man den Gründen für diese geringen Erfolge nach, so findet man, daß Gneisenau — nach seinem eigenen Geständnis — sich für diese Tätigkeit wenig eignete. Das langwierige Ringen um einen Organisationsplan oder um ein politisches Zugeständnis lag ihm nicht. Es fehlte ihm die gelassene, resignierte, unerhört hartnäckige Ruhe und Geduld Scharnhorsts. Er war mehr der Mann des Augenblicks, der die günstige Chance beim Schopfe packen wollte, der die Gefahr herbeisehnte, um in ihr seine Kräfte messen zu können.

Als daher im Frühjahr 1813 der Freiheitssturm losbricht, ist er sofort ein ganz anderer Mensch! Obwohl man ihm nur die untergeordnete Stellung eines Gehilfen Scharnhorsts im Stabe des Korps Blücher gibt, schreibt er: „Ich bin nie so hoch beglückt gewesen." Er fühlt sich von dem „großen Charakter, den die Nation angenommen hat", begeistert. Aber sein Tatendrang und seine Kampfesfreudigkeit wurden in diesem Frühjahrsfeldzug auf eine harte Probe gestellt. Die Methodik und Verworrenheit der Führung des russischen Oberkommandos lasteten schwer auf ihm. Dennoch traten seine außergewöhnlichen Führereigenschaften deutlich hervor: Wie er sich am Abend von Großgörschen, als die letzte Reserve verausgabt war, mit gezogenem Säbel an die Spitze einer Eskadron setzte, um mit heißer Seele doch noch den Sieg zu erringen, wie er bei Bautzen der einzige war, der mit klarem Blick die drohende Einkesselung erkannte und den Rückzugsbefehl durchsetzte, wie er aus der allgemeinen Niedergeschlagenheit dieses Rückzuges heraus seinem

Kommandierenden General den Rat gab, den nachdrängenden Gegner bei Haynau durch einen kräftigen Schlag abzuschütteln. In diesen furchtbaren Wochen, als die Russen bereits mit dem Gedanken liebäugelten, sich von ihren Verbündeten zu trennen und hinter die Oder zurückzugehen, als man in Wien den Entschluß, auf Preußens Seite zu treten, vorübergehend ganz aufgab, war es Gneisenaus selbstbewußte Hartnäckigkeit, die immer wieder seine Umgebung aufrichtete, die nicht müde wurde, in zahlreichen Briefen der politischen Leitung die Schwierigkeiten auszumalen, mit denen auch Napoleon zu kämpfen habe.

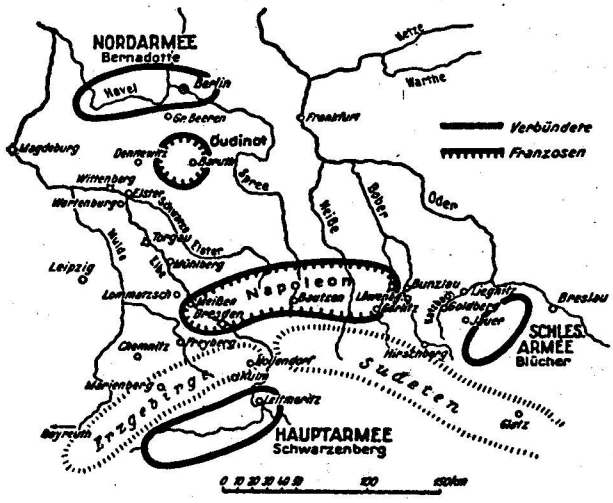
Als der Waffenstillstand von Poischwitz geschlossen war, suchte Gneisenau sofort aus diesem, seiner Meinung nach falschen Entschluß das beste herauszuholen. Er riet, die Zeit zu nutzen, um sich zum neuen Kampfe so stark wie möglich zu machen. Mit der ganzen ihm eigenen Energie packte er die Aufgabe der Organisation der Schlesischen Landwehr an. Sein praktischer Blick setzte sich über alle Verwaltungsformalitäten hinweg. Sein vaterländischer Schwung begeisterte die Lauen, seine harte Rücksichtslosigkeit zwang die Übelwollenden und Widerspenstigen. Das war kein fruchtloses Planen, das war praktische Arbeit, wie er sie liebte! Das war die von ihm langersehnte Ausschöpfung der vollen Wehrkraft eines Volkes zum Kampf um Sein oder Nichtsein. 50 000 Mann stampfte er in diesen wenigen Wochen aus dem Boden!

Gegen Schluß des Waffenstillstandes wurde Gneisenau Stabschef bei Blücher und dieser Oberbefehlshaber der Schlesischen Armee. Er hatte damit zum erstenmal eine Stellung erreicht, in der er auf weltgeschichtliches Geschehen Einfluß gewinnen konnte. Er war ein Mann von 53 Jahren, „in Haltung, Schritt und Gebärde einem Dreißiger ähnlich[1]", erfüllt von einem starken Selbstbewußtsein und einem leidenschaftlichen Haß gegen den fremden Bedrücker, ganz Mann der Tat. So sehen wir ihn den geistigen Kampf mit seinem großen Gegenspieler aufnehmen.

Wenn man die Ausgangslage der Verbündeten[2] im Juli/August 1813 betrachtet, so drängt sich der Überlegung der einfache Gedanke einer gleichzeitigen, konzentrischen Offensive auf dem rechten Elbufer auf. Gneisenau suchte anscheinend am 7. Juli, dem Könige und seinem Generaladjutanten Knesebeck diesen Gedanken nahezubringen. Zu den anschließenden Besprechungen in Trachenberg mit dem Führer der Nordarmee Bernadotte, Kronprinzen von Schweden, und dem russischen Generalmajor Baron Toll, Beauftragten Kaiser Alexanders, wurde Gneisenau freilich nicht zugezogen.

[1] E. M. Arndt. — [2] Siehe Skizze auf Seite 25.

Hier verfocht der Kronprinz den Plan des ſchwediſchen Generals Löwenhjelm, der ganz in den Anſchauungen der Manövrierkunſt des 18. Jahrhunderts lebte: Die angegriffene Armee ſollte ſich zurückziehen, während die beiden anderen „gegen die Kommunikation des Gegners operieren ſollten". Dieſer Plan lag dem Kronprinzen ganz beſonders, weil er gar kein Intereſſe an einer völligen Niederringung Napoleons hatte und ſein ſchwediſches Korps




Lage am Schluß des Waffenſtillſtandes (Mitte Auguſt 1813)

möglichſt intakt erhalten wollte für die ſpätere, ihm näher liegende Aufgabe der Unterwerfung Norwegens. Kneſebeck und Toll widerſprachen. Ganz beſonders der letztere, der 1812 in regem Ideenaustauſch mit Clauſewitz und jüngſt erſt mit dem todwunden Scharnhorſt und mit Grolman geſtanden hatte, betonte in leidenſchaftlicher Form, daß nur durch die Schlacht entſcheidende Erfolge zu erzielen ſeien. Der Kronprinz fügte ſich. Es wurde beſchloſſen, daß alle verbündeten Heere zum Angriff ſchreiten und „in des Feindes Lager zuſammentreffen ſollten".

Dieſer vernünftige Gedanke wurde aber bei den anſchließenden Verhandlungen zu Reichenbach wieder verwäſſert. Hier trat Öſterreich auf den Plan. Schwarzenberg, der Führer der Hauptarmee, und ſein Berater, General Baron Langenau, hatten aus den vorausgegangenen unglücklichen Kriegen gegen Napoleon und den Schriften des Erzherzogs Karl die Erkenntnis gewonnen, daß der Beſitz wichtiger geographiſcher Punkte das Weſentliche

in der Kriegführung sei, und daß man eine Schlacht nur dann annehmen dürfe, „wenn die Überlegenheit entschieden auf seiten der Verbündeten sei". Diese Anschauungen kamen der Politik des Wiener Hofes entgegen, der nicht eine völlige Niederlage, sondern nur eine mäßige Schwächung des Gegners erwünscht war, um nicht Rußlands und Preußens Macht zu stark werden zu lassen. In den „Besonderen Instruktionen", die daraufhin an die Armeen ergingen, wurde daher eine Handhabung der Offensive empfohlen, die jede Gefahr unbedingt vermeiden wollte, der aber auch jedes Ziel zu fehlen schien.

Blücher-Gneisenau hatten dieses Unheil nicht abzuwenden vermocht, weil sie bei den Verhandlungen nicht beteiligt wurden. Sie wußten, daß weder von Schwarzenberg noch vom Kronprinzen von Schweden selbständige Initiative zu erwarten war. Deshalb hatten sie den König dringend gebeten, die Hauptarmee in Böhmen ja nicht durch das preußische Korps Kleist aus Schlesien zu verstärken und das bei der Nordarmee befindliche Korps Bülow nicht dem Kronprinzen zu unterstellen. Vergebens. Als aber jetzt die „Besondere Instruktion" von der Schlesischen Armee sogar strikte Defensive verlangte, wollte Blücher auf Anraten Gneisenaus den Oberbefehl niederlegen. Erst als der Überbringer, General Barclay de Tolly, ihm mündlich versicherte, die Instruktion sei nicht so wörtlich aufzufassen, gab er sich zufrieden.

Wir sehen, wie dem Oberkommando der Schlesischen Armee bei Eröffnung der Feindseligkeiten durch seinen Auftrag und den Umstand, daß es die schwächste der drei Armeen befehligte, erhebliche Fesseln auferlegt waren. Die Schwierigkeiten wuchsen für Gneisenau dadurch, daß Blücher einseitig für stürmisches Draufgehen war, während andererseits die Unterführer Yorck und Langeron wenig Initiative zeigten, ja sich mehrfach den Befehlen des Oberkommandos versagten.

Mit kühnem Zugriff rückte man am 14. August in die neutrale Zone ein und gelangte bis zum Bober. In den sich nun am 20. entspinnenden Gefechten bei Bunzlau und Löwenberg erkannte Gneisenau bald, daß man den Kaiser mit seinen Hauptkräften gegenüber hatte. Mit Mühe gelang es ihm, seinen Oberbefehlshaber zum Abbrechen des Kampfes zu bewegen. Man ging hinter die Schnelle Deichsel zurück, um hier dem Gegner erneut Widerstand zu leisten. Da aber Langeron ohne Befehl einen Tagesmarsch weiter auswich, mußte man den Rückzug auch mit den beiden anderen Korps bis hinter die Katzbach, südostwärts Goldberg, fortsetzen. Jetzt (22. August) deuteten plötzlich Meldungen auf teilweisen Abmarsch des Gegners hin. Sofort entschlossen sich Blücher-Gneisenau zum Angriff. Aber wider Erwarten stieß man tags darauf auf einen nach wie vor stark überlegenen Feind und mußte

sich nach verlustreichem Kampfe in einem starken Nachtmarsch bis ostwärts Jauer vom Feinde absetzen. Die neugebildete Landwehr hatte durch blutige und Marschverluste, durch schlechtes Wetter und mangelhafte Verpflegung aufs schwerste gelitten. Langeron und Yorck ergingen sich in Verwünschungen gegen das „heerverderbende Oberkommando". Da ließen am 24. August abends neue Meldungen darauf schließen, daß Napoleon und Teile der bis Goldberg—Liegnitz gefolgten feindlichen Armee nach Westen abzogen. Blücher hatte das gesunde soldatische Empfinden, daß man angreifen müsse, um durch einen Erfolg der beginnenden Auflösung der eigenen Armee Einhalt zu tun. Gneisenau verschloß sich dem nicht. Obwohl Yorck sich anfangs weigerte, wieder vorzumarschieren, obwohl man am 25. August vorübergehend den Eindruck gewinnen mußte, daß der Feind sich wieder verstärke, obwohl Langeron den weiteren Rückzug empfahl, blieb das Oberkommando unerschütterlich bei seinem Entschluß zum Angriff und zog die Truppen in den Raum nordwestlich Jauer vor.

Am 26. August früh stand die Armee angriffsbereit hinter der Linie Neudorf–Seichau[1]. Man glaubte, daß der Feind in zwei räumlich getrennten Gruppen bei Liegnitz und Goldberg zur Verteidigung bereit stehe. Auf Gneisenaus Rat entschloß sich nun Blücher, die Liegnitzer Gruppe über die Katzbach hinweg doppelseitig umfassend anzugreifen. Langeron sollte bei Niemberg gegen die Goldberger Gruppe sichern. Doch kaum sind die Ordonnanzoffiziere mit den Befehlen abgeritten, wird Langeron bei Seichau angegriffen und Katzeler von überlegenem Feind über Ndr.-Crayn zurückgedrückt. Sofort zieht man aus der gänzlich veränderten Lage die Folgerungen: Langeron soll sich in seiner starken Stellung hinter der Pluse verteidigen, Yorck den Feind beim Ersteigen der Höhen ostwärts Ndr.-Crayn angreifen, Sacken sich daran beteiligen und die rechte Flanke gegen die Liegnitzer Gruppe sichern. Als dann am Nachmittage der Feind zwischen Kl.-Tinz und Weinberg in erbittertem Handgemenge in das Tal der Wütenden Neiße hinuntergeworfen worden ist, treibt Gneisenau mit größter Energie alles vorwärts. Er will über Ndr.-Crayn—Schlauphof den Angriff in die tiefe Flanke derjenigen Teile des Gegners fortsetzen, die mit Langeron im Kampfe stehen, und sie gegen den fast unpassierbaren Mönchswald werfen. Wir bewundern hier die geschickte Anpassungsfähigkeit des Oberkommandos an die Lage, mit der es dem Vernichtungsgedanken immer wieder eine neue wirksame Form zu geben versteht. Aber leider blieb infolge der allgemeinen Erschöpfung und des fürchterlichen Wetters das Ergebnis hinter der Erwartung zurück. Die Verfolgung über die Wü-

[1] Siehe Skizze auf Seite 29.

tende Neiße kam erst am anderen Morgen und dann auch nur zögernd in Gang. Blücher-Gneisenau mußten den Unterführern gegenüber zu schärfsten Zurechtweisungen greifen. So jagte man doch noch dem schwer erschütterten Gegner bis zum 31. August 20 000 Gefangene und über 100 Geschütze ab.

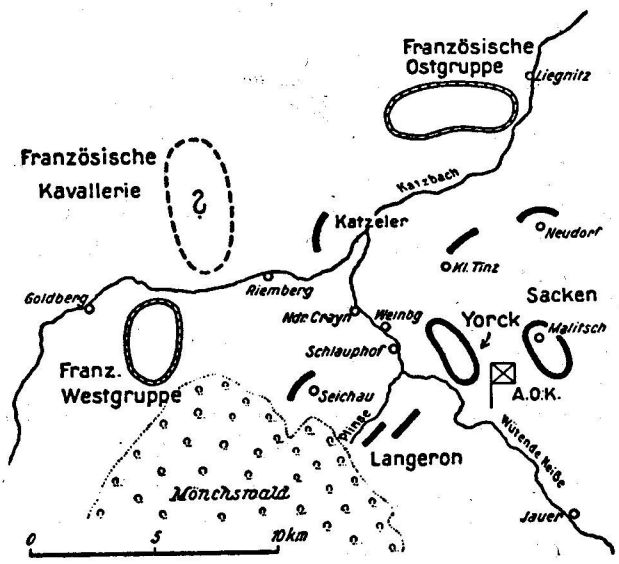
Es war eine glückliche Fügung, daß in diesen Tagen auch bei den beiden anderen Armeen Persönlichkeiten die Ereignisse bestimmend beeinflußten, die mit Blücher-Gneisenau gleichen Sinnes waren. Bei der Nordarmee war sich der Führer des preußischen I. Korps, General von Bülow, von Anfang an mit seinem Stabschef Oberst von Boyen darüber im klaren, daß man bei der zögernden Haltung des Kronprinzen von Schweden die Operationen selbständig „in das offene Meer hinausreißen" müsse. Als der Kronprinz daher beim Vorrücken der französischen Nordgruppe unter Oudinot den weiteren Rückzug hinter Berlin in Erwägung zog, griff Bülow auf Boyens Rat den Gegner aus eigener Initiative am 26. August bei Großbeeren an[1] und schlug ihn entscheidend aufs Haupt. Als dann Anfang September der neue französische Oberbefehlshaber Ney wiederum aus Wittenberg vorbrach und das preußische Korps Tauentzien westlich Jüterbog anpackte, griffen Bülow-Boyen den Gegner in seiner offenen linken Flanke an und erfochten selbständig, ohne vom Kronprinzen unterstützt zu werden, bei Dennewitz[1] einen zweiten großen Sieg.

Weniger günstig hatten sich die Ereignisse bei der Hauptarmee entwickelt. Nachdem man sich in der zweiten Augusthälfte zu einer Offensive über das Erzgebirge aufgerafft hatte, trat man am 26. August südlich Dresden mit dem Gegner in den Kampf, wurde aber tags darauf infolge des doppelseitig umfassenden Angriffs von Napoleons Hauptkräften zum Rückzug gezwungen. Oberstleutnant von Grolman riet jetzt, die Richtung auf Freyberg[1] zu nehmen, um nördlich des Erzgebirges die operative Freiheit zu behalten. Aber Napoleons Erfolg hatte derart niederschmetternd auf die verbündeten Führer gewirkt, daß die „timidere Parthey" im Kriegsrat durchdrang, die für beschleunigten Rückzug hinter das Gebirge war. Als in den nächsten Tagen das französische Korps Vandamme in überholender Verfolgung überraschend bis südlich des Gebirges nach Kulm vorstieß, steckten die Hauptkräfte der Verbündeten noch in den schwer passierbaren Pässen. Da entschloß sich der Führer des preußischen Korps Kleist, auf Anraten des Oberstleutnants von Grolman, Vandamme in den Rücken zu gehen auf die Gefahr hin, selbst in zwei Feuer zu geraten. Die kühne Tat führte zu der vernichtenden Niederlage Vandammes bei Nollendorf, die die verzwei-

[1] Siehe Skizze auf Seite 25.

felte Stimmung des Großen Hauptquartiers wieder hob und die Hauptarmee wenigſtens vor einem weiteren überſtürzten Rückzuge bewahrte.

Gneiſenau hatte in dieſer Zeit einen ſchweren Kampf um die Selbſtändigkeit der Schleſiſchen Armee zu kämpfen: nicht aus Preſtigegründen, ſondern rein um der Sache willen. Unter dem Eindruck des Mißerfolges der




Lage der Schleſiſchen Armee am 26. Auguſt 1813 früh

Hauptarmee bei Dresden hatte nämlich die Oberſte Heeresleitung der Verbündeten am 30. Auguſt befohlen, Blücher ſolle mit der größeren Hälfte der Schleſiſchen Armee ſich von Bautzen[1] unmittelbar an den rechten Flügel der Hauptarmee nach Böhmen heranziehen. Gneiſenau beurteilte die Lage weſentlich objektiver als Schwarzenberg, der die franzöſiſchen Hauptkräfte bereits im Vormarſch auf Prag ſah. Er erkannte, daß Napoleon das Wagnis eines Einfalls nach Böhmen nicht unternehmen konnte. Stand doch dann der ſiegreichen Schleſiſchen und Nordarmee der Weg über die Elbe nach Dresden offen. Mit dem ſchwer durchſchreitbaren Erzgebirge im Rücken lief der Kaiſer Gefahr, in Böhmen zur Waffenſtreckung gezwungen zu werden. Gneiſenau hielt es daher für wahrſcheinlicher, daß Napoleon bald von der Hauptarmee ablaſſen und zu einem neuen Schlage gegen die Schleſiſche Armee ausholen würde. Er wies dementſprechend in einer Denkſchrift vom 2. September an

[1] Siehe Skizze auf Seite 25.

Schwarzenberg darauf hin, daß eine Schwächung der verbündeten Kräfte in Schlesien Napoleon die Möglichkeit geben würde, über die Sudeten hinweg frei gegen die Flanke der Hauptarmee zu operieren. Ein Zusammenwirken der verbündeten Hauptarmee mit der Armee des Kronprinzen werde dann gänzlich unmöglich sein. Der beste Schutz der Hauptarmee gegen ein Vorgehen Napoleons über das Erzgebirge sei vielmehr eine starke, zum Angriff auf Dresden bereite Armee in der Lausitz. Er halte zudem aus psychologischen Gründen die Auseinanderreißung der Schlesischen Armee in zwei Teile nicht für zweckmäßig. Wir sehen, wie Gneisenau hier die Nachteile der zentralen Aufstellung Napoleons deutlich heraushebt und selbstbewußt seine Schlußfolgerung zieht, die in der Erhaltung der operativen Freiheit für die Schlesische Armee gipfelt. Nicht genug damit, schreibt er an Stein, er möchte auf diplomatischem Wege den Befehl zum Linksabmarsch wieder rückgängig machen, und entsendet den gewandten Major von Rühle in gleicher Mission zu Knesebeck, dem Generaladjutanten des Königs.

Doch das Große Hauptquartier hielt hartnäckig an dem Gedanken fest, obwohl man nach dem Siege bei Nollendorf bald erkannte, daß Napoleon mit seinen Hauptkräften nicht über das Gebirge folgte. Toll empfahl jetzt eindringlich eine erneute Offensive der Hauptarmee, die diesmal weiter westlich über Marienberg[1] auf Chemnitz geführt werden sollte. Man beschloß daher am 9. September, den Hauptteil der Schlesischen Armee in das Gebirge westlich der Elbe heranzuziehen, damit sie im Rahmen dieser Offensive als rechte Flügelstaffel gegen Dresden sichere. Gneisenau erkennt sofort die Schwäche des Planes: Was wird, wenn Napoleon sich mit seinen Hauptkräften auf die verbündete Armee wirft, während die Schlesische Armee in dem wegelosen Gebirge steckt, ohne ihr helfen zu können? Wird der weit entfernte Kronprinz rechtzeitig den Entschluß finden, Napoleon in den Rücken zu gehen? Es wird sich so das Bild ergeben, daß das preußische Heer, dessen Führung bisher die meiste Initiative gezeigt hat, dessen Truppen von dem entschlossensten Befreiungswillen beseelt sind, keinerlei entscheidenden Anteil an dem großen Kampfe um die Hauptentscheidung nehmen können.

Blücher und Gneisenau sind sich keinen Augenblick im Zweifel, daß sie hierzu ihre Hand nicht geben können. Sie suchen Zeit zu gewinnen. Gneisenau entwirft daher am 12. September einen Gegenplan: Die Nordarmee sollte zwischen Magdeburg und Wittenberg über die Elbe gehen, damit sich Napoleon gegen sie wende und der Schlesischen Armee die Möglichkeit

[1] Siehe Skizze auf Seite 25.

gebe, ihrerseits zwischen Torgau und Dresden die Elbe zu überschreiten. Sie könne sich alsdann mit der verbündeten Hauptarmee, die ihrem eigenen Plan entsprechend vorgehen könne, bei Leipzig vereinigen. Man kann kaum annehmen, daß Gneisenau dem Kronprinzen so viel selbständige Initiative zutraute. Er will nur vermeiden, eine glatte Weigerung auszusprechen, aber er schickt eine Abschrift an den Kronprinzen, um diesem den Gedanken des Elbüberganges einmal nahezubringen.

Schwarzenberg und Kaiser Alexander drängen jedoch auf baldigen Aufbruch. Das Oberkommando der Schlesischen Armee macht Ausflüchte. Aber lange kann das nicht so fortgehen. Man muß etwas Besseres, Überzeugendes dem Plan des Großen Hauptquartiers entgegenstellen. Nur so ist die Situation zu retten, nur so zu verhindern, daß die Operationen sich überhaupt für den Winter zum Stellungskrieg festlaufen. Da entsteht aus dem Plan vom 12. September heraus in Gneisenaus Hirn der neue Gedanke des Rechtsabmarsches mit der Schlesischen Armee zum Kronprinzen, um diesen über die Elbe mit vorzureißen. Wiederum jagt der wortgewandte Rühle ins Hauptquartier. Es gelingt ihm, durch Toll den Kaiser Alexander zu überzeugen und beim Könige und Knesebeck wenigstens zu erreichen, daß Blücher die Wahl des Entschlusses freigestellt wird.

Als Übergangspunkt hatte Gneisenau zunächst die Gegend von Mühlberg[1] ins Auge gefaßt. Er weiß aber, daß es mit dem Elbübergang allein nicht getan ist. Der Wille zur Entscheidungsschlacht jenseits der Elbe mußte vorhanden sein, wenn man auf einen Sieg rechnen wollte. Und dieser Wille fehlte vorläufig bei der Hauptarmee. Man trug sich hier mit dem Gedanken einer weit ausholenden Diversion auf Bayreuth, dann wollte man gegen Napoleons rechte Flanke „operieren" und seinem Angriff ausweichen. Gegen diese Auffassung wendet sich Gneisenau in zwei Denkschriften an Knesebeck mit der ganzen ihm eigenen Leidenschaftlichkeit. Die Hauptarmee soll westlich ausholend die Gegend von Freyberg erreichen, die Schlesische Armee westlich Meißen Aufstellung nehmen. Napoleon ist dann umstellt und muß eine von beiden angreifen. Die angegriffene Armee soll hierauf in befestigter Stellung die Schlacht annehmen, die andere Napoleon im Rücken angreifen und ihm den Garaus machen.

Zu dieser Schlacht will sich Gneisenau so stark wie möglich machen. Deshalb setzt er alles daran, die Nordarmee zur Mitwirkung zu bewegen. Er scheut dabei auch keine „unerlaubten Mittel". Er tritt in vertraulicher Weise mit dem Major von Rothenburg, dem Stabschef

[1] Siehe Skizze auf Seite 25.

Tauentziens, und mit Boyen in Verbindung und sichert sich dadurch die Hilfe der beiden preußischen Korps der Nordarmee für den Fall, daß der Kronprinz den Elbübergang verweigern sollte. Der König weist ihn wegen dieser Indisziplin durch Knesebeck zurecht. Jetzt sucht Blücher durch schmeichelhafte Briefe und durch Entsendung Rühles zu Bernadotte diesen auf gütlichem Wege zu überreden. Ein glücklicher Umstand bringt schließlich die Dinge ins Rollen. Auf die Meldung, daß der Gegner eine starke Kräftegruppe bei Lommatzsch[1] versammle, wählt man den Übergang weiter abwärts bei Elster[1] im Bereiche der Nordarmee. Nun kann der Kronprinz nicht umhin, seine Bedenken zurückzustellen, wohl hauptsächlich aus dem Gefühl heraus, daß sonst die preußischen Korps seiner Armee sich gegen seinen Willen an dem Unternehmen beteiligen würden. Noch sind im Oberkommando der Schlesischen Armee selbst erhebliche Widerstände zu überwinden, noch müssen Yorcks schwere Bedenken zerstreut werden, dessen Korps zuerst den Uferwechsel vollziehen soll. Aber das „unüberlegte Stückchen" gelingt wider Erwarten. Der Übergang bei Wartenburg[1] wird in hartem Kampfe erzwungen.

In diesen aufregenden Tagen höchster Spannung war Gneisenau die ruhige Zuversicht selbst: „Wir also wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die anderen es nicht wollen", schrieb er an Clausewitz. „Meine Herren, Sie sollen in diesem Jahre noch Trauben am Rhein essen", sagte er mit prophetischem Ernst zu den Offizieren seines Stabes. Er wie Blücher waren sich bewußt, daß der Vorstoß der Schlesischen Armee über die Elbe ihr unweigerlich Napoleons Hauptkräfte auf den Hals ziehen würde. Sie wußten aber, daß nur unter dieser Voraussetzung die Hauptarmee ungefährdet über das Erzgebirge vorgehen konnte. Deshalb nahmen sie ihr uneigennützig im Interesse der großen Sache diese Gefahr ab.

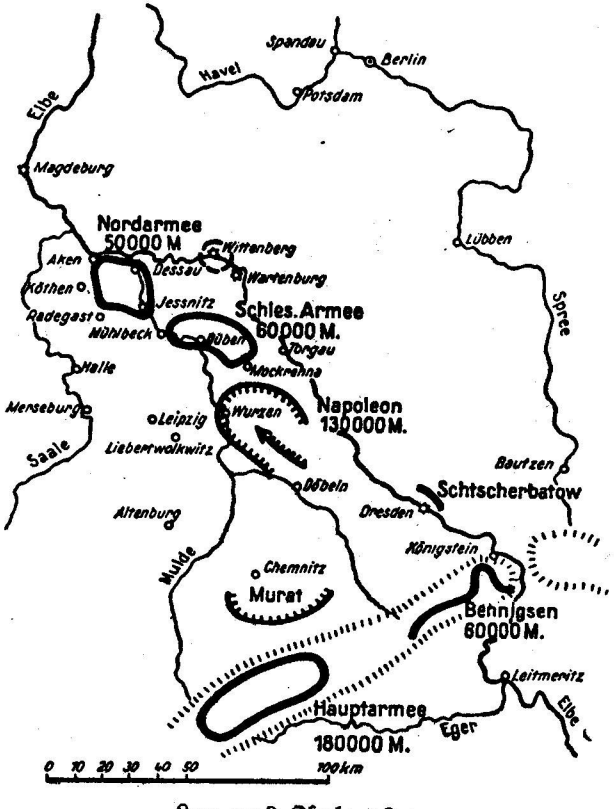
Bei den nun mit dem Kronprinzen getroffenen Verabredungen vertrat Gneisenau die Ansicht, daß im Falle eines Vorgehens überlegener Feindkräfte elbabwärts der Hauptteil der Schlesischen Armee in einen schnell herzurichtenden befestigten Brückenkopf südwestlich Wartenburg auszuweichen und hier die Verteidigungsschlacht anzunehmen hätte. Die Nordarmee sollte alsdann, verstärkt durch die Masse der Kavallerie der Schlesischen Armee, dem Gegner umfassend in seine linke Flanke fallen. Er verkannte im stillen aber nicht die Schwäche dieses Planes, da der Sieg dabei einzig und allein von dem tatkräftigen Wollen des Kronprinzen abhing.

Das Erwartete trat bereits am 8. Oktober ein[2]. Die Schlesische Armee

[1] Siehe Skizze auf Seite 25. — [2] Siehe Skizze auf Seite 33.

hatte die Linie Mühlbeck–Mockrehna, die Nordarmee — tief in sich gestaffelt — die Linie Radegast–Jeßnitz erreicht, als Meldungen einliefen, daß anscheinend die Masse der früher bei Dresden stehenden französischen Kräfte (etwa 130 000 Mann) in die Gegend von Wurzen vorgeschoben wurde und daß auch der Kaiser in dieser Richtung Dresden verlassen habe.

Der Angriff eines mehr als doppelt so starken Gegners gegen den linken Flügel der Schlesischen Armee steht also in allerkürzester Zeit bevor. Ob der




Lage am 8. Oktober 1813

Kronprinz, der sich in seiner rechten Flanke von der Festung Magdeburg her stark bedroht fühlt, alle seine Kräfte für die bevorstehende Schlacht zur Verfügung stellen wird, ist mehr als zweifelhaft. Von der verbündeten Hauptarmee weiß man nur, daß sie zwei Tage nach dem Siege bei Wartenburg mit

Teilen den Vormarsch angetreten hat. Auf ihre Mitwirkung ist demnach vorläufig nicht zu rechnen. Man kann unter derart ungünstigen Bedingungen die Schlacht unmöglich annehmen. Aber was tun? Hinter die Elbe will Blücher unter keinen Umständen zurück. Auch im Wartenburger Brückenkopf sieht er das Grab des Angriffsgedankens. So bleibt nur das Ausweichen nach Westen hinter die Mulde. Aber dieser zunächst rein passive Gedanke wird sofort mit kühner Aktivität erfüllt. Man will weiter hinter die Saale, um von hier unmittelbaren Anschluß an die Hauptarmee zu gewinnen. Mit ihr vereint will man alsdann Napoleon mit verwandter Front angreifen. Marengo und Ulm steigen vor dem geistigen Auge Gneisenaus auf! Er will seinem großen Gegenspieler zeigen, daß er von ihm gelernt hat.

Rühle wird zum Kronprinzen entsandt. Dieser will unbedingt hinter die Elbe zurück. Aber Rühle versteht es, ihm so geschickt die Gedankengänge seines Oberkommandos nahezubringen, daß er schließlich selbst den Vorschlag macht, hinter die Saale auszuweichen, freilich mit dem Hintergedanken des späteren Zurückgehens westlich um Magdeburg herum hinter die Elbe.

Der Entschluß des Oberkommandos der Schlesischen Armee zum Marsch hinter die Saale ist einer der kühnsten und folgenschwersten, der je gefaßt wurde. Er tut den unerschütterlichen Willen kund, sich unter allen Umständen die operative Bewegungsfreiheit zu bewahren. Seine ganze Größe tritt dadurch deutlich hervor, daß Napoleon volle zwei Tage lang nur mit einem Ausweichen Blüchers nach Norden rechnete und über Wittenberg–Dessau einen Luftstoß auf das nördliche Elbufer ausführte. Als er in jenen Tagen stundenlang unschlüssig in Düben auf einem Strohstuhle sitzt und Figuren in den Sand zeichnet, wird ihm wohl zum ersten Male zum Bewußtsein gekommen sein, daß er einen ebenbürtigen Gegner sich gegenüber hat.

Nach dem Eintreffen westlich der Saale setzte Gneisenau nunmehr alles daran, den Kronprinzen zum Marsch nach Süden zu bewegen. Auf die Nachricht, daß der Feind Dessau besetzt habe, wollte dieser sofort bei Aken hinter die Elbe zurückgehen und forderte Blücher auf, das gleiche zu tun. Jetzt aber drehte Gneisenau den Spieß herum: der Kronprinz habe selbst zum Marsch hinter die Saale geraten. Wenn er nunmehr die Schlesische Armee im Stich lassen wolle, so bleibe dieser nur übrig, sich nach Süden in den Schutz der Hauptarmee zu begeben. Er wies ferner auf die Gefahren hin, die ein Flußübergang in solcher Nähe des Gegners in sich schlösse. Er teilte ihm den Beitritt Bayerns auf die Seite der Verbündeten mit. Er schickte den englischen Bevollmächtigten Stewart zu ihm, damit er ihn auch auf diplomatischem Wege bearbeite. Endlich, am 14. Oktober, wurde der Kronprinz bei

einem Kriegsrat in Köthen durch die energischen Vorhaltungen Bülows zur Aufgabe des Rückzugsgedankens bewogen.

Gneisenau war jetzt ganz von der Überzeugung durchdrungen, daß die Schlesische Armee durch ihr Vorgehen über Halle auf Leipzig Napoleon das Gesetz diktieren wird. Im Gegensatz zu dem Kronprinzen, der immer noch an eine Fortsetzung der Bewegung Napoleons auf Berlin oder Magdeburg glaubte, schloß Gneisenau aus dem Verbleiben der französischen Gruppe Murat südlich Leipzig, daß Napoleon mit seinen Hauptkräften dorthin zurückkehren mußte, wenn er nicht diesen Heeresteil der Vernichtung preisgeben wollte. „Die Sachen stehen vortrefflich", schrieb er an seine Frau. „Wenn nicht große Fehler gemacht werden ..., so siegt die gute Sache ganz sicherlich."

Diese zuversichtliche Stimmung hatte mit ihren Grund darin, daß inzwischen nun auch die Hauptarmee sich Leipzig näherte. Schwarzenberg hatte sich zwar nicht zu dem naheliegenden Entschluß durchringen können, mit Überlegenheit den weit schwächeren Murat anzugreifen. Er suchte ihn vielmehr westlich zu umgehen und hatte am 13. Oktober den aus der Manöverstrategie des 18. Jahrhunderts stammenden Plan gefaßt, die verbündeten Heere sollten im weiten Bogen von Halle über Merseburg–Altenburg–Döbeln[1] den Gegner umstellen, ihn dann allmählich einkreisen und abwarten, wo er durchzubrechen suche. Sehr starke Kräfte seiner Armee hatte er dazu in das völlig unwegsame Gelände südwestlich Leipzig angesetzt, wo sie zwar auf Napoleons Rückzugsstraße standen, aber nicht kämpfen konnten. Hiergegen protestierte jetzt Toll mit seinem gesunden Menschenverstande. Er erreichte, daß man sich entschloß, die bei Liebertwolkwitz[1] stehende Gruppe Murat am 16. Oktober anzugreifen. Statt aber nur das Korps Gyulai auf dem linken Pleißeufer zu belassen, das zur Sperrung der Rückzugsstraße der Franzosen völlig ausgereicht hätte, beließ Schwarzenberg hier erheblich stärkere Kräfte. So liefen die im offenen Gelände ostwärts der Pleiße in den Kampf tretenden Teile der Hauptarmee Gefahr, auf stark überlegenen Feind zu stoßen.

Diese Gefahr war um so größer, als Napoleon inzwischen mit erheblichen Teilen seiner Nordgruppe nach Leipzig zurückgekehrt und entschlossen war, am 16. Oktober der verbündeten Hauptarmee südlich Leipzig einen entscheidenden Schlag zu versetzen.

Die Schlesische Armee steht am frühen Morgen dieses Tages bei Schkeuditz zum Vorgehen auf Leipzig bereit[2]. Ihre Aufklärung hat die Linie Wahren–Radefeld vom Feind besetzt gefunden. Bei Krostitz sind größere feind-

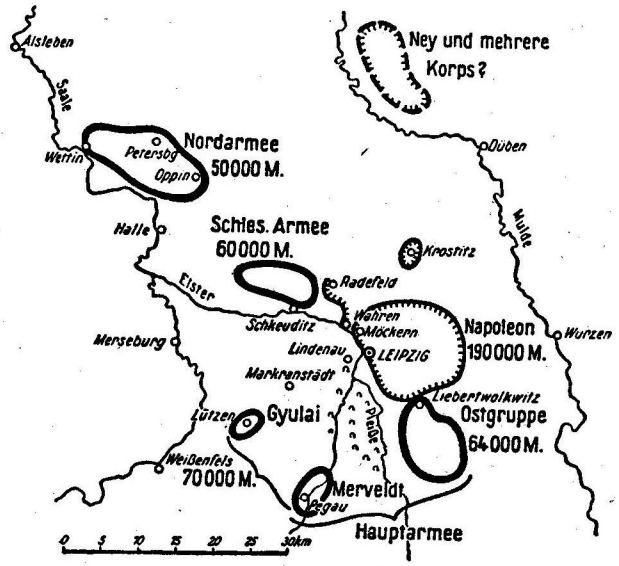
[1] Siehe Skizze auf Seite 33. — [2] Siehe Skizze auf Seite 37.

liche Biwaks festgestellt. Der Kronprinz teilt mit, daß starker Feind (Ney und mehrere Korps) gestern noch nordwestlich Düben gemeldet worden sei. Er müsse deshalb im Raum Oppin–Petersberg die Front gegen diesen Feind nehmen und könne der Schlesischen Armee nicht weiter folgen. Blücher und Gneisenau stehen vor einem neuen, außerordentlich schwierigen Entschluß. Der ferne Kanonendonner südostwärts Leipzig läßt sie ahnen, daß sich hier entscheidende Kämpfe entwickeln. Bleibt die Schlesische Armee stehen, um das gänzlich ungewisse Herankommen des Kronprinzen abzuwarten, so kann es geschehen, daß Napoleon heute über die Hauptarmee einen Sieg erringt, der diese zum Rückzug nötigt, und sich morgen oder übermorgen mit seiner ganzen Macht auf die Schlesische Armee stürzt: jene von ihm so beliebte Operation, die 1796 in Italien seinen ersten Ruhm begründete! Greift aber die Schlesische Armee an, um durch Fesselung stärker feindlicher Kräfte nördlich Leipzig die Hauptarmee zu entlasten, so ist sie selbst bei diesem Angriff aufs schwerste in ihrer eigenen linken Flanke bedroht. Wenn auch der Kronprinz nach Ansicht Gneisenaus unrecht hat, den Feind in dieser Stärke so weit nördlich anzunehmen, so ist es doch sehr wohl möglich, daß die bei Radefeld–Krostitz festgestellten erheblichen Kräfte des Gegners den linken Flügel der Schlesischen Armee umfassend angreifen und in die Elster werfen. Trotz dieser schweren Bedenken ringt sich das Oberkommando zum Angriffsentschluß durch. Der rücksichtslose Einsatz des Korps Yorck bei Möckern wirft Napoleons Plan über den Haufen. Der Angriff Murats südlich Leipzig führt aus Mangel an Kräften zu keinem Erfolg.

Damit ist eigentlich bereits Napoleons Geschick besiegelt. Er steht am 17. Oktober passiv im großen Halbkreis ostwärts Leipzig, der von Süden her allmählich durch die rückwärtigen Teile der Hauptarmee geschlossen wird. Nach langwierigen Verhandlungen gelingt es endlich auch, den Kronprinzen zu bestimmen, mit der Nordarmee die noch verbleibende Lücke im Nordosten auszufüllen. Das Oberkommando der Schlesischen Armee unterstellt ihm dazu in uneigennütziger Weise das Korps Langeron, weil der Kronprinz sich nur so stark genug fühlt, dem von ihm erwarteten Durchbruch Napoleons nach Nordosten entgegenzutreten.

Gneisenau blieb diesen letzten Verhandlungen mit dem Kronprinzen fern. Es hatte sich in ihm zu viel Groll gegen diesen ihm so wesensfremden Mann angesammelt. Er fürchtete, durch seine Leidenschaftlichkeit dabei mehr zu schaden als zu nützen. Aber dieser Groll verschwand jetzt durch die Freude über die immer hoffnungsloser sich gestaltende Lage des fremden Unterdrückers. „Mit jeder günstigen Meldung", schrieb sein Adjutant Stosch, „wurde sein

Auge glänzender, sein Wesen lebendiger und feuriger." Freilich, das höchste operative Ziel, die völlige Einkesselung und Waffenstreckung des französischen Heeres, blieb ihm versagt. Schwarzenberg nahm bereits am 16. Oktober nachmittags das Korps Gyulai aus der Gegend von Markranstädt auf das ostwärtige Pleißeufer und öffnete dadurch dem Gegner die einzige verfügbare Rückzugsstraße. Die österreichische Politik scheint dabei ihre




Lage am 16. Oktober 1813 früh

Hand im Spiele gehabt zu haben. Metternich glaubte, daß ein Cannae das Gleichgewicht Europas allzusehr erschüttern und unlösbare neue Probleme aufwerfen würde. So entkam Napoleon nach tapferem Widerstande am 17. und 18. Oktober mit einem beträchtlichen Teile seines Heeres über Lindenau–Weißenfels.

Gneisenau erntete keinen äußeren Lohn für sein persönliches Verdienst am Leipziger Siege. Der ihm innerlich abgeneigte König hatte seine wiederholte Einwirkung auf die Entschlüsse des Großen Hauptquartiers, seine unmittelbare Fühlungnahme mit Bülow und Tauentzien als Indisziplin empfunden und sagte ihm beim Einzuge in die Stadt „nur einige kalte, doch etwas freundliche Worte der Zufriedenheit mit der Schlesischen Armee". Gneisenau erwartete mit Recht ein Wort persönlicher Anerkennung für seine Hingabe,

seine Seelenkämpfe, seine durchwachten Nächte. Aber seine schwere Enttäuschung ließ ihn keinen Augenblick der großen Sache abtrünnig werden. Und während durch die Straßen der Siegesjubel schallte, während ein Bankett das andere jagte und niemand sonst an den fliehenden Feind dachte, saß er schon wieder am Schreibtisch an den Verfolgungsbefehlen. So zog bereits vom 19. ab die Schlesische Armee in Gewaltmärschen durch Thüringen. Bei Eisenach holte sie den Gegner ein und hatte alle Aussicht, seinem letzten Korps den Rückweg abzuschneiden. Aber Yorcks lässige Ausführung der vom Oberkommando gegebenen Befehle ließ den Gegner entkommen, der bei Hanau sich noch mit 60 000 Mann den Weg durch die Bayern zum Rheine bahnte. „Die Menschen verstehen wohl, einen Sieg durch Tapferkeit zu erfechten, aber ihn nicht zu benutzen. Man liebt es nur gar zu sehr, auf seinen Lorbeeren auszuruhen", schrieb Gneisenau am letzten Tage dieses ruhmreichen Oktoberfeldzuges, der Deutschland vom Joche des Tyrannen befreite.

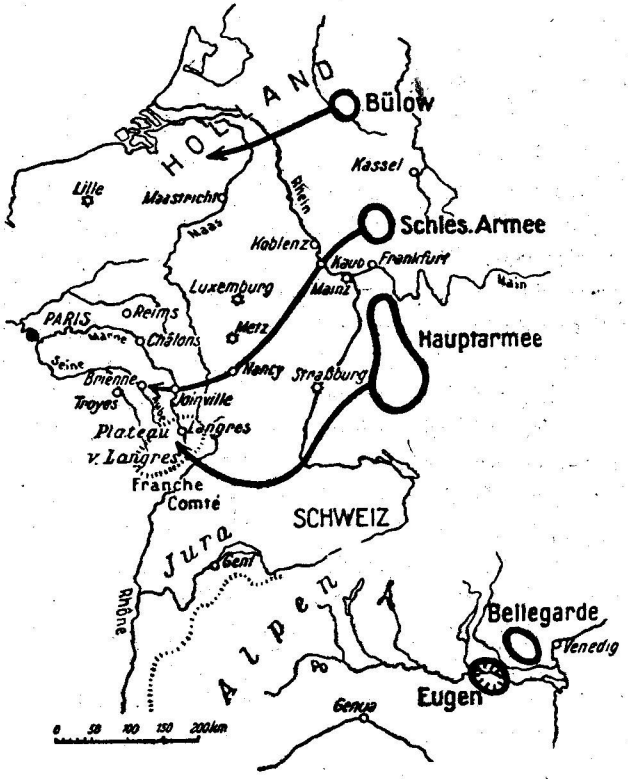
*

Im November näherten sich die verbündeten Heere dem Rhein. Das Große Hauptquartier ging nach Frankfurt a. M.[1]. Hier prallten sofort die Meinungen darüber aufeinander, wie der Krieg fortzuführen sei. Der österreichischen Politik genügte das bisher Erreichte vollkommen. Eine weitere Schwächung Frankreichs war Metternich keineswegs erwünscht. Befürchtete er doch in diesem Falle ein allzu großes Anwachsen der Macht Rußlands, das den Besitz Polens erstrebte, und Preußens, dem der Zar ganz Sachsen geben wollte. Ein „deutscher Volkskrieg", der die Befreiung der linksrheinischen Deutschen erstrebte, war Metternich zudem in seinem rein dynastischen Denken ein „vollkommen unverständlicher" Begriff. Er begann daher Verhandlungen mit Napoleon und bot ihm die Alpen- und Rheingrenze an. Auch König Friedrich Wilhelm III. bezeichnete zunächst den Plan eines Vorgehens über den Rhein als einen „aberwitzigen Gedanken". Er hielt es für überflüssig, daß Preußen weitere Opfer bringen sollte, und wurde darin durch Yorck bestärkt, der darauf hinwies, daß sein Korps zwei Drittel seines Bestandes verloren habe. Auch der Kronprinz von Schweden beschwor den König brieflich, nicht durch ein Vorgehen nach Frankreich „das Schicksal der Welt aufs Spiel zu setzen". Stein, das starke Rückgrat des Königs in allen Fragen der Politik, war noch mit der Organisation der Streitkräfte der westdeutschen Fürsten beschäftigt, die wenig Lust zeigten, sich an der Fortsetzung des Krieges aktiv zu beteiligen. Zar Alexander hätte zwar persönlich gern die Rolle des

[1] Siehe Skizze auf Seite 39.

Befreiers des unterdrückten Europas gespielt, aber die Armee zeigte Spuren starker Kriegsmüdigkeit.

Die Militärs beurteilten die Lage insofern richtiger, als sie fast durchweg überzeugt waren, daß Napoleon gutwillig keinen Frieden schließen werde. Über die Mittel aber, wie man ihn dazu bringen könne, gingen ihre Mei-




Operationspläne und Einmarsch der Verbündeten in Frankreich 1813/14

nungen weit auseinander. Knesebeck war für eine hinhaltende Defensive am Rhein, Müffling lediglich für eine Besetzung Hollands und Belgiens. Schwarzenberg und seine Berater Radetzky, Langenau und Duka wollten durch einen möglichst kampflosen Einmarsch in das französische Grenzgebiet einen politischen Druck ausüben. Da sie die „Stirnseite Frankreichs" infolge der zahlreichen Festungen für unangreifbar hielten, kamen sie auf den Gedanken, auf dem Umwege durch die Schweiz in die Franche Comté „eine

Winterbewegung" auszuführen, um das Plateau von Langres zu gewinnen. Sie glaubten, von hier aus eine bedrohliche Wirkung auszuüben, die Napoleon in Schranken hielt. Sie glaubten ferner, von dieser „beherrschenden Stellung" aus der österreichischen Armee Bellegarde aus der Po-Ebene über die Alpen vorhelfen und sich später mit dem aus Spanien vorrückenden Wellington vereinigen zu können. Auch Knesebeck wurde durch „die wissenschaftliche Würde und geniale Großartigkeit" dieses Planes gewonnen. Er übersah völlig, daß man dabei offenbar mit Absicht der preußischen Armee die Nebenrolle der Flanken- und Rückendeckung am Oberrhein zuwies, damit Österreich allein das Maß der kriegerischen Leistung und die zukünftige Neugestaltung der europäischen Verhältnisse bestimmen konnte.

Gneisenau war anderer Ansicht. Mit seinem klaren Wirklichkeitssinn, mit seinem starken Selbstbewußtsein erkannte er, daß Frankreich zur Zeit so gut wie wehrlos war. Die von Napoleon mit aller Kraft betriebene Neuaufstellung des feindlichen Heeres brauchte um so mehr Zeit, als sich in Frankreich überall eine starke Kriegsmüdigkeit geltend machte. Rückte man sofort mit der Masse der verbündeten Streitkräfte bis zur Linie Maastricht–Metz vor, so waren die Franzosen gezwungen, fast alle verfügbaren Truppen in die mangelhaft armierten Nordostfestungen zu werfen, oder sie mußten, um eine Feldarmee von nennenswerter Stärke zu behalten, diese Festungen preisgeben. Im ersteren Falle wollte Gneisenau die Festungen umgehen und geradeswegs auf Paris marschieren, um hier den Frieden zu diktieren, im letzteren Falle mit den eigenen, weit überlegenen Streitkräften die feindliche Armee im freien Felde entscheidend schlagen. Mit Leidenschaft wandte er sich gegen den österreichischen Plan. Das weite Ausholen durch die Schweiz lasse dem Gegner Zeit, seine Feldarmee erheblich zu verstärken. Statt zweier Monate werde man zwei Jahre brauchen, um den Gegner niederzuringen. Ein Zusammenwirken mit den Armeen Bellegardes und Wellingtons sei ein Phantasiegebilde, durch welches die Hauptarmee auf dem Plateau von Langres der Gefahr ausgesetzt werde, sich eine vereinzelte Niederlage zu holen. Er dringt mit seiner Ansicht nicht durch, obwohl der inzwischen eingetroffene Stein die Diplomaten in seinem Sinne bearbeitet, obwohl der gleichgesinnte Toll den Zaren umzustimmen sucht. Allein zwei glückliche Umstände bewirken, daß aus den sechswöchigen Verhandlungen doch noch etwas leidlich Brauchbares herausspringt. Man erkennt allmählich, daß Napoleon gar nicht daran denkt, unter den angebotenen Bedingungen Frieden zu schließen, daß es ihm nur darauf ankommt, Zeit zu gewinnen. Das überzeugt selbst Metternich von der Notwendigkeit des Einrückens in Frankreich. Die Neutralitätserklärung der

Schweiz veranlaßt ferner die österreichische Führung, auf das weite Ausholen über Genf zu verzichten und auf dem kürzeren Wege durch das Oberelsaß den Marsch auf das Plateau von Langres anzutreten. Jetzt setzt Gneisenau alles daran, die Schlesische Armee von den Fesseln ihres bisherigen Auftrags: Passiver Schutz der rechten Flanke der Hauptarmee und Belagerung der pfälzisch-lothringischen Festungen, zu befreien. Endlich, Mitte Dezember, verschließt man sich seinen Vorstellungen nicht mehr und gibt der Schlesischen Armee die volle operative Freiheit. Sie darf in gleicher Höhe mit der Hauptarmee derart in Feindes Land vormarschieren, daß beide Armeen in der Lage sind, sich wechselseitig zu unterstützen.

So war der offensive Geist der Blücher-Gneisenauschen Kriegführung doch siegreich geblieben. Er hatte dem Vormarsch der verbündeten Heere zwar nicht über sein beschränktes Ziel hinaus zu helfen vermocht, aber doch erreicht, daß man während dieses Vormarsches stets in der Lage war, vereint den Feind anzugreifen.

Während nun die Hauptarmee, ohne Widerstand zu finden, bis zum 20. Januar 1814 in sehr kleinen Märschen bis auf das Plateau von Langres[1] vorrückte, überschritt die Schlesische Armee den Rhein bei Kaub und ging durch die Pfalz auf Metz vor. Blücher hoffte, hier Teile der feindlichen Feldarmee zum Kampfe zu stellen, aber diese zogen beschleunigt nach Südwesten ab. Die Schlesische Armee folgte in starken Märschen über Nancy und zog sich bis 23. Januar nahe an den rechten Flügel der Hauptarmee nach Joinville a. d. Marne heran. Gneisenau ist in dieser Zeit voll schwerer Besorgnisse. Befürchtet er doch, daß man im Großen Hauptquartier erneut so kurzsichtig sein würde, sich von Napoleon durch Verhandlungen hinhalten zu lassen. Und in der Tat waren hier fast alle Politiker und Militärs von selbstgefälligem Stolz erfüllt, daß es ohne Blutvergießen gelungen war, diesen „1634 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden, beherrschenden Punkt" erreicht zu haben. Knesebeck hielt jedes weitere Vorgehen für überflüssig, weil ja „ein weiteres Operationsobjekt fehle". Langres sei der Rubikon, den man nicht überschreiten dürfe, weil man sonst den Löwen zu äußerster Kraftanstrengung reize. Langenau ist der Auffassung, daß eine weitere Offensive unweigerlich dazu führe, daß Napoleon auf den rückwärtigen Verbindungen der Alliierten operieren und ihnen womöglich vor den Toren von Paris ein Leipzig bereiten werde. Schwarzenberg hofft, daß Napoleon nicht wagen wird, ihn in seiner geographisch so starken Stellung anzugreifen, und deshalb von neuem zu Verhandlungen sich herbeifinden werde.

[1] Siehe Skizze auf Seite 39.

Ein weiteres Vorgehen sei vermessen, da alsdann keine „mathematische Gewißheit für den Sieg" mehr vorhanden sei.

Gegen diese wirklichkeitsfremde, dem Zeitalter der Kabinettskriege entstammende Auffassung vom Wesen des Krieges kämpft Gneisenau in seinen zahlreichen Briefen an Stein und Hardenberg, an Knesebeck und Radetzky mit Feuer und Leidenschaft an. Er und sein verantwortungsfreudiger Oberbefehlshaber wollen das feindliche Heer angreifen, es schlagen und in Paris den Frieden diktieren. Wenn sich Napoleon nicht zur Schlacht stellen wolle, werde das unbekümmerte Vorgehen der Verbündeten auf Paris ihn zwingen, zum Schutze der Hauptstadt herbeizueilen; denn „mit dem Besitz der Hauptstadt lähmen wir alle Nerven der Regierung und gebieten den Frieden. Besser ist es, den Frieden zu gebieten, als darum zu unterhandeln." „Nur in Paris können wir einen Frieden vorschreiben, wie ihn die Ruhe der Völker bedarf." „Der Thron Napoleons muß umgestürzt werden. Bleiben wir hinter dieser Forderung zurück, so werden uns Zeitgenossen und Nachkommen verdammen . . ., so sind wir Elende, die es verdienen, alle zwei Jahre einmal mit der Sklavengeißel bedroht zu werden." Als alle diese Vorstellungen ohne Erfolg bleiben, versucht man ein letztes Mittel, die Hauptarmee aus ihrer Lethargie herauszureißen: Die Schlesische Armee setzt sich durch den Marsch nach Brienne an ihre Spitze.

Diese mannhafte Tat verfehlte ihre Wirkung nicht. Kaiser Alexander forderte jetzt unter dem Einfluß Steins und Tolls den sofortigen Vormarsch auf Paris. Ja, er drohte, mit den Russen allein diesen Marsch anzutreten, wenn Schwarzenberg weiter stehenbliebe. König Friedrich Wilhelm schloß sich ihm an, ohne auf Knesebeck weiter zu hören. Da gab Metternich nach, um zu vermeiden, daß die Bundesgenossen etwa allein den Frieden diktierten. Aber er verlangte, daß unbeschadet der Fortsetzung der Operationen dennoch Friedensverhandlungen mit Napoleon in Châtillon eingeleitet wurden. Es war klar, daß bei diesem Widerspruch zwischen wirklichem und angeblichem Wollen auch in Zukunft von der Mitwirkung des österreichischen Heeres wenig zu erwarten war.

Das sollte sich in den nächsten Tagen bereits erweisen. Blücher, der zunächst nur anderthalb russische Korps zur Hand hat, wird am 29. Januar von Napoleon bei Brienne[1] überraschend angegriffen und muß sich auf die Hauptarmee in Gegend Trannes zurückziehen. Napoleon folgt nicht, aber ihm gegenüber gruppiert sich die verbündete Hauptarmee im weiten Bogen von Vassy bis Bar sur Aube, so daß eigentlich für den 1. Februar nur „Das Ganze

[1] Siehe Skizze auf Seite 44.

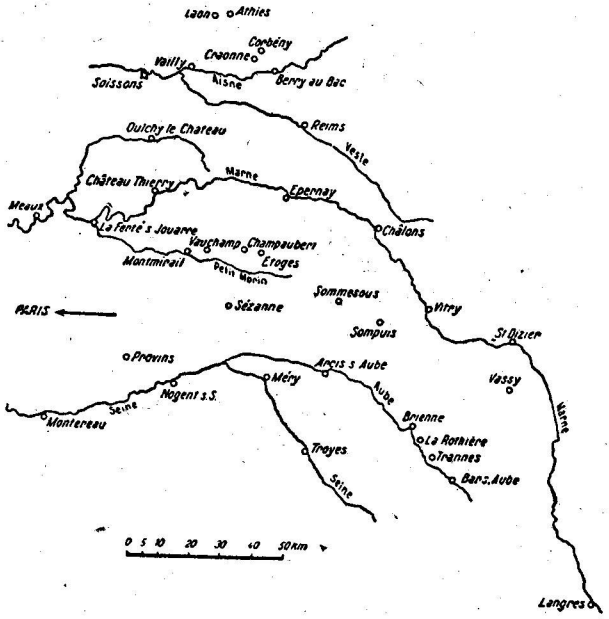
Marsch!" kommandiert zu werden braucht, um den Kaiser von Osten her zu umfassen und einzukreisen. Der Zar verlangt, daß das Oberkommando in Blüchers Hand gelegt wird. Schwarzenberg kann das aus Prestigegründen nicht zulassen. Er möchte auch eine Vernichtungsschlacht vermieden haben, kann aber andererseits seine Unterstützung nicht verweigern, ohne in den Verdacht des Verrats zu kommen. Deshalb überläßt er Blücher die Leitung der Schlacht, stellt ihm aber nur zwei Korps der Hauptarmee zur Verfügung, die zudem noch einen reichlichen Anmarsch haben. Trotz der sicheren, zielbewußten Führung Blücher-Gneisenaus wird daher aus dem Angriff am 1. Februar bei La Rothière eine Frontalschlacht, weil der Umfassungsflügel (Wrede) an dem kurzen Wintertage nicht mehr voll zur Wirkung kommen kann. Immerhin war es die erste Schlacht auf französischem Boden, die Napoleon mit recht erheblichen Verlusten verlor, obwohl noch nicht die Hälfte der verbündeten Streitkräfte zum Einsatz gelangt war. Selbst die zaghaftesten Gemüter im Großen Hauptquartier faßten jetzt Zutrauen zur eigenen Kraft.

Bei Metternich löste der Sieg freilich eine ganz andere Wirkung aus. Er befürchtete, daß nun die Entschiedenen mit vermehrter Kraft den Sturz Napoleons verlangen würden. Deshalb betrieb er um so tatkräftiger den Beginn neuer Friedensverhandlungen, um den Eifer der anderen zu zügeln. Schwarzenberg fühlte sich daher folgerichtigerweise nicht wohl im Schlepptau Blüchers und wollte seine volle Entschlußfreiheit wiedergewinnen, um neue taktische Entscheidungen zu vermeiden. Er hatte daher bereits in seinen Anordnungen vor der Schlacht bei La Rothière eine Trennung der beiden Armeen angebahnt, mit der sich die Monarchen am 3. Februar einverstanden erklärten. Blücher sollte nach Châlons marschieren, hier die noch zurückbefindlichen Teile seiner Armee an sich ziehen und dann längs der Marne über Meaux auf Paris vorgehen. Die Hauptarmee sollte über Troyes dem gleichen Ziele zustreben.

Gneisenau war glücklich, daß nun endlich die „Völkerwanderung auf Paris" in Gang kam. Er sah in der weiten Trennung der Armeen zwar einen Nachteil, der aber immer geringer werden mußte, je mehr man sich der Hauptstadt näherte. Im übrigen hatte La Rothière die zahlenmäßige Unterlegenheit Napoleons so deutlich vor Augen geführt, daß Gneisenau jede der beiden verbündeten Armeen allein für stark genug hielt, es mit ihm aufzunehmen.

Er sollte sich irren. Die Tage vom 8. bis 20. Februar brachten den Verbündeten schwere Rückschläge. Noch einmal zeigte sich Napoleon auf der vollen Höhe seines Feldherrntums. Als am 8. Februar abends die Schlesische Armee in der Verfolgung Macdonalds zwischen Châlons und Montmirail

tief auseinandergezogen dem Marneübergang von Meaux zustrebt, geht die überraschende Meldung beim Oberkommando ein, daß der Gegner von Süden her in Sézanne eingerückt sei. Gneisenau ist sofort für Ausweichen nach Norden hinter die Marne, da die Armee nicht versammelt sei. Blücher sieht aber die Meldung als unerheblich an und entscheidet, daß der Marsch tags darauf fortgesetzt werden soll. Am 10. Februar wird das vereinzelte Korps




Die Operationen in Frankreich 1814

Olsufiew bei Champaubert von Napoleon mit Überlegenheit angegriffen und erleidet eine vernichtende Niederlage. Zum Unglück sind kurz zuvor die Korps Kleist und Kapzewitsch von Kaiser Alexander nach Südwesten näher an die Hauptarmee herangezogen worden, so daß sie zum Gegenstoße nicht zur Hand sind. Am 11. Februar wirft sich Napoleon bei Montmirail auf Sacken, der von Yorck entgegen dem ausdrücklichen Befehl des Oberkommandos nicht unterstützt wird. Auch Sacken wird entscheidend geschlagen. Als dann Blücher dem Kaiser am 14. Februar mit den nunmehr wieder herbeigeholten Korps Kleist und Kapzewitsch entgegengeht, gerät er bei Vauchamps in eine außerordentlich kritische Lage, aus der er sich nur durch rechtzeitigen Rückzug rettet. Die Armee sammelt sich am 16. Februar

schwer erschüttert bei Châlons. Die Tage haben ihr 15 000 Mann gekostet.

Schwarzenberg war inzwischen ebenfalls vorgerückt, aber nicht geradeswegs auf Troyes, sondern südlich ausholend, um diesen wichtigen Punkt „ohne Schwertschlag zu gewinnen". Infolgedessen hatte Napoleon sich ohne Schwierigkeit von ihm losgelöst. In unbegründeter Besorgnis um seine Südflanke hatte der österreichische Feldherr zudem noch das Kosakenkorps Seslawin aus der Gegend von Sézanne dorthin gezogen und dadurch jede Verbindung mit Blücher verloren. Während Kaiser Alexander und Toll sich bemühen, die Hauptarmee auf Provins und von dort nach Norden in den Rücken Napoleons vorzutreiben, während sie alles daransetzen, die Friedensverhandlungen in Chaumont in die Länge zu ziehen, haben Metternich und Schwarzenberg ganz andere Pläne. Ihnen ist es nur um einen Demonstrationsmarsch bis an die Seine zu tun. Von ihm erhoffen sie endlich das erlösende Friedenswort aus Napoleons Munde. Da wendet sich plötzlich Napoleon nach seinen Erfolgen gegen Blücher nach Süden gegen die Hauptarmee. Das württembergische Korps erleidet am 16. Februar bei Montereau einen leichten Rückschlag.

Es ist nun sehr interessant, zu sehen, welch verschiedene Wirkung an diesem Tage das Mißgeschick auf die beiden Oberkommandos ausübt. Blücher und Gneisenau sind einzig und allein von dem Gedanken beseelt, die Scharte wieder auszuwetzen. Kein Wort des Vorwurfs oder Tadels innerhalb des Stabes oder gegen die Unterführer. Die Armee wird neu organisiert, reichlich verpflegt und in ihrer Stimmung gehoben. „Es ist gar kein Grund vorhanden", schreibt Gneisenau an Hardenberg, „schwach in den Unterhandlungen zu werden, sondern ich muß fortan raten, die Dinge aufs äußerste zu treiben, damit wir künftighin dauerhafte Ruhe genießen können. Jeder Friede mit Napoleon gibt nur einen Waffenstillstand", und der Feldmarschall fügt hinzu: „Ich marschire den 19. gerade auf meinen Gegner los; hellb er sich, so schlage ich ihm, das können Sie sicher glauben." Anders das Große Hauptquartier! Die Nachrichten von Blüchers Niederlagen und vom Anmarsch Napoleons lösen hier eine wahre Katastrophenstimmung aus. Schwarzenberg entsendet einen Parlamentär zum Kaiser, der ihn dringend um einen Waffenstillstand bitten soll. Selbst der Zar und König Friedrich Wilhelm sind jetzt mit einem Präliminarfrieden auf Grund der Grenzen von 1792 einverstanden. Die Hauptarmee wird in Eilmärschen nach Troyes zurückgenommen und Blücher zu Hilfe herbeigerufen. Dieser tritt sofort an und erreicht am 20. Februar mit 53 000 Mann Arcis sur Aube. Gneisenau stellt

Schwarzenberg in eindringlichſter Weiſe vor, daß man im Verein mit den 100 000 Mann der Hauptarmee Napoleon jetzt um mehr als das Doppelte überlegen ſei. Jetzt oder nie müſſe man ihn frontal von Oſten und umfaſſend von Nordoſten her angreifen. Der Feldherr Schwarzenberg kann ſich dieſen überzeugenden Gründen nicht verſchließen, denn er ſchreibt am Abend in einem Privatbriefe: „So will ich denn, auf den Beiſtand des Allmächtigen hoffend, eine Schlacht annehmen.“ Aber bereits tags darauf ſteht er wieder ganz unter dem Einfluß der Politik. Er wartet mit Schmerzen auf Napoleons Antwort zum Waffenſtillſtandsangebot und will weiter auf Langres zurückgehen. Der Zar und Toll widerſprechen aufs heftigſte: „Dann werden wir wohl bald wieder hinter dem Rhein ſtehen!“, worauf Feldmarſchalleutnant Duka ſelbſtgefällig erwidert: „Um ſo beſſer. Dann gehen wir flußabwärts und belagern Mainz in aller Form.“

Auch für das Oberkommando der Schleſiſchen Armee waren dies furchtbare Tage verzehrender Ungewißheit. Die Armee biwakiert bei bitterer Kälte, ohne Stroh und ſchlecht bekleidet in der ausgeſogenen Champagne pouilleuſe bei Méry. Noch beeindruckt durch die erlittenen Niederlagen und ausgezehrt durch die anſchließenden Gewaltmärſche ſteht man ſprungbereit in der Flanke Napoleons und hat nur den einen Wunſch, aus der lähmenden Untätigkeit herauszukommen. Statt aber gemeinſam mit den Verbündeten den verhaßten Feind anzugreifen, muß man ſehen, wie ein Korps der Hauptarmee nach dem anderen ſich nach rückwärts vom Gegner abſetzt. Man hat den Eindruck, daß man überhaupt nur herbeigerufen ſei, um nach all den Opfern, die man gebracht hat, ſich an dieſem ſchmählichen, jämmerlichen Rückzug zu beteiligen.

Da wird ein rettender Entſchluß geboren. Grolman, der Stabschef des Korps Kleiſt, ſchlägt dem Oberkommando vor, ſich erneut von der Hauptarmee zu trennen und durch Vormarſch auf Paris Napoleon noch einmal auf ſich zu ziehen. Nur ſo könne man dieſe am weiteren Rückzug verhindern. Man ſolle ſich an der Aisne mit den aus dem inzwiſchen eroberten Holland im Anmarſch befindlichen Korps Bülow und Winzingerode vereinigen und werde dann ſtark genug ſein, Napoleon allein die Spitze zu bieten. Gneiſenaus Gehilfe Müffling findet den Plan zu gewagt und will nach Norden über Epernay zur Vereinigung mit den beiden Korps marſchieren. Aber Blücher und Gneiſenau ſtimmen Grolman freudig zu, weil ſie erkennen, daß man nur ſo die ſinkende Kampfkraft und Kampfesfreudigkeit der Schleſiſchen Armee wiederherſtellen, nur ſo die Hauptarmee vor einem übereilten Rückzug bewahren kann. Grolman wird ſofort ins Große Haupt-

quartier gesandt und holt hier persönlich die Genehmigung der Monarchen und Schwarzenbergs ein.

Damit trat der Feldzug in ein neues Stadium. König Friedrich Wilhelm hatte das richtige Gefühl, wenn er an Blücher schrieb: „Der Ausgang des Feldzugs liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand." Die Schlesische Armee nahm um der großen Sache willen eine neue, schwere Gefahr auf sich. Um sie gruppiert sich daher für die nächsten Wochen der Schwerpunkt der Ereignisse, während die Hauptarmee — nach eigenem Zugeständnis Schwarzenberg — zunächst in „abwartender Bereitschaft" blieb, um zu sehen, wie die Dinge weiterliefen.

Sie hätte sich kaum zu erneutem Handeln aufgerafft, wenn nicht Napoleon selbst ihr dazu verholfen hätte. Seine schroffe Ablehnung des Waffenstillstandsangebots wirkte ernüchternd. Der Zar drohte erneut damit, die russischen Truppen der Hauptarmee zur Schlesischen in Marsch zu setzen und sich selbst dorthin zu begeben, wenn Schwarzenberg den Rückzug weiter fortsetze. Er rief seinen Gesandten vom Friedenskongreß in Châtillon ab. Hinzu kam, daß in England die Stimmung gegen einen Frieden mit Napoleon stark im Wachsen begriffen war. Alles dies hatte zur Folge, daß Schwarzenberg den Rückzugsgedanken aufgab. Als nun gar die neue Operation der Schlesischen Armee sofort die von ihr erwartete Wirkung ausübte und Napoleon sich wiederum mit seinen Hauptkräften gegen diese wendete, entschloß sich Schwarzenberg sogar am 27. Februar, die schwachen französischen Kräfte unter Oudinot, die vor ihm stehengeblieben waren, bei Bar sur Aube anzugreifen. Der Einsatz nicht viel mehr als eines Korps genügte, dem Gegner eine Niederlage beizubringen. Frei vom Druck der unmittelbaren Gefahr, schlossen nun die Verbündeten am 1. März sogar den Vertrag von Chaumont, in dem sie sich verpflichteten, unter keinen Umständen einen Separatfrieden zu zu schließen — ein großer politischer Schritt vorwärts.

Die nun beginnenden neuen Operationen der Schlesischen Armee unterscheiden sich ihrem ganzen Charakter nach völlig von ihren bisherigen. Während die Armee nach Clausewitz' Worten in den beiden ersten Feldzugsmonaten „die Spitze von Stahl in dem schwerfälligen eisernen Keil" gewesen war, mit dem man den „Koloß spalten" wollte, sind Blücher-Gneisenau jetzt sehr sorgfältig darauf bedacht, die Kräfte zusammenzuhalten und das Risiko einer Schlacht nur dann auf sich zu nehmen, wenn alle Erfolgsbedingungen gegeben erscheinen. Die bisher so kühne, rasche Führung gewinnt damit etwas Hinhaltendes, Schwerfälliges, ja Unentschlossenes. Das zeigt sich erstmalig bei Dulchy le Château am 3. März. Die Vereinigung mit den Korps

Bülow und Winzingerode ist gelungen. Man verfügt bei und südlich Soissons über mehr als 100 000 Mann, als der Freikorpsführer Tettenborn Napoleon mit 30 000 Mann von La Ferté sous Jouarre her im Anmarsch meldet. Man ist erstaunt, daß das Oberkommando nun kampflos hinter die Aisne zurückgeht und sich in der starken Stellung Soissons–Vailly zur Verteidigung einrichtet. Drei Tage später umgeht der Kaiser diese Stellung von Osten her über Berry au Bac. Man wirft ihm bei Craonne das russische Korps Winzingerode entgegen, das schwere Verluste erleidet. Gneisenau will die Hauptkräfte der Armee sofort in die starke Stellung bei Laon zurückführen. Auf Müfflings Vorschlag setzt aber Blücher eine „Unternehmung" von 10 000 Reitern gegen Napoleons rechte Flanke an, die infolge mangelhafter Anordnungen im Sande verläuft. Am 8. März geht die Armee dann in die Stellung bei Laon zurück, die Napoleon tags darauf erfolglos angreift. Abends nach Einbruch der Dunkelheit überfallen die Korps Yorck und Kleist den rechten Flügel der Franzosen bei Athies und verfolgen den total zersprengten Gegner am 10. März bis halbwegs Corbény. Da die Hauptkräfte Napoleons noch südlich Laon stehengeblieben sind, schlägt Grolman, der Chef Kleists, vor, mit den beiden siegreichen Korps dem Kaiser in die rechte Flanke zu fallen. Aber Blücher-Gneisenau rufen sie in ihre alten Stellungen nordostwärts Laon zurück, weil sie einen erneuten umfassenden Angriff des Kaisers gegen ihre eigene rechte Flanke erwarten. Als schließlich Napoleon nach einem Verlust von über 16 000 Mann doch kampflos abzieht, verfolgt man ihn nicht, sondern legt die Armee für zehn Tage in weitläufige Quartiere.

Die militärische Geschichtsschreibung geht wegen dieser Unterlassungssünden mit Gneisenau hart ins Gericht. Sie wirft ihm vor, daß er unter dem Eindruck der Niederlagen im Januar und der ungnädigen Zurechtweisung, die ihm der König am 20. Februar in Troyes hatte zuteil werden lassen, seine alte Initiative gänzlich eingebüßt habe. Andere sind der Auffassung, die dringend gebotene Rücksicht auf Schonung der Truppe sei für sein zögerndes Verhalten bestimmend gewesen. Wieder andere behaupten, er sei vorübergehend in völlige geistige Abhängigkeit von Boyen geraten, der ein ausgesprochener Anhänger hinhaltender Kriegführung war. Wir kennen Gneisenau als eine starke, fest in sich ruhende Persönlichkeit, die sich nicht von anderen ins Schlepptau nehmen ließ und oft genug dem kühneren Gedanken vor dem sichereren den Vorzug gab. Deshalb kann man sich sein verändertes Verhalten nur so erklären, daß er sich in harter Gedankenarbeit zu ihm durchgerungen und von seiner Richtigkeit überzeugt war. Er wußte, daß Napoleon zwar hier und da vielleicht noch örtliche Erfolge, niemals aber einen entschei-

denden Sieg erringen konnte. Wozu also noch weitere schwere Opfer bringen, wenn der Zusammenbruch des Gegners nur eine Frage kurzer Zeit war? Preußen war aber seinerseits ebenfalls fast am Ende seiner Leistungsfähigkeit. Sein Heer hatte die allerschwersten Verluste erlitten. Bestand nicht die Möglichkeit, daß Metternich nach einem neuen Mißerfolge der Schlesischen Armee überstürzt Frieden schloß und Frankreich die Rheingrenze wiedergab? Wollte Preußen beim Friedenskongreß den verdienten Lohn erhalten, so mußte es in der Lage bleiben, seinen Forderungen durch ein starkes Heer Geltung zu verschaffen.

Der andere Grund für sein verändertes Verhalten lag in den Schwierigkeiten der Kommandoführung. Blücher erkrankte Anfang März und war in den Tagen von Laon unfähig, sich an der Führung zu beteiligen. Der nächstälteste General war der bedächtige Langeron, dem sich Yorck und Kleist nicht unterstellt hätten und der auch den russischen Generalen gegenüber keinerlei Autorität besaß. Gerade in diesen kritischen Tagen hätten aber schärfere Differenzen mit den Unterführern katastrophale Folgen nach sich ziehen können. Deshalb erhielt Gneisenau die Fiktion, als ob Blücher weiter das Kommando führe. Zu einer Angriffsschlacht großen Stils, die in damaliger Zeit die Anwesenheit des Feldherrn zu Pferde auf dem Schlachtfeld erfordert hätte, reichte dies aber nicht. Gneisenau wählt daher eine Aushilfe, die ihn auf manche kühne Idee verzichten läßt, die aber in der gegebenen Lage das kleinere von zwei Übeln bedeutete.

Die Hauptarmee verhielt sich während dieser Zeit durchaus abwartend. Schwarzenberg hatte sich vorübergehend mit dem Gedanken befreundet, seine russischen Korps zur Schlesischen Armee ziehen zu lassen und selbst lediglich mit den österreichischen und süddeutschen Korps gegen Augereau zu operieren, der mit erheblich schwächeren Kräften bei Lyon stand. Metternich glaubte offenbar, auf diese Weise beim Friedensschluß von Napoleon besser behandelt zu werden als seine Verbündeten. Aber der Zar und Toll durchschauten die Absicht und überredeten Schwarzenberg, die Hauptarmee zusammenzuhalten. Auf die Nachricht vom Siege der Schlesischen Armee bei Laon setzte diese sich dann langsam auf Nogent in Bewegung. Da trifft plötzlich am 17. März die Hiobsbotschaft im Großen Hauptquartier ein, daß Napoleon tags zuvor das russische Korps St. Priest in Châlons überfallen habe und im Anmarsch sei. Der Zar verliert alle Fassung und will die Hauptarmee nach Bar sur Aube zurückführen. Aber diesmal bewahrt Schwarzenberg unter dem Einfluß Tolls die Haltung. Die Armee wird bei Arcis sur Aube in einer starken Stellung versammelt, und Napoleons Angriffe zerschellen am 20. März an

der Tapferkeit der Bayern unter Wrede. Mehr und mehr setzte sich die Erkenntnis durch, daß man es nur noch mit den letzten Zuckungen des Löwen zu tun hat. So brach denn auch Metternich die Friedensverhandlungen mit Caulaincourt in Châtillon ab. Auch er wünschte nunmehr selbst die militärische Entscheidung, weil Napoleons hochfahrende Halsstarrigkeit eine friedliche Einigung unmöglich machte.

So ist es denn eine eigentümliche Tatsache, daß am 23. März die Nachricht vom Abmarsch Napoleons nach Osten auf St. Dizier im Großen Hauptquartier zu Sommepuis und in demjenigen der Schlesischen Armee zu Reims den gleichen Entschluß auslöst. Hier wie dort erkennt man unabhängig voneinander, daß der Kaiser jetzt die Rolle eines Freischarführers auf den rückwärtigen Verbindungen der Verbündeten spielen will und damit aufgehört hat, ein vollwertiger Gegner im freien Felde zu sein. Gneisenau ist daher der Ansicht, daß man jetzt geradeswegs mit der Masse aller verfügbaren Streitkräfte auf Paris marschieren müsse, um hier den Frieden zu diktieren. Im Großen Hauptquartier verhilft Toll demselben Gedanken gegenüber einer Reihe abwegiger Vorschläge zum Siege. Die vielen Briefe und Denkschriften Gneisenaus über die „Allgemeine Völkerwanderung auf Paris" hatten allmählich hier den Boden bereitet, so daß auch Schwarzenberg seine letzten Bedenken gegen diesen ihm noch vor kurzem „chimärisch" erscheinenden Entschluß fallen läßt. Schulter an Schulter vom gleichen Willen getrieben, ziehen die verbündeten Heere in starken Märschen der Hauptstadt entgegen. Willig erkennt man jetzt auch im Stabe Schwarzenbergs Gneisenaus Gedanken als maßgebend an. „Geben Sie mir nur einige Schlagworte Ihrer Ansicht", schreibt ihm Radetzky am 28. März, „damit wir hier nichts unternehmen, was wider Ihre Ansicht wäre."

Gneisenau war in diesen Tagen wie umgewandelt. Aus dem stillen, vorsichtigen, wortkargen Grübler der letzten Wochen war, wie Steffens erzählt, „ein heiterer, siegreich verklärter Held" geworden. Als am 30. März die Verbündeten die Nordostfront von Paris im Sturme genommen hatten und Gneisenau von der Höhe des Montmartre in der Abendbeleuchtung das Häusermeer der eroberten Hauptstadt strahlenden Auges überblickte, da erschien er seinem Stabe „wie der rettende und rächende Genius des Krieges".

Unter dem unmittelbaren Eindruck der nun folgenden Abdankung Napoleons schrieb der Stabschef der Schlesischen Armee am 20. April: „Ich bin bis zur Eroberung von Paris der Gegenstand der Lästerungen und Verwünschungen gewesen. Man gab mir für die Verlängerung des Krieges und den

Entwurf des für unsinnig gehaltenen Marsches auf Paris, und zwar nicht mit Unrecht Schuld. Russen und viele Preußen sahen mich für einen politischen Mordbrenner an. Unbefangene nur beurtheilten die Dinge richtig. Der Congreß in Châtillon küßte Caulaincourt die Hände, um Frieden zu erhalten. Ich hatte zwei mächtige Verbündete, den Kaiser Alexander und Napoleon. Jener gab endlich der Meinung der Friedliebenden gezwungen nach; dieser verweigerte hartnäckig jede Ausgleichung, obgleich man sich zu den schimpflichsten Bedingungen verstand. Ihm haben wir unsere Erfolge zu verdanken."

In seiner bescheidenen Art erwähnt er sein persönliches Verdienst kaum mit einem Worte. Und doch hat es immer wieder des unbeugsamen Siegeswillens des Oberkommandos der Schlesischen Armee bedurft, um einen für die Verbündeten schimpflichen Frieden abzuwenden, obwohl man selbst tief in Feindesland stand. Wäre es Gneisenau nicht in selbstlosem, stets versöhnlichem, aber zielbewußtem Ringen endlich gelungen, den gleichen Willen zum Siege auch auf das Hauptquartier zu übertragen, wären alle Opfer vergebens gebracht worden.

*

Blücher und Gneisenau waren die Träger des Befreiungs- und Vergeltungswillens eines unterdrückten und entehrten Volkes. Ihnen schwebte ein starkes, in sich geeintes Deutschland vor, dessen Gefüge so beschaffen sein sollte, daß es in Zukunft gegen neue Angriffe seines herrschsüchtigen Nachbars im Westen gesichert war. Aber schon am Tage des Einzugs in Paris schob man sie als lästige Fanatiker beiseite. Der Zar, der die Zustimmung des neuen Frankreich zur Angliederung Polens an Rußland gewinnen wollte, mußte dazu die Rolle des Friedensbringers und Weltbeglückers spielen. Dazu gaben ihm die abgerissenen preußischen Bataillone mit ihrem stolzen Bewußtsein, das Vaterland vom Franzosenjoch befreit zu haben, nicht das richtige Relief. Gneisenau, der die Wiedererwerbung Elsaß-Lothringens für nötig hielt und eine gemeinsame Beteiligung Österreichs und Preußens am Schutze der deutschen Westgrenze erstrebte, fand hierfür bei Metternich gar keine Gegenliebe. Talleyrand warf dann auf dem Wiener Kongreß geschickt den Zankapfel Sachsen zwischen Österreich und Preußen. Frankreich, England, die süddeutschen Staaten und die Niederlande stellten sich auf die Seite Österreichs, und um die Jahreswende 1814/15 sah es so aus, als ob der Konflikt mit den Waffen ausgetragen werden sollte. Gneisenau bewegte sich in dieser Zeit in denselben Gedankengängen wie vierzig Jahre später Bismarck. Er war überzeugt, daß der Gegensatz Preußen–Österreich nur durch Waffengewalt ausgetragen, nur so eine Einigung aller deutschen Stämme unter Preußens Füh-

rung erreicht werden könne. Er und der inzwischen zum Kriegsminister ernannte Boyen entwarfen einen von kühner Zuversicht getragenen Operationsplan, nach welchem zunächst Bayern, dann Österreich und schließlich Frankreich durch schnelle, energisch geführte Schläge niedergeworfen werden sollten. Aber die allgemeine Kriegsmüdigkeit ließ es zum Kompromiß kommen. Sachsen fiel nur zur Hälfte an Preußen. Die Einigung Deutschlands wurde auf spätere Zeiten vertagt.

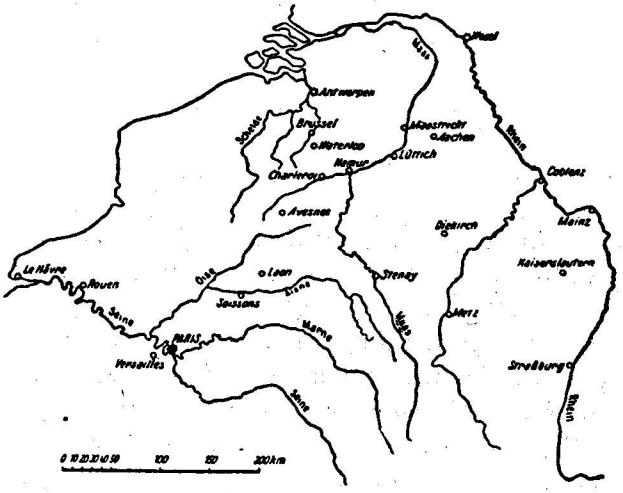
Da traf wie der Blitz aus heiterem Himmel am 7. März 1815 plötzlich die Nachricht in Wien ein, daß Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekehrt sei. Sie begrub alle Meinungsverschiedenheiten unter den Großmächten. Bereits am 17. März übertrug der König Blücher den Oberbefehl über die zwischen Wesel–Aachen–Koblenz liegende, noch immobile preußisch-sächsische Feldarmee. Gneisenau wurde wiederum sein Chef des Stabes, Grolman sein Ia. Müffling wurde Verbindungsoffizier bei der englisch-holländisch-hannoverschen Armee, die unter dem Herzog von Wellington südlich Brüssel in weiten Quartieren untergebracht war.

Die ersten Vereinbarungen, die Gneisenau gemeinsam mit dem Herzog Anfang April in Aachen[1] traf, waren vom Geiste waffenbrüderlicher Hilfsbereitschaft getragen. Wellington befürchtete, der Kaiser möchte mit den 50 000 Mann Feldtruppen, über die er zu dieser Zeit nordostwärts Paris verfügte, einen Handstreich auf Brüssel unternehmen, wo sich der vertriebene Ludwig XVIII. aufhielt. Gneisenau erklärte sich sofort bereit, drei Korps tief gestaffelt zwischen Charleroi und Lüttich und eins nach Diekirch vorzuschieben. Die preußisch-sächsische Armee konnte aus dieser Aufstellung Wellington bei feindlichem Angriff rechtzeitig beispringen. Dadurch wurde diesem der Entschluß, sich etwa aus Gründen der Selbsterhaltung durch Rückzug auf Antwerpen von den Preußen zu trennen, schwerer gemacht. Falls aber der Kaiser aus dem Raum Stenay–Avesnes Richtung Lüttich gegen die preußisch-sächsische Armee vorging, konnte diese mit dem Rhein als Basis weiter operieren. Wellington versprach für diesen Fall als Gegenleistung, sich seinerseits nicht von den Preußen zu trennen, sondern den Rückzug, wenn erforderlich, auf Maastricht zu nehmen.

Über die weitere Führung der Operationen im großen waren sich Gneisenau und Wellington insofern einig, als sie nach Durchführung der Mobilmachung ein baldiges Einrücken mit den vorhandenen Kräften in Frankreich für notwendig hielten. Mitte Mai konnten außer den genannten beiden Armeen (rund 200 000 Mann) eine Mittelgruppe unter Wrede (rund 50 000

[1] Siehe Skizze auf Seite 53.

Mann in der Pfalz) und eine österreichische Südgruppe unter Schwarzenberg (rund 100 000 Mann im Elsaß) vormarschbereit stehen. Dem österreichischen Hauptquartier erschienen diese Kräfte aber keineswegs ausreichend, obwohl man wußte, daß Napoleons Neuaufstellungen nur sehr langsame Fortschritte machten. Man glaubte, unbedingt noch sechs Wochen länger warten zu müssen, bis die noch ostwärts der Elbe befindliche russische Armee wieder am Rhein eingetroffen sei und die österreichisch-piemontesische Armee in Oberitalien die Westalpen überschreiten konnte. Wellington machte den




Übersichtsskizze über die Operationen 1815

Vorschlag, mit den in Belgien verfügbaren Kräften zunächst nur bis zur Linie Avesnes–Stenay vorzugehen, hier etwa vierzehn Tage zu warten, bis Wrede und Schwarzenberg sich mit der Masse ihrer Kräfte nach Belgien umgruppiert und als 2. Staffel den Vormarsch angetreten hätten. Dann wollte er mit diesem großen „Bataillon carré" zwischen Oise und Maas gegen Paris operieren. Auch dieser Plan schob den eigentlichen Operationsbeginn wesentlich hinaus. Der Vormarsch hätte sich bei der starken Kräftekonzentrierung sehr schleppend gestaltet, von den Verpflegungsschwierigkeiten gar nicht zu reden.

Gneisenau dachte einfacher. Er sah in der weiten Trennung der drei Kräftegruppen von Belgien bis ins Elsaß keinen Nachteil, wenn man schnell in Napoleons Kriegsvorbereitungen hineinstieß und den unfertigen Gegner überfiel. Er wollte lediglich hinter der Mitte eine stärkere Reservegruppe bilden und dann sofort auf Paris vormarschieren. Stieß eine Armee auf die

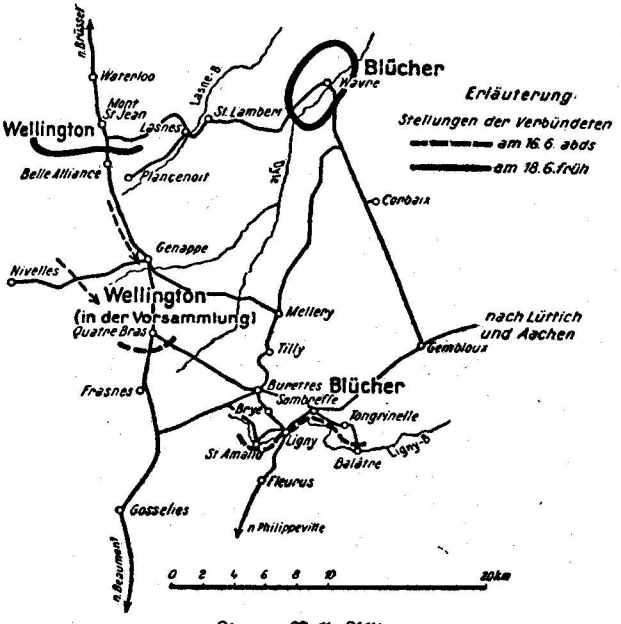
Masse der feindlichen Feldarmee, so sollte ihr die Reservearmee zu Hilfe kommen, während die beiden anderen unentwegt weiter vormarschierten. Als dieser der Lage durchaus entsprechende Plan von Schwarzenberg und Knesebeck verworfen wurde, fand sich Gneisenau wohl oder übel damit ab. Er empfahl nunmehr — freilich ebenfalls ohne Erfolg —, bis zum Beginn der eigentlichen Operationen „den Feind langsam einzukreisen und einige Festungen zu erobern". Er rechnete damit, daß Napoleon den Verbündeten mit dem Angriff zuvorkommen, und daß sein erster Schlag den Preußen-Engländern als den gefährlichsten Gegnern gelten würde. Er blieb aber nach wie vor von dem Gedanken durchdrungen, daß „eine Niederlage Bonapartes, selbst nur eine halbe, das Signal sein müsse zu einem allgemeinen Hurra auf Paris".

Tatenlos lag man nun zwei Monate lang abwartend in den belgischen Quartieren. Endlich am 14. Juni spät abends erfährt man im Hauptquartier Blüchers zu Namur, daß der Vormarsch des Kaisers aus dem Raume Beaumont–Philippeville[1] unmittelbar bevorstehe. Sofort leitet man die Versammlung der vier preußischen Korps ein und bestimmt am 15. Juni früh, als Zieten von Überlegenheit angegriffen wird, die Gegend von Sombreffe als Vereinigungsraum. Bald stellt sich aber heraus, daß das Korps Bülow infolge von Reibungen in der Befehlsübermittlung am 16. Juni zur Schlacht nicht rechtzeitig zur Stelle sein kann. Man weiß, daß die Hauptkräfte Napoleons gegen die Preußen im Anmarsch sind. Man weiß, daß des Kaisers Armee fast ausschließlich aus altgedienten Veteranen besteht, die den teilweise neuaufgestellten preußischen Truppen an Kriegserfahrung überlegen sind. Man ist völlig im Ungewissen, wann Wellington aus seiner weiten Unterkunft zu Hilfe kommen kann. Trotz alledem rät Gneisenau, die Schlacht am 16. Juni am Ligny-Bach anzunehmen. Er tut es in der Überzeugung, daß bei einem weiteren Zurückverlegen des Kampfplatzes nach Osten die Gefahr wächst, von den Engländern überhaupt getrennt zu werden. Er fürchtet, daß Wellington dann vielleicht in dem Gefühle des Verlassenseins den Rückzug auf Antwerpen anordnen wird. Es war ein sehr schwerer Entschluß von größter Selbstlosigkeit, der nur das Gelingen der Gesamtoperation im Auge hat und ein außerordentlich großes Risiko in sich barg. Aber Blücher entzog sich der Verantwortung nicht, selbst auf die Gefahr hin, dabei seinen bisherigen Kriegsruhm einzubüßen.

Wellingtons Erwägungen und Entschlüsse in diesen Tagen sind weniger durchsichtig. Er hält zunächst den gemeldeten Vormarsch des Gegners für ein Scheinmanöver und erwartet das Vorgehen seiner Hauptkräfte längs der

[1] Siehe Skizze auf Seite 55.

Schelde[1] gegen seine rechte Flanke. Er ordnet daher die Versammlung der Armee erst am 15. Juni abends an. Es wirft ein eigentümliches Licht auf ihn, wenn er gleichzeitig an Blücher mitteilt, er werde am 16. Juni „mit seiner ganzen Macht" in der Gegend von Nivelles[2] stehen, und wenn er beim Zusammentreffen mit ihm am 16. Juni, 11.30 Uhr vormittags, bei Buret-




Ligny—Belle-Alliance

tes, ein wirksames Eingreifen seiner Armee in die Schlacht noch am heutigen Tage in Aussicht stellt. Tatsächlich lagen nämlich die entferntesten Ruhequartiere seiner Armee 75 km von Nivelles und dieses 18 km vom Schlachtfelde. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er in dem Bestreben, ein Ausweichen der Preußen zu verhindern, Versprechungen machte, die zu halten nach Raum und Zeit unmöglich war.

Wenn man auch im preußischen Oberkommando diese Zusicherungen skeptisch aufnahm — Grolman, der Wellington von Spanien her näher kannte, warnte davor, sie allzu wörtlich zu nehmen —, so sind sie doch zweifellos von Einfluß auf den endgültigen Entschluß zur Annahme der Schlacht und auf ihre Führung gewesen.

[1] Siehe Skizze auf Seite 53. — [2] Siehe Skizze auf Seite 55.

Gneisenau hatte ursprünglich vorgeschlagen, zwei Korps in der Stellung Sombreffe–Balâtre, Front nach Südwesten, zur Verteidigung aufzustellen und die beiden anderen von Nordwesten her über Brye zum Gegenangriff vorzuführen. Jetzt veranlaßte der Wunsch, ein Eingreifen der Engländer in die Schlacht noch vor Dunkelwerden zu ermöglichen, dazu, die Verteidigungsfront nach Westen bis Brye auszudehnen. Zum Gegenangriff blieb nun nur noch das Korps Pirch verfügbar, weil man zum Schutz der eigenen rückwärtigen Verbindungen das ganze Korps Thielmann in der Stellung Tongrinelle–Balâtre belassen zu müssen glaubte. Das Korps Pirch wollte er offenbar deshalb zunächst westlich Sombreffe zurückhalten, um nicht vorzeitig die eigene Absicht zu enthüllen. Entsprechend dem erst spät zu erwartenden Eingreifen der Engländer sollte der Gegner zuerst in der vorgeschobenen Stellung bei St. Amand aufgehalten werden und sich alsdann vor der Hauptstellung Brye–Ligny verbluten.

Es kam anders. Als der Gegner mit starken Kräften St. Amand angriff, warf Blücher in seiner Impulsivität ein Bataillon nach dem anderen aus der Hauptstellung in den Dorfkampf, in dem sich allmählich das ganze Korps Zieten und erhebliche Teile von Pirch verbrauchten. Thielmann wurde inzwischen durch geringe französische Kräfte gefesselt. Als dann am späten Nachmittag die Nachricht eintrifft, daß Wellington bei Quatre Bras selbst angegriffen werde und deshalb heute nicht mehr zu Hilfe kommen könne, will Blücher trotzdem den ursprünglichen Gedanken der Umfassung des feindlichen Westflügels aus eigener Kraft zur Ausführung bringen. Obwohl bei der vorgeschrittenen Tageszeit und dem gegenseitigen Kräfteverhältnis ein Erfolg aussichtslos ist, zieht er dazu alle noch verfügbaren Kräfte aus dem Raume Ligny–Sombreffe dorthin. So kommt es, daß 8 Uhr abends ein Massenstoß des Kaisers die preußische Front bei Ligny durchbricht. Nur der Initiative Grolmans ist es zu danken, daß der Gegner vor einer schnell improvisierten neuen Front bei Brye zum Halten gebracht wird.

Gneisenau hatte nicht hindern können, daß sein Oberbefehlshaber das Gefecht in einem Sinne führte, der der Gesamtlage nicht mehr entsprach. Jetzt hält er 9 Uhr abends an der brennenden Windmühle von Brye in dem furchtbaren Durcheinander der Niederlage. Blücher ist bei einer Kavallerieattacke mit dem Pferde gestürzt und gilt als vermißt. Gneisenau ist allein auf sich selbst gestellt, ist Feldherr und Stabschef in einer Person. Und während die Kommandeure um Befehle bitten, wohin der Strom der zurückflutenden Regimenter geleitet werden soll, hat sich sein Geist schon frei gemacht von dem niederdrückenden Gegenwartsbilde, hat die Grundlagen zu einer neuen Ver-

geltungsschlacht geboren. Ohne Bitterkeit gegenüber dem Verbündeten, dessen versprochene Unterstützung ausblieb, ist er allein von dem Gedanken erfüllt, die einmal mißlungene Vereinigung zur Schlacht trotz allem zur Tat werden zu lassen. Er opfert die rückwärtigen Verbindungen der eigenen Armee, er schleudert die bangen Zweifel von sich, ob diese Armee zur neuen Schlacht ihre Schlagkraft rechtzeitig wiedergewinnen wird. — Er befiehlt den Rückzug nach Norden auf Tilly.

Bei Wavre, dem Sammelpunkt für die Armee, trafen am Vormittage des 17. Juni zunächst nur zwei Korps ein. Blücher, dessen persönliches Beispiel die Truppen auf dem Rückmarsch neu ermuntert hatte, lag jetzt krank zu Bett. Von Wellington kam die Nachricht, daß er sich gestern bei Quatre Bras behauptet habe und heute, gefolgt von starkem Feinde, in eine Stellung bei Mont St. Jean zurückgehe. In ihr werde er morgen die Schlacht annehmen, falls er durch zwei preußische Korps unterstützt werde. Anderenfalls müsse er auf Brüssel ausweichen. Gneisenau war ebenso wie sein Oberbefehlshaber selbstverständlich fest entschlossen, diese Hilfe zu leisten. Ja, er geht noch weiter. Obwohl der Major Graf Groeben am Nachmittag eine starke Feindgruppe im Anmarsch von Süden gegen Wavre meldet, sind er und Grolman keinen Augenblick im Zweifel, daß hier ein Mindestmaß an Kräften genügen wird und mindestens drei Korps nach Westen zur Hauptentscheidung in Marsch gesetzt werden müssen. Im Gegensatz zu Wellingtons oberflächlicher Art, Versprechungen zu machen, gibt er die Zusicherung zur Hilfeleistung erst gegen 11.30 Uhr abends, als die beiden letzten Korps eingetroffen sind und er die Überzeugung hat, daß sie morgen kampfkräftig an den Feind gebracht werden können.

So brach denn der Tag der großen Entscheidung an. Wellington ist ebenso wie Blücher-Gneisenau vor und während dieser Schlacht von dem Gedanken durchdrungen, daß es heute um das Schicksal Europas geht. Und doch, wie verschiedenartig sind die Erwägungen, die man im englischen und preußischen Hauptquartier anstellt! Wellington ist nur auf Abwehr bedacht. Er will den Angriff des Gegners an seiner geschickt gewählten Stellung zerschellen lassen. An dieser Absicht hält er mit eiserner Energie und großem taktischem Geschick den ganzen Tag über fest. Es kommt ihm aber nicht der Gedanke, die zum Schutz der eigenen rechten Flanke nordwestlich Nivelles aufgestellte Kräftegruppe angriffsweise gegen des Feindes Flanke zu verwenden. Erst am späten Abend macht er, nachdem der Sieg bereits errungen ist, eine kurze frontale Vorwärtsbewegung. An der Verfolgung beteiligt er sich nicht. — Anders das preußische Oberkommando! Hier ist man völlig beherrscht von

einem geradezu fanatischen Vernichtungswillen. Alles, was an Haß und Vergeltungswut gegen den fürchterlichen Friedensstörer Europas in dem geschlagenen, hungernden, durch unerhörte Strapazen erschöpften preußischen Heere sich angesammelt hat, findet in der Führung seinen Ausdruck. Zwei Korps werden über St. Lambert in die tiefe Flanke des Gegners, bald darauf ein drittes gegen seinen rechten Flügel angesetzt; ja sogar das letzte Korps erhält Befehl zum Abmarsch zur Hauptentscheidung, als bei Wavre zunächst alles ruhig bleibt. Noch ganz zerschlagen von dem schweren Sturz mit dem Pferde, jagt der alte Blücher mit dem Rufe: „Vorwärts, Kinder! Ihr wollt doch nicht, daß die Nation wieder Herr über euch werde", die Marschkolonnen entlang. Die Vorhut zaudert, das tiefe Défilé des Lasne-Baches bei St. Lambert zu überschreiten; sofort ertönt Grolmans Ruf: „Marsch, Marsch, in des Feldmarschalls Namen!" Als dann gemeldet wird, daß das letzte Korps Thielmann, im Begriff abzumarschieren, von Grouchy mit Überlegenheit bei Wavre angegriffen werde, und Stimmen laut werden, auch das Korps Zieten wieder dorthin umkehren zu lassen, verscheucht Gneisenau diese Zweifel mit dem Ruf: „Die Entscheidung liegt vor uns, nicht hinter uns!"

So trifft der Stoß der Preußen 6.30 Uhr abends mit voller Wucht die völlig ungesicherte Flanke des Kaisers. Er hat es für unmöglich gehalten, daß eine soeben geschlagene Armee eine solch unerhörte Leistung vollbringen könne, und hat damit selbst unfreiwillig die Überlegenheit der preußischen Führung anerkannt.

Als das heiß umstrittene Plancenoit von den Preußen bei Dunkelwerden genommen ist, bricht nach den furchtbaren Anstrengungen und Verlusten des Tages der letzte Halt des französischen Heeres auseinander, jenes besten Heeres, das Napoleon nach seinen eigenen Worten je geführt hat. Ein wilder, herrenloser Strom verzweifelter Menschen, die nur noch das nackte Leben retten wollen, ergießt sich auf allen Wegen und querfeldein nach Süden. Während die beiden siegreichen Feldherren sich bei Belle-Alliance die Hand drücken, hat Gneisenau sein Tagwerk noch nicht vollbracht. Er gibt dem erschöpften Korps Pirch den Befehl, sofort auf Mellery zu marschieren, um Grouchy den Rückweg abzuschneiden. Er weiß aber von der Katzbach und von Leipzig her, daß die schönsten Verfolgungsbefehle allein nichts nützen, wenn man die völlige Vernichtung des Gegners erstrebt. Deshalb setzt der gewaltige Mann trotz der unerhörten körperlichen, geistigen und seelischen Anstrengungen der letzten Tage seine eigene Person an dieses Ziel. An der Spitze einer schwachen Verfolgungsabteilung jagt er die ganze Nacht hindurch hinter dem Gegner her. Scharenweise ergeben sich die entsetzten Flüchtlinge rechts und links der Straße. Den schlagenden Tambour neben sich zu Pferde, scheucht

er die Erschöpften aus sieben Biwaks. Über 100 Geschütze läßt der Feind an der Straße stehen. Es war, nach Gneisenaus eigenen Worten, „die herrlichste Nacht meines Lebens".

Am 19. Juni nachmittags erreicht er bereits Gosselies (22 km südlich des Schlachtfeldes). Kaum ist Blücher mit dem Stabe eingetroffen, schlägt er ihm vor, die Armee ohne Aufenthalt und ohne Rücksicht auf das, was Wellington tun will, in Gewaltmärschen auf Paris zu führen. Grolman will noch ein weiteres Korps gegen Grouchy auf Namur abdrehen. Bülow verlangt dringend Ruhe für die erschöpften Truppen. Ein dritter hält es für zu riskant, durch die französischen Nordwestfestungen hindurchzumarschieren. Gneisenau sieht nur das eine, daß es jetzt gilt, den völligen militärischen Zusammenbruch des Gegners auszunutzen, um nun auch das größte politische Resultat: die Einnahme der Hauptstadt, zu erreichen. Blücher stimmt ihm mit seinem stets richtigen Blick für das Wesentliche zu.

Während nun Grouchy lediglich durch eine schwächere Abteilung verfolgt wurde, marschierte die Masse der preußischen Armee nördlich der Oise[1] auf Paris. Sie umging damit die starke Aisne-Stellung bei Soissons, an der man Widerstand erwartete, und traf bereits am 29. Juni nach elf Märschen von durchschnittlich 25 km vor der befestigten und armierten Nordostfront der Hauptstadt ein. Wellington folgte mit etwa drei Tagesmärschen Abstand. Der Gegner schien trotz der inzwischen erfolgten Abdankung Napoleons zu energischem Widerstand entschlossen. Man schätzte ihn auf 70 000 bis 80 000 Mann, darunter die aus Veteranen bestehende Gruppe Grouchy, der es in außerordentlichen Gewaltmärschen doch noch gelungen war, Paris vor den Preußen zu erreichen. Es unterlag keinem Zweifel, daß der frontale Angriff schwere Verluste kosten werde. Im preußischen Oberkommando denkt man aber nicht daran, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Man will vielmehr Paris im Westen umgehen und es von der nur schwach besetzten Südwestseite nehmen. Ob Gneisenau oder Grolman zuerst diesen Gedanken ausgesprochen hat, ist ungewiß. Mehrere Kommandierende Generäle warnen vor dem in ihren Augen tollkühnen Unternehmen, aufs ungewisse hinein einen Flankenmarsch um eine feindlich gesinnte Großstadt von 700 000 Einwohnern herum zu wagen. Aber Blücher stimmt seinem Chef zu, und die Bewegung wird bereits am 30. Juni angetreten. In letzter Stunde rät auch noch Wellington dringend ab und erbietet sich, unter dem Schutz der die Nordfront abschließenden Preußen selbst den Umgehungsmarsch, weiter ab-

[1] Siehe Skizze auf Seite 53.

gesetzt von der Stadt, auszuführen. Gneisenau erkennt aber, daß bei diesem Vorschlag das wirksame Moment der Überraschung verlorengehen wird. Es bleibt daher bei den gegebenen Befehlen. Die englisch-hannoversche Armee übernimmt die Stellungen auf der Nordfront. In drei Gewaltmärschen erreichen die Preußen den Raum ostwärts Versailles, und bereits am 3. Juli kapituliert das an weiterem Widerstande verzweifelnde Paris. Dieser rasche und unblutige Enderfolg ist das ausschließliche Verdienst des preußischen Oberkommandos, das während des Vormarsches alle Versuche von französischer Seite, zu verhandeln, zurückwies und sich hierin auch nicht durch die Gegenvorstellungen Wellingtons beirren ließ.

Bei den nun beginnenden Friedensverhandlungen befanden sich Blücher und Gneisenau in scharfem Gegensatz zu den Diplomaten. Während diese Frankreich in jeder Weise schonen wollten und zu Zugeständnissen bereit waren, die der neugeschaffenen Lage in keiner Weise entsprachen, verfochten der preußische Feldherr und sein Chef wiederum den Standpunkt, daß das deutsche Volk in Zukunft nur dann frei und unangefochten leben könne, wenn seine Westgrenze ausreichend gesichert sei. Sie wollten daher dem neu zu schaffenden neutralen Pufferstaat Belgien durch Zuteilung der nordostfranzösischen Festungen und den süddeutschen Staaten durch Angliederung von Elsaß-Lothringen größere Widerstandskraft geben. Aber dies lief den Interessen Österreichs und Rußlands zuwider, denen es lieber war, wenn Preußen „stets gegen Westen auf Schildwache stand".

Voll tiefer Enttäuschung kehrte Gneisenau im November 1815 aus Frankreich zurück, um das in der Rheinprovinz neu gebildete Korps zu übernehmen. Aber schon im nächsten Jahre trat er zurück und wurde von nun an nicht mehr in verantwortlichen Stellungen verwendet. Mit der aus der Tiefe des Volkes kommenden Begeisterung für ein freies Vaterland hatten er und sein Feldherr seine Siege errungen. Sie hatten sich dabei nicht nur ihrem Könige, sondern auch ihrem Vaterlande gegenüber verantwortlich gefühlt. Diese Gesinnung, die die besten Kräfte der Nation mitwirken lassen wollte im Dienste am Staate, war aber in den Jahren nach 1815 oben nicht gern gesehen. Gneisenau, dessen selbstloses Wirken Preußens wankenden Thron wiederaufgerichtet hatte, verlor durch haltlose Verleumdungen die Gunst des Königs, der ihm nie von Herzen wohlgesonnen war. Zwar wurde er am Tage der zehnjährigen Wiederkehr des Sieges bei Belle-Alliance noch zum Feldmarschall befördert, zwar sah er sich 1831 noch kurze Zeit — zum erstenmal in seinem Leben — als selbständigen Oberbefehlshaber der zum Grenzschutz gegen die polnische Insurrektion aufgestellten Armee, aber niemals wieder

hatte er die Genugtuung, etwas seinen großen Fähigkeiten Entsprechendes für den Staat leisten zu können.

Am 23. August 1831 starb er nach kurzer Krankheit im Armee-Hauptquartier Posen an der Cholera.

## II.

Wanderte Gneisenau in seinen Führungsgrundsätzen auf den Spuren eines anderen, so ist die Technik, wie er und sein Oberbefehlshaber führten, durchaus neu und aus ihnen selbst entsprungen.

Prinz Eugen, Karl XII. und Friedrich der Große hatten noch ganz persönlich die Führung gehandhabt, ohne eines Gehilfen zu bedürfen. Mit dem Anwachsen der Heere fand Napoleon in Berthier einen Helfer, der ihm die Lage unterbreitete, seine Befehle entgegennahm und ausfertigte. Seinen Rat nahm er aber kaum je in Anspruch. Umgekehrt hatte sich in Rußland bereits unter Katharina II. die Stellung eines die Führung bestimmend beeinflussenden Chefs herausgebildet. Fast immer war dies ein militärisch gebildeter Ausländer, der den Oberbefehlshaber, einen unwissenden russischen Großen, angeblich beriet, tatsächlich aber neben einer repräsentativen Attrappe selbst verantwortlich führte.

In dem Verhältnis Blüchers zu Gneisenau findet man eine Synthese napoleonischer und russischer Führung. Beide beteiligten sich gemeinsam an der Führung, beide trugen die Verantwortung: Blücher gegenüber dem Könige und dem Vaterlande, Gneisenau gegenüber seinem Oberbefehlshaber. Beide arbeiteten zusammen in vorbildlicher Harmonie, beide fühlten sich verbunden in der Begeisterung für die heilige Sache der Befreiung, in Tatendrang, Entschlossenheit und soldatischem Denken. Sie waren von der gleichen Siegeszuversicht erfüllt, sie waren frei von dem „Cauchemare", den Napoleon den anderen verbündeten Feldherrn einflößte. Bei Gneisenau erwuchs dieses Selbstvertrauen aus reichem Wissen und Können. Bei Blücher war es in erster Linie der „Haß gegen den Tyrannen" und „die zum Instinkt gewordene Überzeugung, er sei zu seiner Vernichtung berufen" (Steffens), die immer wieder den Siebzigjährigen anfeuerten.

Blücher war eine freimütige, unabhängige, gerade Persönlichkeit, der kleinlicher Ehrgeiz, Streben nach höfischer Gunst und die Sorge, durch Mißerfolge seinen Ruf als Feldherr oder seine Stellung zu verlieren, völlig fremd waren. Er war seit den Tagen von Jena der populärste General in Armee und Volk. Damals bereits galt er als „die einzige noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heeres" (Steffens), und 1808 hatte ihm Scharn-

horst geschrieben: „Sie sind unser Führer und Held, und müßten Sie auf einer Sänfte uns vor- oder nachgetragen werden. Nur bei Ihnen ist Entschlossenheit und Glück.“ Der einfache Soldat — Preuße wie Russe — hing mit blindem Vertrauen am „Vater Blücher“. Aber auch auf die Gebildeten machte er durch sein „festes Auftreten und seinen Takt“ (Müffling) großen Eindruck und erwarb sich durch seine heitere, treuherzige Art überall Freunde. So besaß er die ausgesprochene Gabe, widerspenstige Unterführer bei der Stange zu halten und aus der Truppe Höchstleistungen herauszuholen.

Blüchers Autorität stand vermöge der Kraft seiner Persönlichkeit so unerschütterlich fest, daß es seiner Stellung keinerlei Abbruch tat, wenn man wußte, er folge Gneisenaus Rat. Er besaß zwar keinerlei theoretische Kenntnisse aus der Taktik und Operationslehre, aber er hatte sich in seinem langen bewegten Leben einen gesunden, praktischen Blick angeeignet für das, was im Kriege Erfolg bringt, und das, was die Truppe zu leisten vermag. Er legte demnach stets die Sonde des gesunden Menschenverstandes an das, was ihm sein Chef vortrug. Und dieser wiederum betrachtete ihn keineswegs als eine rein repräsentative Persönlichkeit, sondern trug ihm alle wichtigen Angelegenheiten vor. Es wird berichtet, daß der Vortrag Gneisenaus häufig in zwei Vorschlägen auslief, der eine kühner und größeren Erfolg versprechend, der andere sicherer und bescheidener in den Zielen. Dann habe sich Blücher immer für den ersteren Entschluß entschieden. Wie wir Gneisenau kennen, war dies sicherlich auch derjenige, dem er selbst den Vorzug gab; aber er schob dem Feldmarschall die Entscheidung zu, um dessen Stellung zu wahren und ihn teilnehmen zu lassen an der Verantwortung. So hatte Blücher nie das Gefühl geistiger Abhängigkeit, sondern er nahm Gneisenaus Rat auf als Geist von seinem Geist. Gneisenau sprach nur aus, was Blücher instinktiv bereits als richtig fühlte.

Das, was Blücher zweifellos zu seinem Chef besonders hinzog, war dessen einfache, überzeugende Vortragsart und sein praktischer, echt soldatischer Sinn. Gneisenau war jedes wissenschaftliche Drum und Dran, mit dem andere Feldherren seiner Zeit die einfachen Vorgänge kriegerischen Geschehens umgaben, zuwider. Er hatte daher auch selbst nicht die Empfindung, als wenn er mit seinem größeren Wissen die Führung beeinflusse. Er wirkte — nach seinen eigenen Worten — „nur durch eine entschlossene Ansicht vom Kriege auf die Begebenheiten, die durch einiges Studium der Geschichte und durch aufmerksame Erwägung der Ereignisse“ in ihm sich entwickelt hatte. Er war jedem Systematisieren, jedem abstrakten Sinnieren durchaus abhold, war ganz Mann der Tat und des Augenblicks. Aus diesem Grunde hatte er auch im Sommer 1813 die Stellung des Chefs des General-

stabs in Berlin abgelehnt, die damals in der Hauptsache eine Verwaltungstätigkeit umschloß. „Ich bin weder meinem Gemüte noch der wissenschaftlichen Bildung nach für diese Stelle hinreichend ausgerüstet", schrieb er damals dem Könige. Es ist uns ferner überliefert, daß Gneisenau sich ebenso wie sein Oberbefehlshaber bei Leipzig, Fère Champenoise und Plancenoit von wilder Kampfesfreude, von tollkühnem Wagemut fortreißen ließ, wie wenn er für Augenblicke Erholung suchte von der zermarternden geistigen Arbeit am Schreibtisch und auf der Karte. — Das zeigt, wie wenig er vom Bürokraten an sich hatte, und wie er auch hierin mit Blücher eines Sinnes war.

So erwuchs in Blücher ein unbedingtes Vertrauen zu seinem Chef. Er nannte Gneisenau seinen „Freund, mit dem er Hand an Hand gehen möchte". Er empfand nie eine Spur von Eifersucht gegenüber der geistigen Überlegenheit des anderen. Gneisenau freilich konnte mit ihm in kein warmes persönliches Verhältnis kommen. Er hatte zuviel Goethesche Haltung, als daß er an der derben Art des „Marschalls Vorwärts" Gefallen hätte finden können. Dies hinderte aber nicht, daß er dem Soldaten Blücher das gleiche Vertrauen und eine hohe Verehrung entgegenbrachte.

Es gehörte ein hohes Maß von Selbstüberwindung dazu, geistiger Träger der Führung zu sein und doch immer an zweiter Stelle stehen zu müssen. War es zu verwundern, daß auch Gneisenaus Herz des Ruhmes „lockenden Silberton" hörte, er, der als Sieger über ein Dutzend Schlachtfelder ritt? „Es ist dies eine harte Bestimmung", schrieb er in einem Anfall von Schwermut 1813 an einen vertrauten Bekannten, „nie eines eigenen Kommandos wert geachtet zu sein und stets für einen anderen arbeiten zu müssen . . Bei aller Heiterkeit meines Gemüts, bei allem mir innewohnenden Pflichtgefühl, bei aller meiner Fähigkeit zur Resignation muß ich doch eine solche Bestimmung verwünschen und verfluchen." Und doch drängte er solche Gedanken immer wieder zurück, ließ willig sein eigenes Verdienst und seinen eigenen Ruhm in dem Namen des Feldherrn aufgehen und brachte „seine kleine Eitelkeit seinem Pflichtgefühl zum Opfer". Er, der ganz und gar auf „die große Sache" eingestellt war, hatte erkannt, daß diese Art der Rollenverteilung zwischen sich und dem Feldmarschall diejenige war, die den größten Erfolg brachte: Er selbst hatte volle Bewegungsfreiheit, seine Gedanken zur Geltung zu bringen, während der alte Held seine hohe Autorität einsetzte, um diese Gedanken zur Tat werden zu lassen.

Aus der Übernahme der Mitverantwortung durch den Chef und seiner lebendigen geistigen Mitarbeit bei der Führung erwuchs als großer Vorteil eine Entlastung des Oberbefehlshabers von neben-

sächlichen Dingen. Bisher hatte jeder Generalstabsoffizier und Adjutant wahllos Wichtiges und Unwichtiges, Dinge, die sich auf die gegebene Lage bezogen und solche, die mit ihr gar nichts zu tun hatten, dem Befehlshaber unmittelbar vorgetragen. Gneisenau brachte Ordnung in diesen Wirrwarr dadurch, daß er die gesamte Arbeit des Stabes bei sich zusammenlaufen ließ, einen Teil der Dinge selbst erledigte und nur das wirklich Wichtige zum Vortrag beim Oberbefehlshaber brachte. Ja, er ging noch einen Schritt weiter. Alles, was verfügt werden mußte, um das normale Getriebe der Armee in Gang zu halten, sollte zu seiner eigenen Entlastung von einem „tüchtigen Geschäftsmann" erledigt werden. Hierzu fand er mit Beginn des Herbstfeldzuges 1813 in dem General von Rauch, der die Tätigkeit des Oberquartiermeisters ausübte, eine sehr gewissenhafte und tüchtige Kraft. Dieses Bestreben, den Kopf frei zu halten für das Wesentliche, dehnte Gneisenau auch auf die anderen Generalstabsoffiziere des Oberkommandos aus, indem er jedem von ihnen noch einen älteren Hilfsarbeiter zuteilte, der die laufenden Sachen ihres Ressorts erledigte. Es ist der klar durchgeführte Grundsatz der Dezentralisation.

Das Nachrichtenwesen legte Gneisenau in die Hand des in Spanien erprobten Majors von Oppen. Dieser verstand es, die Ergebnisse der Aufklärung, des Agentendienstes und der Einwohneraussagen klar zusammenzustellen. Mit unermüdlichem Fleiß, großer Gewissenhaftigkeit und gutem Verständnis für Kampfweise und Organisation des französischen Heeres hielt er dauernd das Bild der Lage auf dem laufenden. Man kann im Verlauf der Befreiungskriege kaum eine Situation finden, in der Gneisenau wie Massenbach bei Prenzlau — auf Grund eines völlig verkehrten Feindbildes — handeln mußte.

Als Berater in operativen und taktischen Fragen wählte er den Oberst von Müffling, einen ausgezeichnet vorgebildeten Generalstabsoffizier, der in durchaus neuzeitlichen Gedankengängen über die Kriegführung lebte, ein Mann kühler, logischer Überlegung, der mit dem Zirkel in der Hand die verschiedenen Möglichkeiten für das voraussichtliche Verhalten des Gegners prüfte. Wenn man sich erinnert, wie wirklichkeitsfremd die Beurteilung der Lage im preußischen Hauptquartier vor der Schlacht bei Jena anmutet, wie man sich den Gegner als völlig untätig vorstellte, wie man nur in Stellungen, Flanken, rückwärtigen Verbindungen dachte, so bildete Müfflings Art des Überlegens einen großen Fortschritt. Er stellte nach dem napoleonischen Grundsatz „Je ne vois que les masses" den Feind in den Mittelpunkt der Betrachtung und leitete daraus die Folgerung ab, daß man zur Schlacht nie stark genug sein

könne. Auch hierin hatte ihm das Jahr 1806 mit seinen zwecklosen Detachierungen, seiner Kräftezersplitterung und seinem kleckerweisen Einsatz eine heilsame Lehre gegeben. Er trachtete danach, den Gegner an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen. Auch er hatte den Willen zum Siege. Gneisenau hielt daher viel von Müfflings Ansicht und ließ ihn fast immer persönlich Blücher Vortrag über die Lage halten. „Ich bin nicht aufgeblasen genug, um zu glauben, daß ich die Hilfe genialer Männer entbehren könne; guter Rat ist mir stets willkommen." Gneisenau selbst war aber stets zugegen und gab in Zweifelsfällen fast immer den Ausschlag. Er fand, daß diese Art, zu einem Entschluß zu kommen, die einfachste und beste sei. Es war dabei vor allem jenes verantwortungslose Hin- und Herreden ausgeschaltet, wie es im preußischen Hauptquartier vor Jena üblich gewesen war, von dem ein Augenzeuge erzählte: „Jedermann fühlte sich berufen, in diesem offenkundig gewordenen Zustand der Ratlosigkeit seine Meinung zum besten zu geben." Damals waren ganz gute Ideen — wie der frühzeitige Einfall nach Franken — allmählich verkümmert, nachdem sie „durch das Sieb der öffentlichen Meinung getrieben worden waren". Blücher hatte persönlich eine so ausgesprochene Abneigung dagegen, andere Persönlichkeiten als seinen Chef und seinen Ia an der Führung zu beteiligen, daß auch hierdurch schon der Kreis nie größer gezogen wurde. Bekannt ist, wie er seinen Oberquartiermeister von Rauch und den russischen Bevollmächtigten von Thuyl scharf zurückwies, als diese im August 1813 vor dem Rechtsabmarsch zum Elbübergang warnten, wie er dem Russen Toll bei La Rothière die kalte Schulter zeigte, als dieser ihm Vorschläge für Einsatz der Reserven machen wollte.

Müffling berichtet in seinen Memoiren, er habe sich immer darauf beschränkt, die Gründe klar zu entwickeln und den anderen die Entscheidung zu überlassen. „Ich tat nichts, um ihnen einen Beitritt zu meinen Ansichten zu erleichtern, weil es mir unwürdig schien, andere zu überreden und zu Maßregeln fortzureißen, die sie nicht mit Überzeugung ergriffen." Demgegenüber hatte Gneisenau öfters die Empfindung, als wenn „ein unruhiger Ehrgeiz in ihm lebe. Er suchte, wenn die Sachen gut gingen, die Geschäfte in seine alleinige Hand zu reißen". Gneisenau fand auch, daß sein Ia in ungünstiger Lage zu pessimistischer Auffassung neigte und daß er bei seinen streng logischen Überlegungen manchmal zu viel „mögliche Fälle" konstruierte. Ihm persönlich lag es mehr, sich nur mit dem wahrscheinlichsten Falle zu befassen, dabei aber immer zu schnellem Umdenken bereit zu sein. Er war der Ansicht, daß große Entschlüsse nicht nur aus der sorgfältigen Abwägung aller günstigen und ungünstigen Chancen entstehen, sondern daß daran die auf den eigenen Erfolg ver-

trauende Kühnheit des Charakters stark beteiligt ist. Deshalb zeigte er sich in seiner wunderbaren Verbindung von Enthusiasmus, scharfem Verstande und stoischer Ruhe seinem Ia zweifellos überlegen.

Über der Arbeit der drei führenden Persönlichkeiten im Oberkommando der Schlesischen Armee lag trotz mancher gelegentlicher Reibungen, wie sie in keinem Stabe ausbleiben, eine große Harmonie. Blücher war das stets vorwärtstreibende, Gneisenau das beseelende und Müffling das rechnende Element. Jeder, der diesen Stab in seiner Tätigkeit kennenlernte, war begeistert von dem frischen Zuge, der stolzen Zuversicht, die jeden beseelte. Das war eine andere Stimmung als die im preußischen Oberkommando 1806, von der der junge Boyen einst geschrieben hatte: „Der unentschlossene Zustand unserer Anführer versetzte mich in eine höchst unangenehme Stimmung, da ich täglich Anordnungen treffen sah, die mit meinen erworbenen Kriegskenntnissen in direktem Widerspruch standen." Heinrich von Kleist fand nach einer Unterhaltung mit Gneisenau, daß „Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihrem Orte sind, in solcher Nähe und unter solchen Schutze zu einem freudigen Leben wieder aufwachen", und der verwundete Major von Schütz bekannte, daß er die Zeit, die er unter Gneisenau arbeiten durfte, „nicht für zehn Leben hergeben möchte". Am bezeichnendsten aber sind die Worte des österreichischen Oberst Steigentesch, der Ende Januar 1814 von Schwarzenberg zu Blücher gesandt wurde, um den Vormarsch der Schlesischen Armee auf Paris zu bremsen: „Ihr Freunde, bei Euch wird es einem alten Soldaten wohl. Ihr habt das Gefühl der Kraft und der Sicherheit, die sich daraus entwickelt."

Die preußische Führung von 1806 hatte an einer gewissen Starrheit gelitten, die sich mit Schwäche paarte. Trotz gegenteiliger Nachrichten hatte man wie gebannt darauf gewartet, daß der Gegner frontal über den Thüringer Wald vorgehen würde, und zu spät es verstanden, sich auf das neue Bild umzustellen, daß er die eigene Ostflanke zu umgehen suchte. Als man sich dann zum kampflosen Abmarsch nach Nordosten entschlossen hatte, hielt man wiederum starr an diesem Gedanken fest, obwohl bei Jena und Auerstedt sich plötzlich günstige Chancen boten, dem Feinde empfindliche Niederlagen beizubringen. Aus allen Anordnungen des Herzogs von Braunschweig haben Unklarheit, Kraftlosigkeit und Unsicherheit geklungen, „eine gewisse Höflichkeit, die im voraus um Entschuldigung zu bitten schien für Unglücksfälle, die ihm begegnen konnten" (Clausewitz). Demgegenüber trägt Gneisenaus Führung ausgesprochen den Charakter willensstarker Beharrlichkeit, die mit einer gewissen Biegsamkeit Hand in Hand geht. So unerschüt-

terlich er an dem Gedanken der Niederringung Napoleons auch nach ſchweren Rückſchlägen feſthält, ſo ſtürmiſch der Angriffsdrang iſt, der ihn und Blücher beſeelt, ſetzt er ſich doch nur nahe Ziele, betrachtet die Lage, die ſich ihm bietet, immer wieder als etwas Neues, das immer wieder neue Maßnahmen notwendig macht. Wir bewunderten ſein blitzſchnelles Sichanpaſſen an die Lage in der Schlacht an der Katzbach. Wir ſahen, wie er nach dem Siege bei Wartenburg ein vorſichtiges Vorgehen empfiehlt und dem erwarteten Maſſenſtoß Napoleons in einem ſchnell improviſierten befeſtigten Brückenkopf begegnen wollte. Wir wiſſen, daß er 1814 vorübergehend die ganze Art der Kriegführung änderte, weil die Schwierigkeiten im Oberkommando und der politiſche Zweck dies verlangten. Er war kein einſeitiger „Vernichtungsſtratege". Er richtete ſein Handeln ganz nach der gegebenen Lage ein.

Gneiſenau hatte dem Könige im Juli 1813 die Beſetzung der Generalſtabsſtellen vorgeſchlagen. Sie war bis auf wenige Ausnahmen genehmigt worden. Von den 18 Stabsoffizieren waren 12 bereits 1806 im Generalſtab verwendet worden, die aber zum großen Teil durch Scharnhorſts Schule gegangen waren. Es war alſo keineswegs ein neuer Generalſtab, der in den Befreiungskriegen der Führung beratend zur Seite ſtand. Wohl aber war die alte Form mit einem neuen Geiſt erfüllt worden. Wenn beim Könige und ſeiner Umgebung die ausgeſprochene Tendenz vorlag, die Generalſtabsſtellen geborenen Preußen vorzubehalten, ſo war Gneiſenau ſeinerſeits beſtrebt, tüchtige Kräfte auch anderswoher zu nehmen. Der ſächſiſche Oberſt Aſter, mehrere aus öſterreichiſchen Dienſten übergetretene Offiziere und andere, die in Spanien den Krieg kennengelernt hatten, ſind ein ſprechender Beweis dafür, daß er nur auf den Geiſt ſah. Und dieſer neue Geiſt hieß Initiative und Selbſttätigkeit.

Wenn man die Geſchichte der Befreiungskriege aufmerkſam lieſt, findet man ſehr häufig, daß ältere wie jüngere Generalſtabsoffiziere den Gang der Ereigniſſe entſcheidend beeinflußten. Bei allem Gefühl für militäriſche Unterordnung waren ſie von einem hohen Verantwortungsbewußtſein durchdrungen. Jeder ſetzte ſich an ſeiner Stelle ganz dafür ein, daß der kriegeriſchen Handlung zum Erfolg verholfen wurde. Oft genug nahmen ſie Dinge „auf ihre eigenen Hörner", die beim Mißlingen ſehr nachteilige Folgen für ſie haben konnten. Es ſei hier nur an die keineswegs korrekte Art erinnert, mit der Gneiſenau hinter dem Rücken des Kronprinzen von Schweden mit Bülow in Verbindung trat. Gneiſenaus Wunſch, den er 1812 gegenüber dem Zaren geäußert hatte, „diejenigen Grundſätze aus der Arbeit in den Stäben auszutreiben, welche die gelehrte Syſtemwut oder die Unwiſſenheit oder die Korporalswut eingeführt

hatte", war wirklich in Erfüllung gegangen. Wir sehen, wie Boyen den Gedanken, der ihm bei einer Geländeerkundung kommt, dem auf Dennewitz vorrückenden Feind in die Flanke zu fallen, mit Feuer seinem Befehlshaber gegenüber vertritt und diesen dadurch auf den richtigen Weg leitet. Wir sehen, wie der Major von Reiche durch seinen zuversichtlichen Bericht über die exponierte Aufstellung des Gegners den Entschluß zum Angriff bei Großbeeren auslöst; wie der Major von Rühle sich nicht scheut, den Gedanken des Überfalls auf den nachdrängenden Gegner bei Haynau seinem Chef dringend nahezulegen, obwohl dies nicht seines Amtes ist. Wir erinnern uns, wie Grolman 1814 als Korpschef Gneisenau die erneute Trennung von der Hauptarmee als einzige Rettung empfahl und wie das Korps Yorck bei Laon aus eigener Initiative den Feind bei Nacht in seinen Biwaks überfiel, ein Entschluß, der von zwei jungen Generalstabsoffizieren, von Schack und von Lützow, zuerst angeregt wurde. Der junge Hauptmann Reyher, der sich als Generalstabsoffizier bei dem bekannten Avantgardenführer Katzeler hervorragend bewährte, schrieb aus dem Felde an seinen Vater: „Es ist ein ganz eigenes Gefühl, wenn man dreist allen seinen ... Vorgesetzten und Untergebenen unter die Augen treten kann und eine innere Stimme einem zuruft: Du hast als redlicher Mann immer deine Pflicht erfüllt." Es spricht aus diesen Beispielen, die sich noch beliebig vermehren ließen, ein stolzer, selbstbewußter Geist, der, frei von hierarchischer Bürokratie und Liebedienerei gegen Vorgesetzte, gewohnt ist, seine Ansicht offen auszusprechen.

Gneisenau verlangte von den Unterführern aller Grade selbsttätige Mitarbeit. 1806 hatte sie auf preußischer Seite völlig gefehlt. Tauentzien hatte untätig dabeigestanden, wie Rüchel sich bei Vierzehnheiligen verblutete. Oswald und Kuenheim hatten in den aussichtsvollen Kampf bei Hassenhausen nicht eingegriffen, weil sowohl der König als auch Kalckreuth, die nebeneinander kommandierten, vergessen hatten, ihnen einen Befehl zu schicken. Die Generale waren eben gewohnt, durch seitenlange Dispositionen, die ihnen jede Einzelheit vorschrieben, am Gängelbande geführt zu werden. Gneisenau verlangte, daß die Unterführer Aufträge erhielten, die sie selbständig auszuführen hatten. Sie sollten „nach ihrer Einsicht handeln und nicht bei jeder Gelegenheit sich Verhaltungsbefehle erbitten." Dazu wurden ihnen auch die für die Nachbarverbände gegebenen Anordnungen mitgeteilt, damit sie imstande wären, „bei unerwarteten Ereignissen ihre Lage zu beurteilen und hiernach im Geiste der allgemeinen Anordnungen zu handeln." Dem Streifkorpsführer Falkenhausen sagte er: „Ihre Instruktion ist der Feind, Ihre Vollmacht tragen Sie an Ihrer Seite!"

Die Befehle, die Müffling und Grolman nach diesem Grundsatz entwarfen, waren mustergültig in der Knappheit des Ausdrucks, in ihrer Bestimmtheit, Klarheit, Vollständigkeit und Kürze. Und doch machte Gneisenau bald die Erfahrung, daß die Kommandierenden Generale trotzdem vielfach aus dem Rahmen des Ganzen herausfielen. Sie stammten eben noch aus einer anderen Zeit und ließen sich teilweise, wie wir gesehen haben, von ihren neuzeitlich erzogenen Chefs nicht beeinflussen. Hinzu kamen Yorcks ewige Widerspenstigkeit, Langerons übertriebene Vorsicht, Sackens Tollkühnheit, Wintzingerodes Schwerfälligkeit. So mußte Gneisenau wohl oder übel die Zügel allmählich schärfer anziehen. Ordonnanzoffiziere brachten abends die Meldungen über den Verlauf des Tages und die genaue Aufstellung der Korps. Sie übermittelten frühmorgens den auf den Sammelplätzen sich bereitstellenden Verbänden die neuen Befehle. Kurz vor dem Zusammenstoß mit dem Gegner wurden nach der Uhr häufige Meldungen verlangt und abschnittsweise disponiert. Diese straffe Führung löste mehrfach offenen Widerspruch bei den Unterführern aus, aber das Oberkommando wahrte seine Autorität und hielt durch. „So muß man die Sukzesse erkämpfen nicht allein gegen den Feind, sondern auch gegen die Gehilfen", schrieb Gneisenau nach dem Elbübergang bei Wartenburg und bewies damit, daß das Oberkommando der Schlesischen Armee Eigenmächtigkeiten, wie sie Hohenlohe unter dem Einfluß Massenbachs sich vor der Schlacht bei Jena seinem Oberbefehlshaber gegenüber erlaubt hatte, niemals hinzunehmen gewillt war.

Schließlich stach die preußische Führung vorteilhaft gegenüber derjenigen der anderen Verbündeten durch die Schnelligkeit der Befehlserteilung ab. Hieran hatte es 1806 ganz besonders gefehlt. Der Morgen des 14. Oktober hatte das merkwürdige Bild gesehen, daß die ganze Armeegruppe Hohenlohe auf den Höhen bei Vierzehnheiligen aufmarschierte, ohne dazu einen Befehl erhalten zu haben, weil man im Oberkommando sich über seine Formulierung nicht einigen konnte. Der preußische Generalstab hatte aus dieser traurigen Erinnerung gründlich seine Lehren gezogen. Bei Abfassung und Ausfertigung der Befehle hielt man sich ganz frei von jedem Schema und war in erster Linie von dem Gedanken beherrscht, die Befehle rechtzeitig zur Truppe gelangen zu lassen.

*

Im Schloßpark von Sommerschenburg, das ihm der König als Dotation verlieh, steht angelehnt an das Mausoleum, das seine sterbliche Hülle birgt, das Rauchsche Marmorstandbild des großen Chefs der Schlesischen Armee. Wie ihn einst Arndts begeistertes Auge sah, in Wuchs und Haltung

„ein geborener Held", blickt er hinaus in das weite niederſächſiſche Land, ein Einſamer in der Einſamkeit. Fern vom Getriebe der großen Maſſe, die ihn kaum kannte, die einzig und allein im alten „Marſchall Vorwärts" den Befreier Deutſchlands ſah, wurde das Andenken dieſes Mannes, der ſich ſtets freiwillig mit dem zweiten Platz begnügt hatte, nur von den „Wiſſenden" als koſtbares Vermächtnis gepflegt. Sie wußten, daß kein anderer mit größerer Berechtigung den Schwarzen Adlerorden Napoleons tragen durfte, den einſt die 15er Füſiliere dem beſiegten Kaiſer in der Verfolgungsnacht von Belle-Alliance abjagten. Vor ſeinem Können beugte ſich Moltke mit den Worten: „Er hat größeres geleiſtet als ich. Er hat ein Heer aus der Niederlage zum Siege geführt." In ihm ſah Graf Schlieffen den eigentlichen „Überwinder Napoleons".

# York[1]

Als am 4. Oktober 1830 der alte York 70jährig die Augen schloß und seine sterbliche Hülle beim Klang der Flügelhörner und beim Donner der Jägerbüchsen der Erde übergeben ward, ging ein tiefes Trauern durch Preußens Heer. Denn mit ihm war nicht nur eine der markantesten Persönlichkeiten der Befreiungskriege dahingegangen, er hatte wie kaum ein anderer das Herz der Armee besessen.

Hart und scharf „wie gehacktes Eisen" war er gewesen „der alte Isegrim", wie ihn Blücher nannte. Aber in seinem Soldatentum hatte eine solch trotzige Entschiedenheit, eine solche Wucht persönlicher Überlegenheit gelegen, die ohne Lob und Lächeln doch alle Kräfte zwang und steigerte und unwiderstehlich in seinen Bann schlug! Dabei war dieses Soldatentum getragen von einer hohen moralischen Kraft. Die ernste Vornehmheit dieses gebildeten Mannes paarte sich mit einem unerschütterlichen Pflichtgefühl, mit einer Berufsauffassung, der alles Gemeine, Egoistische, Niedrige von Grund aus zuwider war. So war er der Mann gewesen, der wie kein anderer das Gesunde und Gewaltige friederizianischer Kriegszucht in die neugegründete Wehrhaftigkeit der ganzen Nation verpflanzt hatte. So hatte sein Korps, das er von der Düna bis zur Seine von Sieg zu Sieg geführt hatte, mit abgöttischer Liebe an diesem Manne gehangen.

Yorcks unbestrittenes Verdienst liegt darin, daß er die neue Kampfweise der zerstreuten Ordnung zum Gemeingut des preußischen Heeres machte. Als junger Offizier wegen eines Ehrenhandels aus der Armee entlassen, hatte er 7 Jahre lang im Dienste der ostindischen Kompanie in Indien und Südafrika gefochten und war dann wieder bei einem der neu errichteten Füsilier-Bataillone als Kapitän angestellt worden. Die Erfahrungen, die er durch eifriges Lesen der ausländischen Literatur und bei den Kämpfen gegen die polnische Insurrektion gesammelt hatte, erprobte er als Bataillonskommandeur in Widawa und Johannisburg, bis er 1799 Kommandeur des

[1] Aus „Deutsche Wehr" vom 4. Oktober 1930.

Jäger-Regiments in Mittenwalde wurde. Man hatte mit diesem „interessanten Korps“ viel herumexperimentiert und den „freien Geist der Jägerei“ so weit ausgebildet, daß Rüchel bei einem Manöver von dem Regiment sarkastisch sagte, es sei wie das wilde Heer, das man müsse austoben lassen. Yorck brachte Ordnung in das Regiment, weckte in dem bunt zusammengewürfelten Offizierkorps ernsten Diensteifer und einen vornehmen, anständigen Ton und schuf in der Truppe einen durchgeistigten, die Selbsttätigkeit des einzelnen fördernden Gefechtsdrill, der bald allgemein auffiel. Nach dem Zusammenbruch von Jena wehrte das Regiment bei Altenzaun und Wahren unter seiner Führung trotzig und ungebeugt die Angriffe des verfolgenden Gegners ab. 1810 wird Yorck Inspekteur der leichten Truppen und hat nun die Möglichkeit, seine Erfahrungen auf die ganze Armee zu übertragen. Die von ihm verfaßten Instruktionen atmen einen ganz neuzeitlichen Geist. Er will keine „Formeln für alle Fälle, sondern nur allgemeine Regeln der Erfahrung“ aufstellen. Er verficht mit aller Wucht den Schwerpunktsgedanken: „Die klügliche Anordnung des Impulses auf den Fleck ist das große Geheimnis der Taktik“ Er warnt vor dem zu breiten „Eparpillieren in viele Trupps“. Er entwirft praktische Regeln für den Vorpostendienst, die noch bis in die Gegenwart ihre Geltung behalten haben. Vor allem aber schafft er eine einfache Ausbildungsmethode, die sich von allen Künsteleien und Äußerlichkeiten fernhält. Ihr ist es zu danken, daß aus dem Krümpersystem bis 1813 und dem dann erlassenen Landwehredikt in kurzer Zeit eine disziplinierte und kampfkräftige Truppe erwuchs.

Der Name „Tauroggen“ ist mit Yorck für alle Zeiten verknüpft. In der Mühle von Poscherun entschied die Verantwortungsfreudigkeit dieses Mannes Preußens Schicksal. Der Entschluß wurde ihm nicht leicht gemacht. Auf der einen Seite winkten der französische Marschallstab, die Ehrenlegion und 20 000 Fr. Dotation, auf der andern Seite drohte die Ungnade des unentschlossenen Königs, der Sandhaufen für den Hoch- und Landesverräter. Doppelt schwer, weil gerade der Gehorsam ihm als die höchste Pflicht des Soldaten galt. Nach der Unterwerfung Preußens unter Napoleons Diktat, das die Kriegsfolge gegen Rußland forderte, hatten 300 der besten Offiziere erbittert die Armee verlassen, um auf russischer Seite gegen den Unterdrücker weiterzukämpfen. Yorck war geblieben und hatte „gegen sein Gefühl“ das Kommando des preußischen Korps in Kurland übernommen. Jetzt aber sah er mit seinem praktischen Blick, daß der völlige Niederbruch des französischen Heeres auf den Eisgefilden Rußlands eine neue politische Situation geschaffen hatte, die es auszunutzen galt, um die Freiheit des Vaterlandes wiederzugewin-

nen. Nicht die militärische Notwendigkeit, sein Korps dem Könige zu erhalten, war es, die ihn zum Abschluß der Konvention mit den Russen veranlaßte. Er hätte von Tauroggen aus die Vereinigung mit dem bei Tilsit stehenden Macdonald ohne schweren Kampf durchführen können. Allein sein soldatisches Gefühl stemmte sich gegen den Entschluß, den seine Vaterlandsliebe von ihm forderte. So ist diese Tat auch frei von jedem theatralischen Anstrich: „Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams", sagt er und bittet den König, „bei dem Urteil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen." Gerade deshalb aber erscheint uns dieser Mann zugleich in dem hellen Lichte des großen Soldaten und Freiheitshelden.

Yorck war keine Führernatur voll genialer Gedanken. Er hat darauf nie Anspruch erhoben, im Gegenteil, mit seinem beißenden Sarkasmus das Oberkommando der Schlesischen Armee oft genug als ein Konsortium truppenfremder „Kraftgenies" bezeichnet. Das gespannte Verhältnis, in dem er zu diesem stand, wirkte oft hemmend auf den Gang der Operationen. Aber der alte Blücher verstand es immer wieder, die Schwierigkeiten zu beseitigen. „Der Schwerenöter, der York, ist schwer ins Feuer zu bringen, aber, habe ich ihn einmal drin, so ist keiner besser wie er!" Blücher fand, daß er „wohl brumme, aber auch beiße", er wußte, daß der Alte in der taktischen Führung seines Korps unübertrefflich war und daß seine gewaltige Persönlichkeit mit gewissenhaftem Ernst und eiserner Strenge für die Verfassung und den Geist des Korps sorgte. Ob er an der Katzbach sein Korps zum einheitlichen Gegenangriff führte, ob er bei Wartenburg die unangreifbar scheinende Stellung des Gegners stürmte, ob er bei Möckern persönlich die litauischen Dragoner zur Attacke auf die französischen Gardemariniers ansetzte, immer war er der schlachtengewaltige Führer, für den die Truppe ihr letztes hergab. Als im Winterfeldzug 1814 einzelne Truppenteile infolge furchtbarer Entbehrungen sich aufs Plündern verlegten, fährt er dazwischen wie der leibhaftige Kriegsgott. „Es kam in uns alle eine heillose, aber sehr heilsame Furcht", schreibt ein Zeitgenosse. Die Tage von St. Dizier, La Chaussée und Montmirail zeigten wiederum, daß Yorck unter den schwierigsten Verhältnissen sein Korps zu führen verstand, der Abend von Laon ließ ihn schließlich selbständig einen kühnen Angriffsentschluß fassen, der Napoleon den Todesstoß versetzte! „Das Vorrücken geschieht in geschlossenen Kolonnen und mit lautloser Stille, bis man an den Feind kommt. Es fällt kein Schuß, es wird nur mit dem Bajonett angegriffen. Gott heißt die Parole, Friedrich die Losung." „Bei Gott", ruft Blücher bei der Siegesnachricht aus, „ihr alten Yorckschen seid ehrliche, brave Kerls. Wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein."

Schmerz, Bitterkeit und Trauer lagen über dem Lebensabend des alten Helden. Ein hoffnungsvoller Sohn fiel noch kurz vor dem 2. Einzug in Paris, eine Tochter starb ihm 1819 in der Blüte der Jahre. Am härtesten traf es ihn aber, daß die Demagogenriecherei jener Zeit selbst ihn nicht verschonte. Niedriger Byzantinismus suchte den Entschluß von Tauroggen als eine revolutionäre Tat umzudeuten.

Beethoven hat die gewaltige Persönlichkeit des alten Yorck der Nachwelt in einem hinreißenden Marsch erhalten. Möge der junge Offizier, wenn er nach seinen Klängen mit der Kompanie in den Sommermorgen hinausmarschiert, daran denken, daß der Sieger von Wartenburg, Möckern und Laon auch uns ein Vorbild war in selbstloser Pflichtauffassung, heißer Vaterlandsliebe und kühnem, soldatischem Sinn.

# Clauſewitz[1]

Einem ſächſiſchen Pfarrhaus entſtammten die Vorfahren Karl von Clauſewitz'. Sein Urgroßvater war Pfarrer in Groß-Wiederitzſch bei Leipzig, ſein Großvater Profeſſor der Theologie in Halle geweſen. Da die noch jugendliche Witwe des letzteren in zweiter Ehe den preußiſchen Major von Hundt heiratete, geſchah es, daß einer ihrer Söhne aus erſter Ehe, Friedrich Gabriel Clauſewitz (1740—1802), den ſoldatiſchen Beruf ergriff und auf Grund nichtverbürgter Beziehungen zu dem ſchleſiſchen Adelsgeſchlecht gleichen Namens den Adelstitel führte. Als Leutnant im Regiment Naſſau-Uſingen zeichnete er ſich im Siebenjährigen Kriege vor Kolberg aus und lebte ſpäter nach ſeiner Verabſchiedung in beſcheidenen Verhältniſſen als Steuereinnehmer zu Burg bei Magdeburg. Seiner Ehe mit Friderike, geb. Schmidt, der Tochter eines kleinen Beamten, entſtammten vier Söhne und drei Töchter.

So hatte Karl von Clauſewitz, der jüngſte der vier Brüder, als er am 1. Juni 1780 das Licht der Welt erblickte, von väterlicher Seite das durch Generationen überkommene Erbgut geiſtig hochſtehender Menſchen zugleich mit dem ſoldatiſchen Denken des Frontoffiziers mitbekommen. Über ſeine Erziehung äußerte er ſich gelegentlich einmal ſpäter wie folgt: „Mein Vater war ein Offizier des Siebenjährigen Krieges voll der Vorurteile ſeines Standes. Im elterlichen Hauſe ſah ich faſt nur Offiziere, und zwar nicht die gebildetſten und vielſeitigſten."

Bereits mit ſeinem zwölften Lebensjahre wurde er Soldat und war ganz auf ſich geſtellt, ganz darauf angewieſen, ſich durch eigene Kraft eine Stellung im Leben zu erringen. Außer den reichen ihm angeborenen Gaben konnte ihm das Elternhaus nur wenig auf den Lebensweg mitgeben. Seine Schulbildung war lückenhaft und dürftig. Aber der Vater hatte ihm eine lebendige Erinnerung an den großen Preußenkönig ins Herz gelegt und eng damit verbunden „das National- und ſelbſt das Kaſtengefühl" des preußiſchen Offiziers. Schmerzlich hat es der feinfühlige Knabe empfunden, daß er ſo früh den Schutz

[1] Vorwort der gekürzten Neuausgabe des Buches „Vom Kriege". Inſel-Verlag. Leipzig 1934.

entbehren mußte, „den die Natur in das heilige Verhältnis des Kindes zu dem Vater und der Mutter legte". In seiner neuen Umgebung fühlte er sich „fremd und allein". Daraus erwuchs wohl seine Neigung, Gedanken und Empfindungen in sich zu verschließen.

Ein Knabe noch, zog er 1793 mit seinem Regiment in den Krieg gegen Frankreich. „Mein Eintritt in die Welt", so hat er vierzehn Jahre später voll nachklingender jugendlicher Begeisterung geschrieben, „geschah auf dem Schauplatz großer Begebenheiten, wo das Schicksal der Nationen entschieden wurde —, mein Blick fiel ... auf den Triumphbogen, in welchem der Sieger einzieht, wenn der frische Lorbeerkranz seine glühende Stirne kühlt." Doch der Krieg ging 1795 zu Ende, als Clausewitz körperlich und geistig noch kaum gereift war. Seine heiße Sehnsucht, sich auszuzeichnen, blieb unerfüllt.

Die nächsten fünf Jahre verbrachte er als Leutnant in der kleinen Garnison Neuruppin. Inmitten einer Schar geistig wenig regsamer Kameraden, in der einförmigen Alltäglichkeit eines in äußeren Formen erstarrten Dienstes, treten sein Wissensdrang und seine Härte gegen sich selbst zum ersten Male deutlich hervor. Er vervollkommnete seine Anfangsgründe in Latein und in Mathematik, las deutsche und fremde Klassiker und bereitete sich auf die Allgemeine Kriegsschule (die spätere Kriegsakademie) vor.

Im Herbst 1801 wird der strebsame junge Offizier — erst einundzwanzigjährig auf diese unter Scharnhorsts Leitung stehende Hochschule der Kriegswissenschaften einberufen. Scharnhorst wird sehr bald auf ihn aufmerksam, obwohl er ihm von niemandem empfohlen wurde. Er erkannte in ihm den genialen, klaren und von innerem Feuer durchglühten Soldaten, der seinem eigenen Wesen so nahe stand. In seinem Schlußurteil lobte er des jungen Clausewitz „gründliche Kenntnisse in der Mathematik und den Kriegswissenschaften, seine richtige Beurteilung der Dinge sowie seine bescheidene und gefällige Darstellung". Aber mehr als dies: Scharnhorst schenkte dem um fünfundzwanzig Jahre jüngeren Kameraden seine Freundschaft. In späteren Jahren äußerte er, kein Mensch auf Erden habe ihm außer seinen Kindern so nahe gestanden und keiner ihn so verstanden wie Karl von Clausewitz.

Scharnhorst hat dem Geiste seines Schülers Weg und Ziel gewiesen und ihm die entscheidende Haltung und Richtung gegeben. Er erzog ihn nicht nur zu einem hervorragend tüchtigen Generalstabsoffizier, sondern zeigte ihm gleichzeitig, wie er als Kriegstheoretiker, Historiker und Politiker zu Erkenntnissen gelangen konnte. Clausewitz charakterisierte später die Lehrweise, die er sich bei seinem großen Meister aneignete, mit den Worten: „In allen praktischen Dingen ist es Bedürfnis, dicht bei der konkreten Wahrheit zu blei-

ben, sich und anderen stets verständlich, aber nicht bloß verständlich, sondern überzeugend, und nicht bloß überzeugend durch seine Schlüsse, sondern durch die Natur der Dinge, durch die Anschauung."

Dieser klare Wirklichkeitssinn führte den Dreiundzwanzigjährigen bereits zu einer durchaus zutreffenden Beurteilung der politischen Lage Europas. Es bestand für ihn kein Zweifel darüber, daß Frankreichs Streben seit 1792 dahin ging, „die übrigen Staaten mit seiner Größe zu erdrücken und in tiefer Abhängigkeit von sich zu erhalten". Er folgert daraus: „Für das Glück der Völker darf jetzt kein zweites Rom entstehen, ... es dürfen nicht ganze Nationen an dem Triumphwagen einer einzigen gefesselt liegen." Die Übermacht Frankreichs schreckt ihn nicht: „Nur auf feige Menschen macht das Große einen solchen Eindruck, bei Menschen von Mut und gesunden Kräften erzeugt die Größe wiederum Größe, sie weckt den Mut, den edlen Stolz, sie streut den Samen großer Taten aus."

Durch Scharnhorsts Fürsprache wurde Clausewitz 1803 Adjutant des Prinzen August von Preußen, eines Neffen Friedrichs des Großen. Die sechs Jahre, die er der Gefährte dieses tüchtigen und geistig regen jungen Fürsten war, sind von größer Bedeutung für seine innere Entwicklung geworden. Er wurde hier der geistvoll überlegene Weltmann, er schärfte sein Urteil über Menschen, er kam in lebhaften Gedankenaustausch mit hervorragenden Männern aller Berufe. Er lernte seine spätere Lebensgefährtin, die Gräfin Marie Brühl, kennen, eine der edelsten und gebildetsten Frauen des damaligen Berliner Hofes.

So zog er 1806 an der Seite seines Prinzen in den Krieg gegen Frankreich. Im stolzen Bewußtsein seines militärischen Könnens fühlte er die heilige Pflicht, im Freiheitskampf gegen die französische Universalherrschaft sein Bestes herzugeben. Voll froher Gewißheit, das Herz der Geliebten zu besitzen, sehnt er sich danach, durch tapfere Taten sich ihrer würdig zu zeigen: „Des Krieges bedarf mein Vaterland, und — rein ausgesprochen — der Krieg allein kann mich zum glücklichen Ziele führen." In dieser hochgemuten Stimmung bedauert er es in den Tagen vor der Schlacht bei Jena, nicht selbst die Armee führen zu können, und entwirft den kühnen Plan, über die Saale vorzugehen und in die Umgehungsbewegung des Feindes von der Flanke her hineinzustoßen. Vergleicht man diese Gedanken mit der allgemeinen Ratlosigkeit, die damals im preußischen Hauptquartier herrschte, so muß man sagen, daß aus ihnen ein ganz anderer Geist spricht: die Fähigkeit, die verwickelte Lage klar zu durchschauen, der Geist selbstbewußter und kühner Initiative. Auch in der darauffolgenden Schlacht ist er erfüllt von kämpferischem Feuer. „Unaus-

sprechlich teuer" sind ihm die Augenblicke der Gefahr. „Es gibt keinen Punkt des Lebens, in welchem das Gefühl heftiger ergriffen und allen Empfindungen eine solche Stärke, ein solcher Schwung gegeben wäre."

Doch sein kühnes Hoffen wird aufs furchtbarste enttäuscht. Der überlegenen Führung Napoleons gelingt es, die Preußen in der Doppelschlacht am 14. Oktober vernichtend zu schlagen. Gehetzt von den verfolgenden Kavallerie-Divisionen der Franzosen, überschritten die Trümmer der preußischen Armee bei Magdeburg die Elbe. Bei Prenzlau wird das Korps, bei dem sich das Grenadier-Bataillon des Prinzen August befindet, eingeholt. Bei dem heldenmütigen, bis zur letzten Patrone durchgeführten Versuch, sich durchzuschlagen, geraten der Prinz und sein Adjutant in Gefangenschaft. Man bringt sie nach Soissons. Furchtbar schwer lastet die Not des Vaterlandes auf Clausewitz' Seele. Erbittert ist er über die willenlose Ergebung der meisten seiner Landsleute in das Schicksal.

Die erzwungene äußere Untätigkeit benutzt er zu intensivster Gedankenarbeit. In einem Briefe aus Nancy wendet er sich voll Entrüstung gegen eine Rede Johannes von Müllers, die dieser in der Berliner Gesellschaft für Wissenschaften über Friedrich den Großen gehalten hatte. Jener hatte die Ansicht vertreten, daß man den Nachkommen ihre Fehler um der großen Tugenden ihrer Ahnherrn willen verzeihe. Man möge als Preuße nicht verzweifeln, solange das Andenken Friedrichs noch lebendig sei. Jeder Held werde ein großmütiges Mitgefühl mit dem Volke Friedrichs haben. Clausewitz vertritt demgegenüber eine ganz andere Auffassung: „Mir scheint es, daß ein richtig fühlender Mensch, ob Held oder nicht, weit eher Mitleid haben sollte mit einem von der Natur vernächlässigten Volke, das nie etwas Großes hervorzubringen imstande war, als mit einem *entarteten*. Kommt bei einem solchen (wie dies gewöhnlich geschieht) der Stolz auf die großen Ahnherrn hinzu, so entsteht für mich ein so widriges Bild, daß ich es nur mit einer geschminkten und in Lumpen einhergehenden Person vergleichen möchte. *Stolz auf unsere großen Männer dürfen wir nur sein, solange sie sich ihrerseits nicht unserer zu schämen haben.* Meinen Empfindungen nach soll ein Volk nie der Gegenstand eines großmütigen Mitleids sein. Zum mindesten sollte man es ihm nie zum Troste zurufen."

Er beschäftigt sich mit Mathematik, er vervollkommnet sich in der französischen Sprache und stellt in einem Aufsatz „Die Deutschen und die Franzosen" Vergleiche zwischen deutscher und französischer Art an. Selbstbewußt steht er dabei dem überschätzten Schrifttum Frankreichs gegenüber und bedauert

seinen Prinzen, „der mit dem Kinderbrei der französischen Literatur großgezogen“ worden sei und darüber „wie ein Primaner im Examen“ spreche.

Den Gedanken des späteren Befreiungskampfes erfaßt er damals schon mit dem ganzen Feuer seiner Seele: „Der Wille des Menschen schien mir immer das Mächtigste auf Erden; all mein Stolz erwacht, um diese edle Kraft nicht aus den Händen zu verlieren ... das, wonach ich ringe, ist eine stets gespannte Kraft des Gemüts, die auch in Jahre langer Untätigkeit und äußerster Ohnmacht nicht erschlafft, die alle Schläge des Schicksals mit eiserner Stärke erträgt, um endlich, wenn der langersehnte Augenblick sich darbietet, einzugreifen und dem bösartigen Verhängnis die Hoffnung mit Gewalt zu entreißen.“

Am 1. August 1807 schlägt endlich für die Gefangenen die Befreiungsstunde. Der Prinz und sein Adjutant nehmen den Rückweg über die Schweiz und sind mehrere Wochen Gäste der Frau von Staël im Schlosse Coppet. Clausewitz schreibt über diese erbitterte Feindin Napoleons: „Es ist unmöglich, eine größere Verehrerin der deutschen Literatur und der deutschen Frauen zu sein, als die Frau von Staël ist.“ Und doch findet sie nicht seine volle Sympathie: „Alles, was sie mit Nachdenken spricht und aus dem Innersten ihrer Seele schöpft, atmet deutschen Geist; dagegen fehlt ihr in den leichten oberflächlichen Berührungen des Geistes und in den äußeren Sitten durchaus die stille, sanfte Würde deutscher Weiblichkeit, die mir an den Frauen Bedürfnis ist, wenn sie mir als Frauen interessant sein sollen.“

Auch den Philosophen August Wilhelm Schlegel traf Clausewitz in Coppet. „Ich habe mich gefreut, Schlegel zu finden. Er ist ein wackerer, gutmütiger, vaterlandsliebender Deutscher, der einen gründlichen Haß gegen die Franzosen hat und überhaupt so echt das deutsche Gepräge trägt, daß es einem Menschen wie mir unmöglich ist, ihn nicht zu lieben ... Er ist mein einziger Trost, denn aller Verstand der hiesigen Gesellschaft kann auch nicht die kleinste Entschädigung für den Kummer und die Sorgen sein, die jetzt auf jedem gefühlvollen Deutschen lasten.“

Man ersieht daraus, wie schwer seine Seele unter den schmachvollen Bedingungen des inzwischen geschlossenen Tilsiter Friedens leidet. Aber wiederum löst diese Not bei ihm nur neue Willenskräfte aus.

Im Anschauen der großen Natur, die er auf einem Ausfluge von Coppet aus im Chamouniz-Tal auf sich wirken läßt, schreibt er: „Es ist unmöglich, das Auge mit Riesenschritten über die Spitzen der vieltausend Fuß hohen Felsenwände hinwegzuführen, ohne daß sich die Brust erweitert, das Gefühl des Vermögens erhebt und die Seele sich mit großen Entschlüssen und Hoffnungen beschäftigt.“

Nach Rückkehr in die Heimat blieb Clausewitz zunächst noch Adjutant des Prinzen August, der im Frühjahr 1808 zum Inspekteur der Königsberger Artillerie-Inspektion ernannt wurde. Ein Jahr später übernahm er die Stelle des Kanzleivorstandes Scharnhorsts im neu errichteten Kriegsministerium und trat damit in den Kreis der preußischen Reformer, die das Heer auf eine neue geistige, sittliche und materielle Grundlage stellten. Wenn sein persönlicher Anteil an diesen Arbeiten sich auch im wesentlichen nur auf eine unterstützende und ausführende Tätigkeit beschränkte, so lernte er dabei doch alle jene bedeutenden Männer kennen, die in der „Reorganisations-Kommission" um die Neugestaltung dieser Dinge rangen: den Freiherrn vom Stein, Boyen und ganz besonders Gneisenau, mit dem ihn bald aufrichtige Freundschaft verband und der ihm in späteren Tagen schrieb: „Sie waren Scharnhorsts Johannes, ich nur sein Petrus."

Und doch erkennen wir in jenen Jahren des Wiederaufbaues einen wesentlichen Unterschied in den Temperamenten Scharnhorsts und Clausewitz'. Jener war der Ansicht, man könne nur „die alten Formen zerstören, die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachstum nicht hemmen". Das sei alles, was man tun könne. Mit stiller, unerhörter Hartnäckigkeit verfolgte er dieses Ziel, so manchen Rückschlag erduldend, im Kampfe gegen Unverständnis und Übelwollen im eigenen Lager. Demgegenüber meinte Clausewitz: „Die Revolution in der bürgerlichen und Staatenverfassung werde sich weit leichter machen in der Bewegung und Schwingung aller Teile, welche der Krieg hervorbringt." Dem preußischen Staate bleibe nur die Wahl zwischen der Selbstaufgabe durch feige Unterwerfung und dem Verzweiflungskampf. Das ungeheure Wagnis schreckt ihn nicht. Er sieht in verzweifelten Entschlüssen die höchste Weisheit und glaubt, daß selbst ein ehrenvoller Untergang den Keim zu neuem Wiederaufstieg bilden werde.

Als sich 1809 die politischen Verhältnisse zwischen Österreich und Frankreich mehr und mehr zuspitzten, war Clausewitz ebenso wie Scharnhorst und Gneisenau unbedingt dafür, daß Preußen Österreich zu Hilfe kam. Eine mächtige Bewegung durchzitterte die deutschen Lande, die sich in der Tiroler Volkserhebung, in Schills und des Herzogs von Braunschweig abenteuerlichen Zügen und in Dörnbergs Aufstand deutlich abzeichnete. Wie Tausende von Norddeutschen hat auch Clausewitz die Blutsverwandtschaft mit den Österreichern lebhaft empfunden. Damals schrieb er an seine Braut, daß er augenblicklich den preußischen Dienst verlassen werde, wenn etwa auf Napoleons Geheiß preußische Truppen gegen Österreich marschieren müßten. Er, wie auch Gneisenau,

Yorck

Clauſewitz

bemühten sich um den Eintritt in das österreichische Heer, nachdem klar war, daß der König sich für Neutralität entschieden hatte.

Als Scharnhorst im Sommer 1810 von der Leitung des Kriegsministeriums auf Veranlassung Napoleons zurücktreten mußte, wirkte er in der Stellung des Chefs des Generalstabes weiter. Clausewitz wurde unter Beförderung zum Major Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule. Daneben lag ihm die kriegswissenschaftliche Ausbildung des jungen Kronprinzen ob, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm des Vierten. Wie gründlich sich Clausewitz dieser Aufgabe unterzog, beweisen seine uns erhaltenen schriftlich niedergelegten Vorträge.

Clausewitz hebt in diesen Aufsätzen ganz besonders die entscheidende Bedeutung der moralischen Faktoren in der Kriegführung hervor. Er zeigt, wie nur Selbstvertrauen, Willenskraft und Beharrlichkeit imstande sind, alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich dem Handeln im Kriege entgegenstellen. Er erklärt die Kühnheit, die Freude am Wagen für eine echte Feldherrntugend und fordert dazu auf, die gefährlichsten Lagen am häufigsten zu überdenken, um damit zu „heroischen Entschlüssen aus Gründen der Vernunft" zu gelangen. Zum Schluß verweist er auf den Ehrgeiz bei Cäsar, den Feindeshaß bei Hannibal, den Stolz auf einen glorreichen Untergang bei Friedrich dem Großen als die mächtigsten Triebfedern zu großer Tat.

Dieses Jahr 1810 brachte Clausewitz die Erfüllung seines seit langem gehegten Wunsches, die Geliebte heimzuführen. Wir dürfen an diesem Ereignis nicht vorübergehen, weil die Verbindung mit Marie Gräfin Brühl für Clausewitz eine hohe Bereicherung seines Lebens brachte. Sie war nach Gneisenaus Urteil eine Frau von großer Herzensgüte, ausgezeichnet durch die angenehmsten, feinsten Formen des Umgangs und begabt mit dem kultiviertesten Geiste. Sie nahm an den wissenschaftlichen Arbeiten ihres Gatten regsten Anteil und schenkte ihm ihre tätige Beihilfe. Über zwanzig Jahre war dem Paare ein überaus glücklicher gemeinsamer Lebensweg beschieden. Die Ehe blieb kinderlos. Die Briefe beider[1] bilden ein Denkmal des innigsten Sichverstehens zweier hervorragender Menschen.

So glücklich seine Lebensumstände in dieser Zeit an und für sich waren: die hochbefriedigende Berufstätigkeit, seine junge Ehe, der Kreis bedeutender und treuer Freunde, so schwer lastete auf ihm das Unglück des Vaterlandes. Napoleon stand in diesen Jahren (1809—1812) auf dem Gipfel seiner Macht. Er war sich eigentlich nur noch im Zweifel darüber, ob er Preußen den Schein einer

[1] Karl und Marie von Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Herausgegeben von Karl Linnebach. Verlag von Martin Warneck, Berlin, 1917.

Selbständigkeit belassen oder es als eine Provinz seinem Reiche einverleiben sollte. Es bedurfte einer außerordentlich geschickten, vorsichtigen Politik, um das schlimmste Verhängnis abzuwenden. Clausewitz sah die Dinge wesentlich zuversichtlicher an. Er schrieb damals, daß sich „trotz der allgemeinen Unterwerfung in Deutschland doch noch eine ziemliche Anzahl von Menschen finden, die, voll Geist und Herz, voll Mut und Entschlossenheit, etwas für das Vaterland zu tun wünschen. Es ist der Mühe wert, sie zu vereinigen".

Als dann 1812 die politische Lage mehr und mehr zu einer Auseinandersetzung zwischen Napoleon und Rußland drängte, dem letzten noch nicht unterworfenen Gegner auf dem Kontinent, stand Preußens König vor der entscheidungsschweren Frage, auf wessen Seite er treten sollte. Wohl neigte er Rußland zu, aber weder in Petersburg noch in Wien konnte er bindende Zusagen für eine sofort einsetzende Unterstützung Preußens erhalten. Um sein Volk nicht von neuem in die Gefahr des Unterganges zu stürzen, entschloß sich der König zu einem Bündnis mit Frankreich, das am 24. Februar 1812 in Paris unterzeichnet wurde.

Clausewitz war aufs schwerste enttäuscht und faßte den schon längere Zeit erwogenen Entschluß, aus dem Vaterlande zu scheiden und in russischem Dienst den Weltgebieter zu bekämpfen. Ein ergreifendes Spiegelbild seines Seelenzustandes, der ihn in jenen Tagen beherrschte, gibt seine berühmt gewordene Denkschrift, die den Titel führt: „Drei Bekenntnisse".

An die Spitze stellt er den Leitspruch Friedrichs des Großen: „Gewiß, ich kenne den Wert der Ruhe, der Annehmlichkeit der Gesellschaft, der Freuden des Lebens. Auch ich wünsche glücklich zu sein wie irgend jemand. So sehr ich aber diese Güter begehre, so wenig mag ich sie durch Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit erkaufen. Die Philosophie lehrt uns, unsere Pflicht zu tun, unserem Vaterlande selbst mit unserem Blute treu zu dienen, ihm unsere Ruhe, ja unser ganzes Dasein aufzuopfern."

Dann findet er flammende Worte gegen die Verzagtheit der großen Menge, gegen die stets zu helotenhafter Gesinnung neigende öffentliche Meinung:

„Von dieser Meinung und Stimmung, mit der man sich bei uns schmückt, als sei sie aus dem reinen Gefühle für das Wohl aller entsprungen, sage ich mich feierlich los.

Ich sage mich los:

von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls; von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;

von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen;

von der falschen Entsagung eines unterdrückten Geistesvermögens;

von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte;

von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste:

von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen und Menschenwürde.

Ich glaube und bekenne:

daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins;

daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll;

daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetze zu gehorchen hat;

daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;

daß dieser Gifttropfen im Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft späterer Geschlechter lähmen und untergraben wird;

daß man die Ehre nur einmal verlieren kann;

daß die Ehre des Königs und der Regierung eines ist mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium seines Wohles;

daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist im großmütigen Kampf um seine Freiheit;

daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt.

Ich erkläre und beteure der Welt und Nachwelt:

daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen kann;

daß ich die wildeste Verzweiflung für weiser halten würde, wenn es uns durchaus versagt wäre, mit männlichem Mute, das heißt mit ruhigem, aber festem Entschlusse und klarem Bewußtsein der Gefahr zu begegnen;

daß ich die warnenden Begebenheiten alter und neuer Zeit, die weisen Lehren ganzer Jahrhunderte, die edlen Beispiele berühmter Völker nicht im Taumel der Angst unserer Tage vergesse und die Weltgeschichte nicht hingebe für eine lügenhafte Zeitung;

daß ich mich rein fühle von jeder Selbstsucht, daß ich jeden Gedanken und jedes Gefühl in mir vor allen meinen Mitbürgern mit offener Stirn bekennen darf: daß ich mich überglücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampfe um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden.

Dieses leichte Blatt lege ich auf den heiligen Altar der Geschichte nieder im festen Vertrauen, daß einst, wenn der Sturm der Zeit es hinweggeweht, ein würdiger Priester dieses Tempels es sorgfältig aufheben und in das Jahrbuch des vielbewegten Völkerlebens einheften werde. Dann wird die Nachwelt richten und vom Verdammungsurteile die ausnehmen, die dem Strome der Verderbtheit mutig entgegengerungen und das Gefühl der Pflicht treu im Busen bewahrt haben."

Clausewitz wendet sich dann der Lage eines Staates zu, der durch Unglück und eigene Fehler das höchste Gut, die politische Freiheit, verloren hat. Seine Worte klingen hier so, als ob er in unserer Gegenwart lebte, als ob er die harte Not, in die Deutschland durch das Diktat von Versailles hineingeworfen wurde, mit eigenen Augen sähe:

„Es ist unmöglich, die gewöhnlichen Verhältnisse eine Zeitlang aufzuheben. Die Geschichte lehrt es. Ein Volk geht darum noch nicht zugrunde, weil es ein oder zwei Jahre hindurch Anstrengungen macht, die es zehn oder zwanzig Jahre hindurch nicht aushalten könnte. Erfordert es die Wichtigkeit des Zwecks, ist von der Erhaltung der Unabhängigkeit und Ehre die Rede, so werden diese Anstrengungen zur Pflicht, und die Regierung darf eine solche Anstrengung von ihm erwarten, fordern, erzwingen ... So möge denn eine väterliche Regierung, wie die preußische es ist — die nie in Gefahr kommen kann, über diesen Punkt mißverstanden zu werden —, auch alle Mittel des Zwanges, die ihr zu Gebote stehen, energisch anwenden, um das Volk zu seiner heiligsten Pflicht anzuhalten. Es gibt einen Zwang und selbst einen furchtbaren Zwang, der keine Tyrannei ist. Es ist nichts so wahr, als daß außerordentliche Unglücksfälle, wenn der Mensch sich einmal entschließt, ihnen mit außerordentlichen Mitteln zu begegnen und alle seine Kräfte gegen sie zu richten, dazu dienen, ihn über sich selbst zu erheben, und die Kräfte des Gemüts und Verstandes in ihm aufregen, von deren Dasein er selber nichts ahnte."

Im dritten Bekenntnis tritt Clausewitz für die allgemeine Volksbewaffnung ein. Er erinnert an das Beispiel der Tiroler, Spanier und des Volks in der Vendée und beschwichtigt die dagegen vorgebrachten Bedenken mit den Worten: „Man glaubt gewöhnlich, der Feind könne durch eine grausame Behandlung der Gefangenen uns den Mut dazu nehmen. Welch unnötige Besorgnis! ... Lassen wir es darauf ankommen, Grausamkeit mit Grausamkeit zu bezahlen,

Gewalttat mit Gewalttat zu erwidern. Es wird uns ein leichtes sein, den Feind zu überbieten und ihn in die Schranken der Mäßigung und Menschlichkeit zurückzuführen. Hat doch der Tiger, der Frankreich in den Jahren 1793 und 1794 unter dem Namen einer republikanischen Regierung beherrschte, aufhören müssen, das Blut der Vendée durstig zu trinken. Menschliche Grundsätze, Verzeihung, Achtung, Friede allein konnten die aufgebrachte Menschennatur besänftigen." —

Clausewitz' „Drei Bekenntnisse" geben wie kaum eine andere seiner Schriften Aufschluß über die Denkweise dieses Mannes in vaterländischen Dingen. Es spricht aus ihnen ein stolzer, aufrechter Sinn, der bereit ist zum letzten Opfer für die große Sache. Die landläufige Anschauung, die in ihm nur den tiefgründigen Philosophen und Kriegswissenschaftler sieht, gibt daher nur die verstandesmäßige Seite dieser großen Persönlichkeit wieder. Das innere Feuer, das in ihm brannte, das ihn immer wieder zur Tat trieb, bildet die andere Seite seines Charakters, die ihn dem Deutschen unserer Zeit so besonders nahe bringt.

Die Denkschrift wurde damals nicht veröffentlicht, wie ursprünglich wohl beabsichtigt. Scharnhorst und Gneisenau mögen Clausewitz wohl davon abgeraten haben, weil sie der Überzeugung waren, daß diese rückhaltlose Aussprache dem Vaterlande in der gegebenen Lage schaden könnte. Dagegen vermittelten die beiden großen Reformer Clausewitz den Übertritt in russische Dienste. Am 28. April 1812 erhält er vom Könige den Abschied. Bereits Ende Mai stellt ihn Gneisenau, der sich auf einer diplomatischen Mission in Rußland befindet, in Wilna dem Kaiser Alexander persönlich vor. Er bezeichnete ihn bei dieser Gelegenheit als „einen der besten Köpfe, voll tiefer Kenntnisse der Kriegskunst" und wies besonders auf eine von Clausewitz verfaßte „Anweisung für Generale" hin, „welche alles übertrifft, was in dieser Art erschienen ist und in das Russische übersetzt zu werden verdient, um endlich die Grundsätze auszutreiben, welche die gelehrte Systemwut oder die Unwissenheit oder die Korporalswut in die Kriegskunst eingeführt haben". Clausewitz wurde als Oberstleutnant in den russischen Generalstab übernommen. Seine Stimmung in jenen Tagen geht aus einem Briefe hervor, in dem er folgendes schrieb: „Das Unglück des Vaterlandes hat seinen Gipfel erreicht; denn seine Fürsten sind Sklaven, die auf Geheiß ihres Herrn das Schwert gegen sich selbst führen ... Zu fürchten haben wir jetzt eigentlich nichts mehr, alles zu hoffen. In diesem Zustand ist alles, was geschieht, jede neue Bewegung, jeder neue Stoß in der politischen Welt ein Prinzip neuer Hoffnung. So gehe ich jetzt mehr als je der Zukunft mutigen Schrittes entgegen."

Clausewitz trat zunächst in den Stab des Generals Graf Pahlen, der die Nachhut der russischen Armee führte. Während der Schlacht bei Borodino war er Stabschef beim Kavalleriekorps des Generals Uwarow. Zeitweise war er dann im Oberkommando den Generalen von Phull und Baron Toll zugeteilt. Letzterer, der später während der Befreiungskriege die Operationen der Verbündeten in sehr vorteilhafter Weise beeinflußte, hat — wie er selbst bezeugte — aus dem Ideenaustausch mit Clausewitz großen Nutzen gezogen. Und doch gelangte Clausewitz zu keiner recht befriedigenden Tätigkeit, weil er der russischen Sprache nicht mächtig war. Dies bedrückte ihn um so mehr, als der Feldzug mit großen Entbehrungen und Strapazen verbunden war. „Alle die Opfer und Beschwerden", schrieb er, „ohne eigentliche Tätigkeit, ohne die Befriedigung weder des Ehrgeizes noch des Interesses, für das Vaterland ohne Erfolg, in lauter nachteiligen Verhältnissen, dies ist eine schwere Aufgabe."

Nach der Räumung Moskaus und dem Rückzug der Russen auf Kaluga sollte Clausewitz zum Gouvernement der Festung Riga übertreten, erhielt aber in Petersburg auf seinen Wunsch die veränderte Bestimmung in das Hauptquartier des Grafen Wittgenstein, der um diese Zeit an der Düna stand und von dort mit seiner Armee in den Rücken Napoleons vorging. Es gelang diesem leider nicht, dem Kaiser den Rückzug an der Beresina zu verlegen. Aber Clausewitz sah kurz darauf den Schauplatz jenes verzweifelten Übergangs über den vereisten Fluß und schrieb darüber seiner Frau:

„Welche Szenen habe ich hier gesehen! Wenn mein Gefühl nicht schon abgehärtet oder vielmehr abgestumpft wäre, ich käme vor Schauder und Entsetzen nicht zu mir selbst, sowie ich noch nach vielen Jahren nicht ohne Schauder werde daran denken können ... Ich schreibe Dir zwischen Leichen und Sterbenden, unter rauchenden Trümmern, und Tausende von gespensterartigen Menschen ziehen vorüber und schreien und flehen und weinen vergebens nach Brot."

Am Ende des Feldzuges war es Clausewitz vergönnt, an einem bedeutsamen Ereignis mitzuwirken, das den eigentlichen Anstoß zu Preußens Erhebung gab. Wittgenstein hatte den Auftrag, der französischen Armeeabteilung Macdonald, die noch in Kurland stand und zu der das preußische Hilfskorps Yorck gehörte, den Rückweg abzuschneiden. Russischer Kavallerie vom Korps Diebitsch gelang es, Yorcks Korps auf dem Rückmarsch von Mitau nach Tauroggen einzukreisen. Diebitsch versuchte, Yorck zu gewinnen, mit seinen Truppen zu den Russen überzugehen, und beauftragte Clausewitz, die Unterhandlungen zu führen. Dieser zerstreute mit vieler Mühe die berechtigten Bedenken, die Yorck einem solchen Schritt gegenüber empfand, und überredete ihn, am 30. Dezember seine Unterschrift unter den berühmten Vertrag von Tau-

roggen zu setzen. Die strategische Folge dieses Ereignisses war, daß die Russen die Verfolgung der Trümmer des französischen Heeres über die Weichsel hinaus fortsetzten und es damit Napoleon unmöglich machten, hier bereits den neuen Widerstand zu organisieren. Es wäre sehr fraglich gewesen, ob in diesem Falle Preußen den Entschluß zur Erhebung gefunden hätte.

Clausewitz war voll edelster Freude über diesen Erfolg. Sein Leben lang ist er stolz darauf gewesen, an dem ersten Anstoß zur Befreiung seines Vaterlandes mitgewirkt zu haben.

Wenn Clausewitz im Feldzug 1812 nur selten zu bedeutender Tätigkeit gelangte, so war die Teilnahme an ihm doch für seine Gesamtanschauung vom Wesen des Krieges von höchster Bedeutung. Keiner der Napoleonischen Feldzüge hat ihn bis an sein Lebensende mehr gefesselt und beschäftigt als dieser. Er hat ihn im siebenten Bande der „Hinterlassenen Werke" im Zusammenhang beschrieben. Dabei kommt er zu folgender Schlußfolgerung: „Napoleons Feldzug ist nicht mißraten, weil er zu schnell und zu weit vorgedrungen ist, wie die gewöhnliche Ansicht lautet, sondern weil die einzigen Mittel zum Erfolg fehlschlugen. Das russische Reich ist kein Land, welches man förmlich erobern, d. h. besetzt halten kann, wenigstens nicht mit den Kräften jetziger europäischer Staaten und auch nicht mit den 500 000 Mann, die Bonaparte dazu herangeführt hatte. Ein solches Land kann nur durch eigene Schwäche und durch die Wirkungen inneren Zwiespaltes bezwungen werden. Um auf diese schwachen Stellen des politischen Daseins zu stoßen, ist eine bis ins Herz des Staates gehende Erschütterung notwendig. Nur wenn Bonaparte mit seinem kräftigen Stoß bis Moskau hinreichte, durfte er hoffen, den Mut der Regierung und die Treue und Standhaftigkeit des Volkes zu erschüttern. In Moskau hoffte er den Frieden zu finden, und dies war das einzige vernünftige Ziel, welches er sich bei diesem Kriege stecken konnte. Es mag ein Fehler Bonapartes gewesen sein, ihn unternommen zu haben, wenigstens hat der Erfolg gezeigt, daß er sich in seinem Kalkul getäuscht hat, aber wir behaupten, wenn dieses Ziel gesucht werden sollte, es der Hauptsache nach nicht anders geschehen konnte."

Es spricht aus diesen Worten die klare Erkenntnis, daß nur die Niederwerfung der feindlichen Streitkräfte oder die Eroberung des feindlichen Kraftzentrums, das sich in seiner Hauptstadt verkörpert, einen entscheidenden Erfolg in der Kriegführung bringen kann. Wir haben eine Bestätigung dieser Auffassung im Weltkriege gefunden. 1915 blieb die mit unzureichenden Kräften unternommene Sommeroffensive gegen Rußland auf halbem Wege stecken. Es dauerte daher fast zweieinhalb Jahre, bis die innere Zersetzung der Armee unseren Gegner zum Frieden zwang.

Zu Beginn des Jahres 1813 sehen wir Clausewitz in Königsberg. Der Freiherr vom Stein, der gleichfalls in russischen Diensten stand, bemühte sich hier bei den Landständen, die Volksbewaffnung der Provinz in Gang zu bringen. Diese traten mit Yorck in Verbindung. Die entscheidenden Beschlüsse wurden in den Tagen vom 6. bis 9. Februar gefaßt, und der grundlegende Entwurf zu den „Festsetzungen betreffend die Landwehr in den Provinzen Litauen, Ostpreußen und Westpreußen auf dem rechten Weichselufer" stammt von Clausewitz. Stein hatte diesen aufgefordert, einen Vorschlag zu machen, und Clausewitz hatte seinem Wunsche gern entsprochen. Die Denkschrift bildete die Grundlage zu jener beispiellosen Kraftanstrengung der Provinz. Obwohl bereits sechs Prozent der Bevölkerung in Linie und Landwehr unter den Waffen standen, wurden 192 000 Mann in die Landsturmlisten eingetragen und größtenteils, wenn auch oberflächlich, ausgebildet, d. h. beinahe zwanzig Prozent der Gesamtbevölkerung. Diese Volksbewaffnung hat einen unvergeßlichen Eindruck auf Clausewitz gemacht. Er rechnete jene Tage zu den erhabensten seines Lebens.

Damals nahm auch sein treuer Lehrmeister und Freund Scharnhorst wieder die Verbindung mit Clausewitz auf und schrieb ihm: „Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, bald mit Ihnen vereinigt zu sein. Ihren großen Wert habe ich nie verkannt. Recht gefühlt habe ich ihn aber erst in dieser Zeit, wo ich so viel zu tun hatte. Nur mit Ihnen verstehe ich mich; nur unsere Ideen vereinigen sich oder gehen in ruhiger Gemeinschaft nebeneinander in unveränderter Richtung." Freilich Scharnhorsts Bemühungen, Clausewitz' Wiederanstellung im preußischen Heere beim Könige zu erreichen, blieben ohne Erfolg. Zu tief war der Groll des Monarchen gegen jene 25 Offiziere, die 1812 in russische Dienste getreten waren. Aber das ungewöhnlich kameradschaftliche Verhältnis der verbündeten Heere bot das Mittel zur Aushilfe: die Russen kommandierten Clausewitz zu dem in Breslau zusammentretenden Oberkommando des preußischen Heeres. Er hat hier als Scharnhorsts Bürochef während des ganzen Frühjahrsfeldzuges 1813 wie ein preußischer Offizier gearbeitet. „Blücher, Scharnhorst und Gneisenau", so schreibt er im April, „behandeln mich mit ausgezeichneter Güte und Freundschaft; ich kann mir kein schöneres Verhältnis denken. Diese Einigkeit, dieses gegenseitige Vertrauen, diese wechselseitige Achtung und Freundschaft wird man lange vergeblich suchen."

In dem nun beginnenden Befreiungskampfe nahm Clausewitz in Blüchers Stab an der Schlacht bei Großgörschen teil (2. 5. 1813). Im Nahkampf mit französischer Infanterie geriet er in Lebensgefahr. Tags darauf schrieb er dar-

über seiner Frau: Meine liebe Marie, ich bin ganz wohl, obgleich mir ein kleiner Franzose mit dem Bajonett hinter dem rechten Ohr gesessen hat. Man hat sich wütend geschlagen, und ich bin so recht mitten unter dem Feinde gewesen. Da es uns nicht vergönnt war, auf die Führung des Gefechts einen bestimmten Einfluß auszuüben[1], so blieb uns nichts übrig, als mit dem Säbel in der Faust zu wirken. General Blücher hat eine Kontusion, General Scharnhorst einen Schuß ins Bein, doch nicht gefährlich ..."

Leider aber verschlimmerte sich Scharnhorsts Zustand in den nächsten Wochen infolge mangelhafter Pflege und rastloser Tätigkeit. Er starb am 28. Juni in Prag. Clausewitz war tief erschüttert. Auf die Nachricht, daß der General im Sterben liege, schrieb er seiner Frau: „Du kannst Dir denken, wie traurig ich bin. Obgleich Scharnhorst für die Armee, für den Staat und für Europa unersetzlich ist, so kann ich doch an alles dies kaum denken, und ich verliere in diesem Augenblick nur den teuersten Freund meines Lebens, den mir nie ein anderer ersetzen kann, der mir immer fehlen wird. Ich kann nicht beschreiben, wie tief ich mich von Rührung und Wehmut und Trauer ergriffen fühle. Es ist ihm gewiß schwer geworden, von der Welt zu scheiden, denn es ist ihm so manche Lieblingsidee unerfüllt zurückgeblieben. Und das ist es, was mich so wehmütig macht. Obgleich ich kaum wünschen kann, bei seinem Tode gegenwärtig gewesen zu sein, weil es mich zu sehr ergriffen hätte, so tut es mir doch leid, nicht mit unter denen zu sein, die ihm die letzte Ehre und Anhänglichkeit erwiesen haben; denn von Tausenden, die ihm Dank und Liebe schuldig waren, gibt es keinen Schuldner wie mich. Außer Dir hat es nie einen Menschen gegeben, der mir so viel Wohlwollen bewiesen hätte und der auf das ganze Glück meines Lebens einen solchen Einfluß gehabt hat."

Wir besitzen von Clausewitz ein meisterhaftes literarisches Porträt Scharnhorsts, niedergeschrieben einige Jahre nach dessen Tode, wohl das schönste Denkmal, das ihm zuteil geworden ist. Aber es spiegelt nicht nur das Bild des großen Meisters wider, sondern zeigt deutlich, daß auch der Schüler Geist von seinem Geiste war. Wenn wir daher die nachstehenden Zeilen lesen, so sehen wir jenes Idealbild edelsten Führertums vor uns, wie es sich aus Preußens größter Not herausgebildet hatte, dem nachzueifern auch unsere Aufgabe sein muß.

„Das Bedürfnis seines Kopfes nach großer Wirksamkeit und der Adel seines Herzens hatten sich in seiner Persönlichkeit zu Grundsätzen strenger und

[1] Der russische General Wittgenstein, der den Oberbefehl über die Verbündeten während der Schlacht führte, hatte derart in alle Einzelheiten hineinbefohlen, daß Blücher und sein Stab so gut wie ausgeschaltet waren.

großer Bürgertugend verschmolzen. Diese waltete vor und beherrschte alle einzelnen Züge seines Charakters, unter denen Kühnheit, Vorsicht, Festigkeit, Unermüdlichkeit, Fassung, Schlauheit und Verschlossenheit die hervorstechendsten sind. Wer feil um Geld diente, war ihm verhaßt; wem äußerliche Ehre die Hauptsache war, der blieb ihm wenigstens fremd; wer ohne alles Streben träg dem Schlendrian folgte, war ihm verächtlich. Menschen aber, die irgendeinem edlen Zweck mit Aufopferung nachgingen, wurden ihm, welcher Art sie sonst sein mochten, augenblicklich lieb und achtenswert: Eine große Wirksamkeit, nicht um des Geldes oder der Ehre, sondern um ihrer selbst willen, aus Geistesbedürfnis lieben, war ihm der Stempel des Mannes. Dies hat er in Rücksicht auf sich selbst durch das bescheidenste Zurücktreten bewiesen, in Rücksicht auf andere durch die Wahlen, die er für den Staat zu machen hatte, wobei ihn dieser Grundsatz hauptsächlich leitete. Nichtsdestoweniger bewahrte ihn sein praktischer Kopf vor dem Abwege, auf den der Philosoph hätte geraten können. Es gab der Menschen zu wenige, die ganz nach seinem Herzen waren, denen bei einem klaren und tüchtigen Verstande nicht alle Schwärmerei des Gefühls verlorengegangen ist. Nur diese zu suchen, wäre ein träumerischer Vorsatz gewesen; darum mußten auch die Ehrgeizigen hervorgezogen werden. — Nichts ging ihm als Soldaten über die Tapferkeit im Kriege. Wie man sie auch bei einem Volke oder bei einem Heere als eine allgemeine Bedingung voraussetzen mag, immer bleibt es möglich, sich darin auszuzeichnen, und Scharnhorst stellte ein solches Hervortun höher als alles andere, denn es ist kein leichtes und ist das beste und nützlichste von allen Elementen des Krieges. — Der edle, großartige, stille Ehrgeiz, der Scharnhorsts Brust beseelte, rief die großen Konzeptionen hervor, wodurch er so viel geleistet hat, und in diesem sprach sich die Kühnheit seines Charakters aus. — Fremdling im Lande und im Heere, ohne Familienverbindungen, selbst ohne Bekannte und Freunde, ohne Talent und Übung in den Sitten der Höfe und der vornehmen Welt, der Ratgeber eines Monarchen zu werden, dem er der Person nach völlig fremd war, auf dessen völliges Vertrauen er in den ersten Jahren keine Ansprüche haben konnte, und von diesem Standpunkte aus eine Hauptveränderung mit dem ganzen Heere vorzunehmen und, wieder in einer Zeit, wo der Staat niedergeworfen und gefesselt dalag und alles nur an unbeschränkte Hingebung[1] dachte, in der Stille die Mittel zu einem riesenhaften Widerstande vorzubereiten: Das ist wohl, was man im Friedensverhältnisse kühn nennen kann."

[1] Unterwerfung.

Scharnhorsts Nachfolger als Generalstabschef bei Blücher wurde Gneisenau. Clausewitz blieb bei ihm in der gleichen Stellung als Bürochef. Er nahm Anteil an den Beratungen, die zur Schlacht bei Bautzen (20. und 21. 5. 1813) führten. Als der bald darauf folgende Waffenstillstand den Operationen ein vorläufiges Ende bereitete, regte Gneisenau erneut die Zurückübernahme seines Gehilfen in den preußischen Dienst an, doch ohne Erfolg. Auf Gneisenaus Anregung schrieb Clausewitz zu Beginn des Waffenstillstandes eine sehr klare, übersichtliche Geschichte des Frühjahrsfeldzuges, welche das Vertrauen des preußischen Volkes und der ganzen Nation zu der Sache des Befreiungskampfes neu beleben sollte.

Inzwischen hatte die Russisch-Deutsche Legion, auf deren Listen Clausewitz bereits seit Herbst 1812 als erster Generalstabsoffizier stand, ihre Formierung vollendet und wurde zu Schiff nach der Odermündung befördert, um der neuzubildenden Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden einverleibt zu werden.

Am 8. August 1813 traf Clausewitz am Orte seiner neuen Tätigkeit ein und meldete sich zwei Tage darauf in Schwerin bei dem Generalleutnant Reichsgrafen von Wallmoden-Gimborn, seinem jetzigen Vorgesetzten. Dieser ernannte ihn zum Generalquartiermeister seiner 27 000 Mann starken Armee. Sie war bunt zusammengesetzt aus der Russisch-Deutschen Legion (gebildet aus sechs Bataillonen Infanterie, einer Jägerkompanie, acht Schwadronen Husaren und zwei reitenden Batterien), der stärkeren Britisch-Deutschen Legion, einer schwachen schwedischen Division, einer mecklenburgischen und einer hanseatischen Brigade, dem preußischen Freikorps Lützow und einigen Kosakenregimentern unter dem General von Tettenborn. Die Russisch-Deutsche Legion selbst bestand in der Mehrheit aus Preußen und Russen und war zunächst 6000 Mann stark.

Die Aufgabe, die Wallmoden vom Kronprinzen von Schweden gestellt war, muß nun freilich als eine solche bezeichnet werden, die dem Unternehmungsgeist nicht viel Spielraum ließ. Angesichts der an Zahl überlegenen französisch-dänischen Streitkräfte, mit welchen Davout in und bei Hamburg stand, schrieb die Weisung Bernadottes die Sicherung der rechten Flanke der Nordarmee und des schwedischen Landungspunktes Stralsund vor. Trotzdem gelang Wallmoden eine kühne Waffentat, an deren Anlage und Durchführung Clausewitz sicherlich großen Anteil hatte. Als nämlich bekannt wurde, daß von den bei Ratzeburg stehenden Hauptkräften Davouts der General Pécheux mit einer schwachen Division auf das westliche Elbufer entsandt worden war, um die Verbindung mit Magdeburg zu halten, entschloß sich Wallmo-

den, ihn anzugreifen. Am 15. September ging er bei Dömitz mit 12 000 Mann über die Elbe und stellte ihn tags darauf auf der Nordseite des Göhrde-Waldes zum Kampfe. Der nur 3000 Mann starke Gegner wehrte sich tapfer, wurde aber völlig geschlagen und verlor seine sämtlichen Geschütze. Clausewitz äußerte sich einige Tage später über das Gefecht: „Ich kann mit Überzeugung sagen, was Gneisenau mir vor der Schlacht an der Katzbach schreibt: Wären meine Dispositionen ganz angenommen worden, so hätte vom feindlichen Korps nichts, aber auch gar nichts entkommen müssen. — Auch würden wir den Divisionsgeneral Pécheux selbst bekommen und 800 bis 1000 Gefangene mehr gemacht haben, wäre der Graf zu persuadieren gewesen, die Kavallerie noch eine Stunde weiter verfolgen zu lassen; denn es war noch nicht völlig dunkel." Das Gefecht an der Göhrde war die entscheidendste Begebenheit im Feldzuge an der Niederelbe. Davout beschränkte sich von nun ab auf die passive Behauptung des stark befestigten Hamburg. Es ist ein Zeichen für Clausewitz' klare Sachlichkeit und Uneigennützigkeit, für seinen Überblick über die Gesamtführung des Krieges, daß er die Verstärkung seines Korps durch eine preußische Landwehrbrigade als fehlerhaft bezeichnete und ihre Zurückberufung zu den Hauptkräften der Nordarmee mit Befriedigung begrüßte, wie er auch immer wieder versuchte, die Abberufung der Russisch-Deutschen Legion auf den Hauptschauplatz der Kriegshandlung zu erreichen.

Vor Hamburg blieb die Lage im wesentlichen unverändert, bis Anfang Dezember Bernadotte selbst mit seinem schwedischen Korps herankam, um mit den Dänen abzurechnen. Diese trennten sich von Davout und traten den Rückzug über Kiel an. Wallmoden versuchte ihnen bei Eheſtädt den Abmarsch nach Norden zu verlegen. Clausewitz hoffte schon, die völlige Einschließung und Vernichtung des Gegners zu erreichen. Aber mehrere unglückliche Umstände, vor allem das Ausbleiben des schwedischen Korps, zwangen schließlich dazu, den Dänen den Weg nach Rendsburg freizugeben. „Es ist ein abscheuliches Gefühl" — schrieb Clausewitz — „einem so glänzenden Erfolg ganz nahe gewesen zu sein und ihn verfehlt zu haben. Zwar hat uns der Kronprinz mit Lobsprüchen überhäuft, aber was ist das für ein Ersatz!"

Im Februar 1814 wurde der General Wallmoden aus Holstein abberufen, um mit der Russisch-Deutschen Legion in den Niederlanden gegen den Marschall Maison eingesetzt zu werden. Wichtige Kriegstaten waren ihm auch hier nicht beschieden. Am 31. März fand bereits der Einzug der Verbündeten in Paris statt.

Clausewitz hatte in dieser Zeit seinen Standort nacheinander in Maseyk, Hasselt, Sotteghem bei Oudenarde, Lessines bei Ath, in der Gegend von Tournai, zuletzt auf längere Zeit im Städtchen Aalst in Ostflandern. Über seine Stimmungen und Erlebnisse lassen wir ihn auch hier selbst erzählen.

Er schreibt seiner Frau aus Maseyk am 17. März 1814: „Ich bin ein sonderbarer Mensch in Beziehung auf die Vergangenheit. Ich hänge mit Liebe an ihr, selbst wenn sie nicht viel taugte. Frankreich, mit dem ich doch wahrlich zur Zeit nicht zufrieden war, noch zu sein Ursache hatte, als ich es kennenlernte, hat mir gleichwohl immer angenehme Erinnerungen gegeben. Das Fremdartige der Sitten hat im ganzen, wenn man es als Reisender — nicht als Verbannter — betrachten darf, viel Anziehendes, und dies sowie manche kleine Vorzüge sind meinem dankbaren Gedächtnis verblieben, während die unangenehmen Eindrücke verschwunden sind. Ich komme zu dieser Bemerkung, weil diese Gegenden mich so sehr an manchen Teil von Frankreich erinnern. Roermonde sieht gerade so aus wie das jetzt durch wiederholte blutige Stürme ernst und finster gewordene, sonst stille und freundliche Soissons. Dieselben närrischen Häuser, dieselben stillen, reinlichen Straßen, dieselben Hotels en miniature kleiner Edelleute, dann dieselbe Bequemlichkeit im Wohnen, die Betten, die Menge der Schüsseln, die Redseligkeit von Wirt und Wirtin, die ein pudelnärrisches Deutsch und passables Französisch sprechen."

Zu Anfang April wurde auf Steins und Gneisenaus Betreiben die Russisch-Deutsche Legion in die Preußische Armee übernommen. Infolgedessen erhielt auch Clausewitz am 11. April 1814 ein Patent als preußischer Oberst. Damit endete seine russische Dienstzeit. Als äußere Anerkennung war ihm vom Zaren außer zwei Orden ein Ehrensäbel, dieser nach der Schlacht bei Borodino, verliehen worden.

Nach Abschluß des Ersten Pariser Friedens suchte Clausewitz im Sommer 1814 in Aachen Heilung von einem Gichtleiden, das ihm während der letzten beiden Kriegsjahre oft die heftigsten Schmerzen bereitet hatte. Im Februar 1815 wiederholte er diese Kur.

Als die Rückkehr Napoleons von Elba Europa aufs neue zu den Waffen rief, erhielt Clausewitz die ehrenvolle Bestimmung zum Chef des Stabes des III. preußischen Armeekorps, das von dem vormals sächsischen General von Thielmann befehligt wurde und zu Blüchers Heer gehörte. In dieser Stellung hat er am Feldzug von 1815 in den Niederlanden teilgenommen, insbesondere an der Schlacht bei Ligny. Aber leider hatte sein Korps hier nur eine Nebenaufgabe. Als zwei Tage später die Masse der preußischen Armee von Wavre nach Westen marschierte, um Wellington zu Hilfe zu eilen, der bei Waterloo

von Napoleon angegriffen wurde, blieb das III Korps bei Wavre stehen, um den abgezweigten französischen Heeresteil des Marschalls Grouchy zu beschäftigen. Dies gelang ihm dadurch, daß es sich nach heftigen Kämpfen gegen den weit überlegenen Feind durch einen geschickten Rückzug einer Niederlage entzog, während wenige Meilen weiter westlich Napoleon entscheidend aufs Haupt geschlagen wurde. Leider entging nun aber der Abmarsch Grouchys der Aufklärung des III. Korps, so daß dieses ihn nicht mehr einzuholen vermochte. Es folgte der rasche Vormarsch auf Paris und die Übergabe der Hauptstadt.

Clausewitz schildert jene anstrengungsreichen Tage in zwei ausführlichen Briefen. Er kam kaum aus dem Sattel und meinte, graue Haare bekommen zu haben. Er nahm dann am Einzuge in Paris teil und hat das Glück des herrlichen Sieges ganz und gar empfunden. Freilich fiel damals bereits ein Schatten auf diese Stimmung durch die Vorahnung, daß Deutschland die Früchte des großen Kampfes nicht ernten werde. Schmerzlich empfand er die Abneigung und Mißgunst der Verbündeten gegenüber Preußen, das doch in diesem Kampfe die schwersten Opfer gebracht hatte.

Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde Clausewitz zum Chef des Generalstabes des neu errichteten Armeekorps am Rhein ernannt, das der General von Gneisenau befehligte. Mit dem Antritt dieser neuen Dienststellung schien für Clausewitz eine Zeit wohlverdienten Glücks beginnen zu sollen. Die erste Einrichtung des preußischen Heerwesens in der neu erworbenen Provinz verlangte volle Hingebung, war aber auch geeignet, dem arbeitsfreudigen Manne große Befriedigung zu gewähren, dies um so mehr, als er mit einem Vorgesetzten zusammenarbeiten durfte, den er seit Jahren aufs höchste verehrte. Gneisenau war ihm die ideale Verkörperung militärischen Führertums, groß in seinem Können, groß in seiner Kühnheit und hohen Geistigkeit, groß in seiner stillen Bescheidenheit.

Die Koblenzer Jahre gehören zu Clausewitzens schönster Lebenszeit. Er verbrachte sie im Verkehr mit ausgezeichneten Menschen, zu denen unter anderen der Dichter Max von Schenkendorf gehörte, damals Regierungsrat bei der Verwaltung der Rheinprovinz. Er hat den Gneisenauschen Freundeskreis in seinem Liede „Die Tafel am Rhein" verherrlicht.

Aber leider sollte diese schöne Zeit nur von kurzer Dauer sein. Es ist eigentlich unbegreiflich, daß sofort nach Abschluß des großen Befreiungskampfes sich sofort wieder jene Anschauungen in Preußen hervorwagten, die die großen Reformer in den Jahren der Not aufs schärfste bekämpft hatten. Sie gingen darauf hinaus, jeder Weiterentwicklung vorzubeugen. Das preußische Heer

der Befreiungskriege hatte durch seine leidenschaftliche Hingabe an die „Große Sache“ für die Bundesgenossen, namentlich für Metternich, etwas Unheimliches gehabt, und Kaiser Alexander von Rußland hatte gelegentlich die Befürchtung geäußert, er müsse vielleicht dem Könige von Preußen noch einmal mit seiner Armee zu Hilfe kommen. Beim Könige wurde von den verbissenen Freunden der alten Ordnung ganz besonders Gneisenau als der Vertreter fortschrittlicher, ja revolutionärer Gedanken zu Unrecht verleumdet. Man sprach von „Wallensteins Lager am Rhein“, man behauptete, er und sein Stab sympathisiere mit den „Tugendbündlern“.

Gneisenau, dem der König von jeher nur geringe Sympathien entgegengebracht hatte, reichte, als ihm diese Verdächtigungen zu Ohren kamen, bereits im April 1816 seinen Abschied ein. Clausewitz hatte sich vergeblich bemüht, ihn von diesem Entschlusse wieder abzubringen. Er stellte ihm vor, daß die Armee wahrhaftig nicht reich genug an bedeutenden Männern sei. „Wie die Armee, wenn Euere Exzellenz sich aus aller Wirksamkeit entfernen, eines ihrer moralischen Gewichte verliert, wodurch der Ungunst und Gesinnungslosigkeit entgegengewirkt wird, müssen Euer Exzellenz selbst fühlen.“ Aber Gneisenau ließ sich nicht umstimmen. Er zog sich auf sein schlesisches Gut zurück und widmete sich der Erziehung seiner Kinder.

Clausewitz war durch den Verlust seines hochverehrten Kommandierenden Generals aufs schwerste bedrückt. Auch mit der Entwicklung der inneren Verhältnisse in Deutschland war er wenig zufrieden, wie aus einem Aufsatz „Umtriebe“ hervorgeht, den er in dieser Zeit verfaßte. Hier schrieb er, gleichsam mit Seherblick die kommende Entwicklung vorausschauend: „Deutschland kann nur auf e i n e m Wege zur politischen Einheit gelangen. Dieser ist das Schwert, wenn einer seiner Staaten alle anderen unterjocht. Für eine solche Unterwerfung ist die Zeit noch nicht gekommen. — Ob wir Deutsche uns je von der unglücklichen Sucht nach den abstrakten Regionen heilen werden, ob wir je von den Franzosen lernen, klar und bestimmt über die Angelegenheiten des Staates und der Gesellschaft zu denken, weiß der Himmel. Der jetzige Augenblick verspricht es nicht.“

Clausewitz blieb noch bis 1818 in seiner Koblenzer Stellung. Dann wurde er zum Direktor der Allgemeinen Kriegsschule (Kriegsakademie) ernannt. Gneisenau hatte ihn dazu empfohlen, ihm aber damit keinen Gefallen getan. War doch der Direktor lediglich der disziplinare Vorgesetzte der Offiziere, während einer Studienkommission die wissenschaftliche Leitung der Anstalt oblag. Es ist aufs tiefste zu bedauern, daß hierdurch Clausewitz jeder persönliche Einfluß auf die geistige Entwicklung der heranwachsenden militärischen

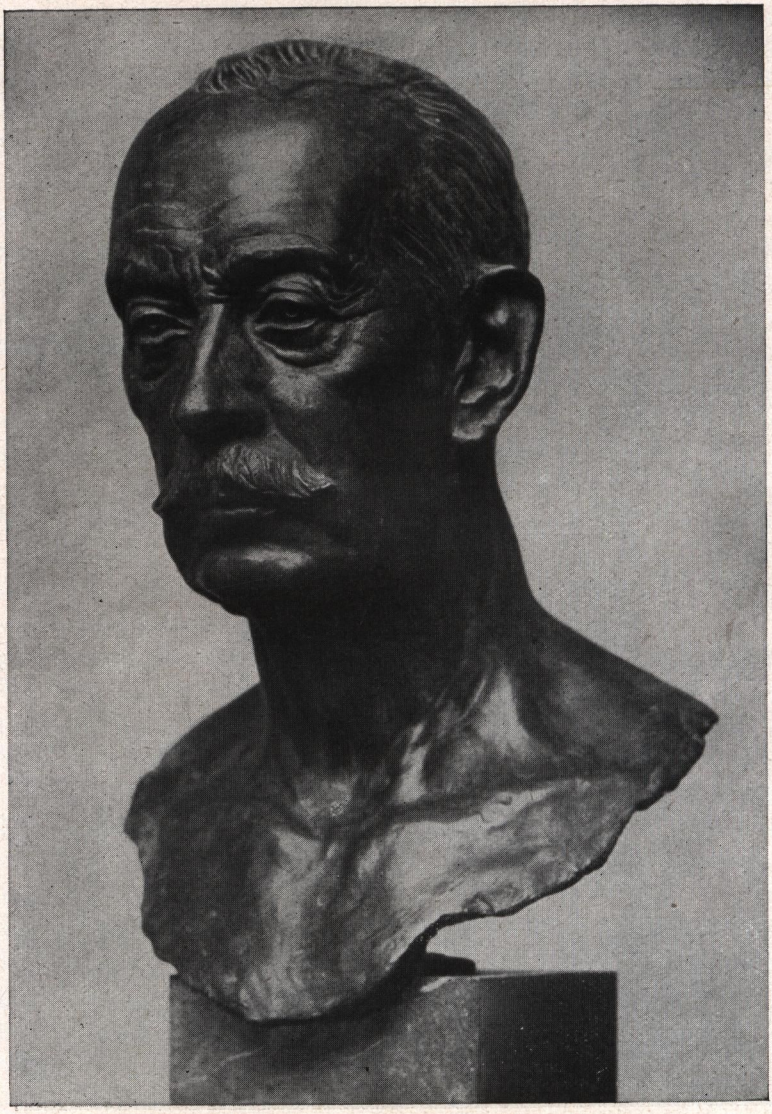
Führergeneration genommen war. Sein damaliger Adjutant, Hauptmann Steinmann von Friederici, schrieb darüber später folgendes:

„Wenige nur wußten etwas von seinem früheren, in die Geschicke des Vaterlandes so tief eingreifenden Wirken, und keiner ahnte, daß der Name dieses Mannes dereinst bis in späte Zeit fortleben werde. Da man ihn selten und nur dann sah, wenn es seine Stellung durchaus erforderte, so fabelte man sich von ihm die ungereimtesten Vorstellungen zusammen. Ja, man glaubte es, wenn erzählt wurde, daß der General, dessen Gesichtsfarbe (seit dem russischen Feldzuge 1812) allerdings hochrot und dessen Nase etwas purpurfarbig war, schon des Morgens bei der Weinflasche säße, während er doch in Wahrheit von früh bis abends seine Gedanken, seine ganze geistige Tätigkeit nur den ernstesten und erhabensten Vorstellungen oder dem Umgange geistesverwandter Freunde zuwandte."

Doch was Clausewitz zunächst als ein Mißgeschick erschien, das wurde ihm und dem Vaterlande doch zum Segen. In der Stille eines Jahrzehntes benutzte er seine Freizeit dazu, die größere Zahl derjenigen Arbeiten zu verfassen, die seinen Schriftstellerruhm begründeten und ihn zum Lehrmeister späterer preußischer Führergeschlechter machte. Er war schon in jungen Jahren im Verkehr mit fremden Menschen scheu und zurückhaltend gewesen. Die Kämpfe des Lebens hatten ihn noch mehr in der Gewohnheit befestigt, sich gegen andere abzuschließen. Bücherschreiben galt damals vielen Offizieren als eine ausgesprochen minderwertige, dem richtigen Standesgefühl nicht entsprechende Tätigkeit, eine Anschauung, die übrigens auch später in der Armee nicht ganz ausgestorben ist. So ist sein Entschluß zu erklären, daß nur wenige Menschen erfahren durften, womit er sich beschäftigte. In diesem Sinne hatte er schon 1817 an Gneisenau geschrieben: „Ich habe nun einmal den unglücklichen Trieb, alles aus sich selbst zu entwickeln, und würde, wenn ich mich weniger verschlossen, gewissermaßen geheim dabei benähme, viel Tadel, vielleicht gar Spott auf mich ziehen; und doch ist es Bedürfnis, sich von Zeit zu Zeit des rechten Weges zu versichern. Die rohen Einwendungen der ersten oberflächlichen Ansichten verwunden mich zu leicht, und es ist schwer, sie abzuwehren, weil die Menschen nun einmal gewohnt sind, niemand aussprechen zu lassen, der nicht auf der Kanzel oder dem Katheder steht. Euer Exzellenz haben mich von jeher so leicht und ganz verstanden, daß ich mich nicht scheue, Sie, wie einen des Landes kundigen Mann, den man auf seinen Wegen trifft, nach der rechten Straße zu fragen."

Über sein damaliges Leben und seine Arbeitsweise berichtet uns sein Adjutant Steinmann von Friederici folgendes: „Der General lebte in einer

Moltke



Schlieffen

kinderlosen, höchst glücklichen Ehe mit einer geistvollen, hochgebildeten Frau. An ihrer Seite arbeitete er vom Morgen ab an den Werken, die — wie es sein Wille war — erst nach seinem Tode erscheinen sollten. Das Manuskript enthält viele Bogen von der Hand der Frau von Clausewitz, die er ihr in die Feder diktierte. Punkt neun Uhr wurden diese Arbeiten eine kurze Zeit durch die Meldung des Pförtners, eines einarmigen Invaliden, unterbrochen, daß der Adjutant zum Vortrag da sei. Die Geschäfte des Militärdirektors waren wirklich sehr unerheblicher Natur; gleichwohl wurden sie täglich in aller Form erledigt. Der Adjutant trat mit seinen meistens sehr wenigen Briefschaften unter dem Arme in das Vorzimmer. Bald öffnete sich die Tür, die nach dem Gemache der Gemahlin führte, und der General trat heraus. Der Adjutant machte eine stumme Verbeugung, die der General ebenso erwiderte. Dieser schritt hierauf nach seiner sogenannten Arbeitsstube — denn, wie schon erwähnt, sein eigentlicher Arbeitstisch stand im Zimmer der Generalin —, öffnete die Tür und ließ den Adjutanten voranschreiten. Selten erforderten die vorzulegenden Sachen eine Erörterung. Meist wurden sie unterschrieben, ohne daß ein Wort gewechselt wurde.

In dieser Weise erlitten die wissenschaftlichen Arbeiten des Generals morgens eine, wenn auch nicht lange Unterbrechung. Dann arbeitete er bis zwölf Uhr fort, mit Ausnahme der Tage, an denen er dem jetzigen Könige (Friedrich Wilhelm dem Vierten), dem damaligen Kronprinzen, Vorträge hielt. Von zwölf Uhr ab wurden Besuche empfangen und erwidert. Gewöhnlich fand sich einige Male in der Woche der Feldmarschall Gneisenau ein, der dann bis zwei Uhr blieb. Um diese Zeit wurde zu Mittag gegessen. Sehr häufig sah der General einige Gäste bei sich, nie über sechs bis acht Personen. Dies waren meistenteils Männer von großer geistiger Bedeutung. Hier loderten der Geist des Generals, sein Witz, seine schlagenden Sarkasmen zu hellen Flammen auf. In diesen Stunden habe ich manchen später hochgestellten Mann dem General andächtig zuhörend gefunden, und es kam mir immer vor, als wären die Leute in seiner Nähe einsilbiger, viel bescheidener als sonst. Gern neckte er auch auf seine höchst liebenswürdige Weise Bekannte, namentlich die, die er als geistreiche Köpfe kannte. Der Nachmittag wurde wieder den schriftstellerischen Arbeiten gewidmet, der Abend aber mit seltenen Ausnahmen in der Familie des Grafen Gneisenau oder der des Grafen (Christian von) Bernstorff zugebracht, es sei denn, daß Hof- oder andere größere Gesellschaften eine Ausnahme erheischten. Um elf Uhr, fast regelmäßig, kehrte der General mit seiner Gemahlin zurück. Wenn der August und mit ihm der Anfang der Ferien an der Kriegsschule herangerückt war, so stand der Wagen mit Extrapostpferden

bereit, und das glückliche Paar eilte den fernen Bergen, dem schönen Erdmannsdorf und seinem damaligen Besitzer, dem Feldmarschall Gneisenau, zu. Hier blieb es bis zum Oktober, kehrte dann nach Berlin zurück, und so wurde ein Jahr wie das andere verbracht."

Unter allen Arbeiten, die man in Clausewitz' Nachlaß fand, steht obenan die dreibändige Lehrschrift: „Vom Kriege." Die übrigen Arbeiten sind vorwiegend kriegsgeschichtlicher Natur, teils kurze Aufzeichnungen, teils knappe Darstellungen, teils eingehende kritische Schilderungen. Sie umfassen, historisch geordnet: die niederländischen Unabhängigkeitskriege von 1568 bis 1606, Gustav Adolfs Feldzüge von 1630 bis 1632, die Kriege Ludwigs des Vierzehnten von 1643 bis 1714; dann weiter Johann Sobieskis Kriegszüge von 1660 bis 1676, diejenigen des russischen Feldmarschalls Münnich von 1736 bis 1739, Friedrichs des Großen von 1742 bis 1763, den Feldzug des Herzogs von Braunschweig in Holland 1787 und den Krieg in der Vendée 1793; endlich Bonapartes ersten Feldzug in Italien von 1796 bis 1797, die Feldzüge in Deutschland und Italien 1799, den preußischen Krieg 1806, den russischen 1812, den Frühjahrsfeldzug von 1813 sowie schließlich die Feldzüge in Frankreich und den Niederlanden 1814 und 1815. Mehr als 130 Feldzüge sind es, mit denen der große Kriegsphilosoph sich beschäftigte, um das Wesen des Krieges in seiner ganzen Vielseitigkeit und Tiefe zu erfassen, ein gewaltiges Stoffgebiet, durch welches er sich hindurcharbeitete, um volle Klarheit über die großen Entwicklungslinien zu gewinnen. Ganz besonders lehrreich ist es dabei, zu sehen, wie er den strategischen Anschauungen und Grundsätzen der abgelaufenen friderizianischen Epoche gerecht zu werden sucht, dabei aber doch klar herausstellt, daß sie durch die neue Kriegsweise der napoleonischen Zeit überwunden ist.

Am 19. August 1830 wurde der nunmehr Fünfzigjährige zum Inspekteur der Artillerie in Breslau ernannt. Gneisenau schrieb damals an Stein: „Über Clausewitzens Anstellung in der Artillerie werden sich Eure Exzellenz wohl gewundert haben. Es fehlt zu den höheren Stellen dieser Waffe an tauglichen Subjekten, und da fiel auf Clausewitz wegen seiner unbezweifelten Talente die Wahl." Aber Clausewitz hatte sich kaum in seinem neuen Wirkungskreise umgesehen, als sein langgehegter Wunsch in Erfüllung zu gehen schien, noch einmal zu praktischen Aufgaben an entscheidender Stelle berufen zu werden. Seit Jahren hatte er diese Hoffnung in der Stille seiner Arbeit immer wieder gehegt, wie aus einem Brief an seine Gattin hervorgeht, den er ihr am 18. Mai 1821 aus Potsdam geschrieben hatte: „Nun geht es langsam und

sanft bergab, und die Gruft, die noch sehr weit sein mag, erscheint mir darum näher, weil mich wohl nichts mehr von ihr trennt. Das aber will mir gar nicht in den Kopf. Ich denke, die Lebensbahn soll sich noch einmal erheben. Es soll noch ein höherer Kulminationspunkt kommen, und wäre es auch nur, damit Du sagen könntest: ‚Un beau mourir toute la vie honore.' Kurz, ich habe nicht genug gearbeitet, um ausruhen zu können, und ich fühle mich nicht müde genug, um schlafen zu gehen."

Der Julirevolution in Paris war im September der Abfall der Belgier vom Königreich der Niederlande gefolgt. Der Wunsch der Aufständischen, den belgischen Thron mit einem französischen Prinzen des Hauses Orléans zu besetzen, und das Umsichgreifen einer starken Königspartei in Frankreich bedeuteten für den Deutschen Bund eine bedenkliche Bedrohung seiner Westgrenze. Hinzu kam, daß Ende November in Warschau die polnische Revolution ausbrach, die Preußen zwang, Schutzmaßnahmen für seine östlichen Provinzen zu treffen. In dieser gespannten Lage besann man sich wieder auf die beiden bedeutendsten Köpfe der Armee: Gneisenau und Clausewitz. Sie wurden nach Berlin berufen und beobachteten hier mit gespannter Aufmerksamkeit während dreier Monate die Ereignisse im Westen und im Osten. Gneisenau war als Oberbefehlshaber, Clausewitz als sein Stabschef ausersehen.

Clausewitz beschäftigte sich in dieser Zeit nicht nur mit dem polnischen Kriegsschauplatz, sondern entwarf auch zwei Operationspläne gegen Frankreich, die sich durch ihre Klarheit und Folgerichtigkeit, durch ihr richtiges Gefühl für das Mögliche auszeichneten. Durch den Verzicht des französischen Königshauses auf den belgischen Thron im Februar 1831 wurde die Kriegsgefahr im Westen zunächst beseitigt. Dagegen gestalteten sich die Verhältnisse in Polen immer verworrener, so daß es notwendig wurde, dem Feldmarschall Gneisenau das Oberkommando über die vier östlichen Armeekorps zu übertragen und sein Hauptquartier nach Posen zu verlegen. Er und Clausewitz nahmen vom 9. März an Wohnung im dortigen Hotel de Vienne. Es wurden Maßnahmen getroffen, die verhindern sollten, daß bewaffnete Teile der polnischen Aufständischen die preußische Grenze überschritten. Gleichzeitig verfolgte man gespannt die Operationen der Russen gegen die Polen. Trotz starker Überlegenheit dauerte es lange, bis die Russen des Aufstandes Herr wurden. Der Major von Brandt, der in Gneisenaus Stab tätig war, hat später in seinen Lebenserinnerungen die ungewöhnliche Klarheit bewundert, mit der Clausewitz alle operativen Fragen behandelte, und die Sicherheit, mit der er in jedem Augenblick herausfühlte, worauf es ankam. Zugleich hat aber Brandt auch den ominösen Ausdruck gebraucht, daß Clausewitz in „der ganzen An-

gelegenheit schwarz gesehen habe." Es handelte sich dabei aber um seine Kritik an dem zögernden und unentschlossenen Verhalten der russischen Oberbefehlshaber Diebitsch und Paskewitsch. Clausewitz wie Gneisenau hegten den dringenden Wunsch, den polnischen Krieg bald beendet zu sehen, weil die Gefahr eines französischen Angriffs immer noch drohte. Deshalb waren sie über die in Deutschland hier und da hervortretenden Sympathien deutscher Philantropen für die Polen sehr erregt und erbittert. Mit Recht wandte sich Clausewitz gegen diese Gefühlspolitik verständnisloser Menschen, die keinen Sinn dafür aufbrachten, wo das nationale Interesse Deutschlands lag. So schrieb er am 13. 8. 1831: „Nachgerade ist es mit den politischen Räsonnements nicht mehr auszuhalten. Ich habe das dringendste Bedürfnis, einmal ganz unumwunden mit meiner Ansicht hervorzutreten. Ich glaube, es ist in Europa hohe Zeit, dies zu tun. Ich denke, unter dem Titel ‚Deutschlands Lage und Gefahr' eine eigene kleine Schrift drucken zu lassen, und sollte es auch ganz auf meine Kosten sein. Ich will den verdammten Kannegießern in den deutschen Kaffeehäusern das Verständnis etwas eröffnen, den Hochmut der Franzosen, die brutale Dummheit der englischen Novellisten ins Licht setzen. Vielleicht entwickelt sich aus diesem Funken eine bessere öffentliche Meinung. In der vollkommenen Resignation, worin ich bin, von diesem Leben nichts mehr als einen ehrenvollen Untergang zu erwarten, fehlt es mir nicht an Mut und an Fassung, so sehr ich auch über alle Dummheiten der Menschen außer mir bin."

Ein neues Gefahrenmoment trat nun in Gestalt der Cholera auf, die trotz scharfer Grenzüberwachung auf preußisches Gebiet eingeschleppt wurde. Ihr fiel am 23. August Gneisenau zum Opfer. Clausewitz war aufs tiefste erschüttert. Mehr als zwanzig Jahre hatte er dem Herzen dieses Mannes ganz besonders nahe gestanden, und gerade die letzte Zeit ihrer gemeinsamen Arbeit hatte die volle Harmonie ihrer Gedanken und Empfindungen erwiesen.

Clausewitz blieb dann noch bis Ende Oktober bei Gneisenaus Nachfolger Knesebeck als Stabschef. Als Anfang Oktober die Reste der polnischen Insurgenten bei Thorn die Grenze überschritten und die Waffen gestreckt hatten, wurde das Oberkommando aufgelöst.

Clausewitz kehrte nach mehrwöchiger Quarantäne nach Breslau zurück, wo ihn seine Gattin erwartete. Wiederholt hatte sie ihn gebeten, er möge ihr gestatten, nach Posen zu kommen, damit sie ihn pflegen könne, wenn er etwa auch an der Cholera erkranken sollte. In dem echt soldatischen Gefühl, daß Frauen nicht in ein Oberkommando passen, hatte er es ihr abgeschlagen. Seine Briefe aus jener Zeit sind besonders schöne Denkmäler dieses Lebensbundes.

Eine Woche nach seiner Ankunft in Breslau erreichte Clausewitz die tückische Krankheit. Am 16. November abends 9 Uhr verstarb er nach kurzem Leiden. Auf dem alten Militärfriedhof setzte man seine sterbliche Hülle bei. Seine Gattin wurde später neben ihm bestattet. Das gemeinsame schlichte Kreuz aus grauem Marmor trägt die Inschrift: „Amara Mors Amorem Non Separat[1]."

Das Leben eines Großen ist an uns vorübergezogen, reich an innerem Gehalt, reich an Arbeit, aber auch reich an bitteren Enttäuschungen. Da ziemt es uns, noch einmal seine Persönlichkeit, als Ganzes betrachtet, auf uns wirken zu lassen. Hören wir zunächst seine Zeitgenossen, wie sie ihn uns überliefern.

„Clausewitz war von mittlerer Größe und schlanker Figur. Das Profil war scharf geschnitten, die Gesichtsfarbe oft stark gerötet. Im Gespräche belebten und erheiterten sich die sonst ernsten Züge. Die geistreiche Stirn, das tiefliegende, aber lebhafte Auge, die meist festgeschlossenen Lippen erhöhten die Wirkung der oft scharf gespitzten, immer anregenden Worte. In der eigenen Häuslichkeit, deren Glück er innig empfand, im Verkehre mit gleichgesinnten Freunden zeigte sich die Einfachheit und ungetrübte Heiterkeit seiner Seele am liebenswürdigsten. In der wissenschaftlichen Erörterung, die er liebte, zeigte er seine unerbittliche Logik, den Reichtum an Kenntnissen und die Idealität seines Geistes." (Friedrich von Meerheimb.)

Karl von Decker ergänzt diese Schilderung mit den Worten: „Das Merkmal seiner Persönlichkeit war Liebenswürdigkeit im edelsten Sinne des Wortes. Großartig in allen seinen Ansichten, erhaben über kleinliche Tadelsucht und Splitterwerk jeder Art, scharf und treffend in seinen Urteilen, aber stets mild und human, gerecht und unparteiisch, das Gute anerkennend, völlig unzugänglich jeder Einflüsterung, wußte er durch seinen Takt die Gemüter zu fesseln und zu beherrschen, die unvermeidliche Bürde des Dienstes leicht zu machen, ja selbst dem Beschwernisse dabei einen freundlichen Anstrich zu geben. Alle seine Berichte atmen tiefen Gehalt und Gediegenheit. Das Unbedeutendste seiner Verfügungen ist ein Muster edlen einfachen Stils. In jeder seiner dienstlichen Anordnungen spiegelt sich sein reicher Geist, sein scharfsinniges Urteil und sein richtiges praktisches Urteil. Seine Gegenwart belebte, sein Geist erleuchtete und seine Persönlichkeit erfreute alle seine Untergebenen."

Als Geistesarbeiter schildert ihn uns schließlich Graf Karl von der Groeben: „Clausewitz suchte die Wahrheit und fand sie, weil er sie liebte, und zwar mit einem kritischen Talent, wie es wenigen gegeben. Selten findet sich in einer

[1] Der bittere Tod trennt nicht die Liebe.

Person eine solche Stärke von Denkkraft mit so großer Tiefe des Gemüts und der Zartheit der Empfindung verbunden als in Clausewitz. Wem die Wahrheit indes mehr gilt als der Schmerz, sie zu tragen, den konnte sein Urteil, auch im gewöhnlichen Leben, oft da zu scharf dünken, wo es nur gerecht war; oder der, dessen Blick nur an der Oberfläche streift, konnte sich wohl von ihm abwenden, weil ihm das Herz kalt schien, das gleichwohl so tief, wahr und warm empfand. Wie eine Simpflanze, die sich öffnet oder schließt, so erschloß er sich dem Vertrauen oder verschloß sich dem Mißtrauen. Aber Freund oder Feind fand in allen Wechselfällen des Lebens in ihm den Ehrenmann, der überall nur die Sache kennt, nicht die Person. Er war der Mann ruhiger Besonnenheit, seltener Klarheit und unerschütterlicher Festigkeit der Gesinnung. Aber nicht allein im Gebiete des militärischen Wissens und des Krieges war er stark; er war es auch als Staatsmann im höheren Sinne des Wortes."

Clausewitz' nationale Einstellung erscheint uns durchaus neuzeitlich, weil sie vollkommen frei ist von der partikularistischen, spezifisch preußischen Färbung vieler seiner Zeitgenossen. Er dachte nur als Deutscher. So tadelte er 1809 diejenigen, „welche aus lauter Patriotismus lieber auf Parade gehen als zur Schlacht, die den Namen Preußen unaufhörlich im Munde führen, damit der Name Deutsche sie nicht an schwerere, heiligere Pflichten mahne". In seinem politischen Denken war er der Auffassung, daß es vor allem darauf ankomme, sich diejenigen militärischen Machtmittel zu schaffen, die den Fortbestand der Nation verbürgen. Nichts müsse „so sehr das Augenmerk des Staatsmannes sein ... als neben einem tüchtigen Kriegsstaat auch einen kriegerischen Sinn und kriegerische Einrichtungen im Volke zu schaffen. Denn jedermann weiß, daß es bei einer tüchtigen Verteidigung gegen einen übermächtigen Feind nicht bloß auf ein gutes Heer, sondern auch auf die Mitwirkung des ganzen Volkes ankommt ..." So kämpfte er in einer Zeit, in der die Schlagwörter Liberalismus und Autokratie das öffentliche Leben beherrschten, unentwegt für die „Zurückführung der vielen politischen Fragen, welche Deutschland beschäftigen, auf die unserer Gesamtexistenz". Freilich fand er hierfür nur bei wenigen Verständnis. Erst der Gegenwart ist es vorbehalten geblieben, die politischen Dinge unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten.

Als Soldat ist Clausewitz verschieden beurteilt worden. Das Schicksal hat ihm versagt, als selbständiger höherer Truppenführer sein Können zu zeigen. Das Urteil des Generals von Brandt will ihn zu einem einseitigen Verstandesmenschen stempeln, der zwar „Außerordentliches als Stratege geleistet haben" würde, „weniger aber auf dem Schlachtfelde". Es habe ihm die Kunst gefehlt

des „enlever les troupes“. Er schließt dies daraus, daß man ihm bei den Truppen „eine gewisse Unbehaglichkeit“ angesehen habe. Man darf aber nicht übersehen, daß das Urteil jener Zeit über wertvolles militärisches Führertum uns recht oberflächlich erscheint. Wenn man bedenkt, wie wenig Gneisenaus unvergleichliche Leistung in der Zeit nach 1815 anerkannt wurde, wundert man sich nicht, daß auch Scharnhorst, der weniger Gelegenheit hatte, sein Können als Truppenführer zu beweisen, abfällig beurteilt wurde. Es gab eben eine gewisse, in der Armee fest verwurzelte Richtung, die auf ihr praktisches Können pochte und dabei, ohne es zu merken, ganz im Äußerlichen aufging. Clausewitz hat diese Beobachtung in jenem wundervollen Charakterbild niedergelegt, das er zur Rechtfertigung seines Freundes und Lehrers Scharnhorst hinterlassen hat. Er schreibt dort:

„Das unbefangene Wesen seiner äußeren Sitten, die weiche Nachgiebigkeit seiner Formen wurden von den meisten Menschen für Unentschlossenheit und Mangel an Nerv gehalten, und so war es denn natürlich, ihm die Kardinaltugenden des Soldaten abzusprechen, ihn für einen gelehrten Militär zu halten, der auf dem Schlachtfelde notwendig eine schlechte Rolle spielen mußte. Selbst die, die seinen Vortrag gehört und die über die Klarheit seines Geistes, die Größe seiner Ansichten und die Stärke seines Charakters keine Zweifel mehr hatten, vermißten doch zu sehr den soldatischen Habitus, an dem man in der preußischen Armee und im Frieden mehr hängt, als billig ist. So hat sich denn die Meinung, Scharnhorst sei besser im Rat als in der Tat gewesen, bis zu seinem Tode erhalten. Dies ist durchaus gegen unsere Überzeugung. Wir können es nur höchst unbillig und übertrieben finden, wenn man den äußeren Charakter des soldatischen Wesens, eine gewisse Entschiedenheit und Sicherheit, die sich freilich im Kriegerleben von selbst ausbilden, für das sine qua non hält. Wenn man aber diesen Eigenschaften wieder andere unterschiebt, die noch mehr auf der Oberfläche liegen, wie ein kühnes Reiten, eine stattliche Gestalt zu Fuß und zu Pferde, einen gebieterischen Ton der Rede usw., und wenn von diesen Kleinigkeiten das Urteil selbst der gescheiten Männer unvermerkt fortgezogen wird, so muß man sich wundern, wie schwach es um die Reflexion des Menschen steht, sooft er nicht auf seiner Hut ist. Man darf ja nur die Reihe der Feldherren durchlaufen, insofern uns ihre Persönlichkeit bekannt ist, um sich bewußt zu werden, daß gerade die Mehrheit — zufällig oder nicht — einer solchen Persönlichkeit entbehrt. Nicht immer ist das äußere Wesen des Menschen dem inneren analog, und da, wo diese Analogie besteht, gehört oft ein tiefer und geschärfter Blick dazu, sie zu erkennen. Dagegen ist es leeren Menschen oft so leicht, mit der bloßen Maske zu glänzen.“

Diese Worte sind mehr als eine Verteidigung des Freundes. Sie lassen erkennen, daß auch Clausewitz selbst unter dieser Oberflächlichkeit eines Urteils zu leiden hatte, dem auch später der große Moltke nicht entging. Nur hatte dieser das Glück, einem Kriegsherrn zu dienen, der verinnerlichtes Soldatentum zu schätzen wußte.

Die Tragik im Leben des großen Kriegsphilosophen liegt darin, daß er, ein Mann höchster Aktivität und höchsten Könnens, von der Gestaltung des politischen Lebens an entscheidender Stelle stets ausgeschlossen war. Und doch ist sein Wirken nicht fruchtlos geblieben, weil er diese Lebensphilosophie höchster Aktivität späteren Geschlechtern in seinen Schriften überliefert hat: „Heut ist es, wo das Morgen, in der Gegenwart ist es, wo die Zukunft geschaffen wird; indem ihr töricht der Zukunft harret, tritt sie aus eueren faulen Händen mißgestaltet schon hervor. — Die Zeit ist euer; was sie sein wird, wird sie durch euch sein... Höret auf, die Glut eueres Busens zu ersticken, weil sie verderblich sich auf euch selbst zurückwirft! Sie ist Gottes heiliges Werkzeug; sie verzehrt euch nicht umsonst!... Hat nur ihr Feuer erst die ganze Nation durchdrungen, so wird sie in lichten Flammen aufschlagen und wird die Zeit reinigen von den faulen Dünsten, die ein zu langsamer Strom der Ereignisse früher bei uns abgesetzt hat."

# Moltke[1]

Es hat Feldherren gegeben, die in jungen Jahren meteorgleich auftauchten und durch unerhörte Erfolge die Mitwelt in Erstaunen setzten. Wir denken an Karls XII. erstes Auftreten bei Narwa, an Napoleons Siegeszug 1796 durch Oberitalien. Die Persönlichkeitswerte dieser Kriegshelden hatten Gelegenheit, sich frühzeitig unter günstigen Verhältnissen frei zu entfalten und ihnen einen raschen Aufstieg zu ermöglichen.

Helmuth von Moltke hat eine andere Entwicklung genommen. 1841 schrieb der bereits Vierzigjährige an seine Braut: ‚Die langjährige Unterdrückung, in der ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt, den guten, edlen Sinn geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war.' Aus dem harten, freudlosen und ungeistigen Milieu des dänischen Kadettenkorps trat der Jüngling 1822 in preußische Dienste. „Keine gute Akquisition!" sagte der damalige Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., beim Anblick des hochaufgeschossenen, gedrückten und unfreien jungen Mannes. Dann verbrachte er seine ersten Leutnantsjahre im langweiligen Kommißdienst der kleinen Garnison Frankfurt a. d. O. Sein geringes Gehalt, auf das er allein angewiesen war, gestattete ihm gerade, sein Leben notdürftig zu fristen.

Und doch bedeuten diese Frankfurter Jahre viel im Leben Moltkes, denn er hat hier zum erstenmal Vertrauen zu sich selbst gewonnen. Wie das gekommen ist, hat er später mit den Worten angedeutet: „Genie ist Fleiß." Jede freie Minute widmet er der geistigen Beschäftigung. Er füllt die Lücken seiner mangelhaften Schulbildung aus. Er sucht durch schriftstellerische Tätigkeit seine finanzielle Lage zu bessern. Er schreibt eine Novelle, er verfaßt historische und geographische Aufsätze, er übersetzt ein dickbändiges englisches Geschichtswerk ins Deutsche. Er treibt fleißig Sprachstudien, er hat Freude an der Musik und an seinem ausgesprochenen Zeichentalent. Dabei findet er auch die Zeit, sich in den Kriegswissenschaften zu vervollkommnen, so daß er bereits sehr früh zur Allgemeinen Kriegsschule (Kriegsakademie) einberufen wird.

[1] Einleitung zu der Ausgabe von Moltkes Briefen. Insel-Verlag. Leipzig 1936.

Moltke wollte also kein einseitiger militärischer Fachmann sein, sondern sich zunächst die Voraussetzungen eines Menschen von allgemeiner Bildung erwerben. Die Freude am geistigen Schaffen im Verein mit seinen Erfolgen auf der Akademie brachte ihm dann jenes Selbstvertrauen, das ihm zuerst gefehlt hatte. So machte er eine Entwicklung durch, die der Friedrichs des Großen als Kronprinz ähnelt. Auch dieser war zunächst bestrebt, seine Allgemeinbildung zu verbessern und sich damit die Geisteshaltung zu erwerben, aus der heraus allein wahres Feldherrentum erwachsen kann.

Moltkes besondere geistige Fähigkeiten wurden bald erkannt. Der Akademiezeit folgten die Stellung als Leiter einer Divisionsschule, ein längeres Kommando zu topographischen Aufnahmen, die Kommandierung zum Generalstabe und die Versetzung in diesen. 1836 trat er ein dreijähriges Kommando in die Türkei an, das wesentlich zur Erweiterung seines Gesichtskreises beitrug. Die weiten Reisen, die er hier als militärischer Berater türkischer Befehlshaber meist zu Pferde ausführte, gaben ihm wichtige Einblicke in ein mangelhaftes Staats- und Heerwesen. Er schärfte dabei sein Urteil, seinen praktischen Blick; er stählte seinen Körper und lernte zum erstenmal den Krieg aus eigener Anschauung kennen. Die Niederlage des türkischen Heeres bei Nisib 1839 gab ihm wichtige Aufschlüsse über die Abhängigkeit militärischer Operationen von den politischen Verhältnissen und der inneren Verfassung der Truppen.

So kehrte er 1839 an vielseitigen Erfahrungen reicher und innerlich gefestigt in die Heimat zurück. Hier heiratete er bald darauf seine Stiefnichte Marie Burt, mit der er bis zu deren tragischem Tod am Weihnachtsabend 1868 in glücklichster Ehe lebte. Diese stille, edle, taktvolle Frau hat zweifellos Moltkes charakterliche Entwicklung im Sinne menschlicher Ausgeglichenheit aufs günstigste beeinflußt. In die Zeit nach seiner Rückkehr fallen seine ersten größeren, militärischen Arbeiten. Moltke schrieb eine Geschichte des Russisch-Türkischen Feldzugs 1828/29, zu der er auf einer Dienstreise an der unteren Donau die ersten Anregungen erhalten hatte, ferner Aufsätze über das damals gerade aufkommende neue Verkehrsmittel der Eisenbahn, auf dessen militärische Bedeutung er als einer der ersten hinwies.

Die Jahre von 1845 bis 1857 boten ihm Gelegenheit, sich in zweifacher Hinsicht zu vervollkommnen. Einmal lernte er als Adjutant des in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preußen und später des Prinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrich III., das große Leben kennen, kam mit bedeutenden Männern des In- und Auslandes zusammen und machte sich vertraut mit den politischen Verhältnissen in den europäischen Großmächten. Weiter aber konnte er als Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps

Zeugnis ablegen von seiner vortrefflichen und vielseitigen Generalstabsbildung. Und doch trat Moltke in dieser Zeit keineswegs besonders hervor. Seine vornehme Zurückhaltung, das völlige Fehlen eines Geltungsbedürfnisses verhinderten das. In den Beurteilungen seiner Vorgesetzten über ihn findet man nirgends einen Hinweis auf praktische Fähigkeiten; dagegen wird Moltke mehrfach als ‚geistreich' bezeichnet. Dem Worte wohnte damals noch seine ursprüngliche Bedeutung inne, ohne den unangenehmen Beigeschmack, der ihm heute wohl manchmal anhaftet. Das Wort besagte, daß er über einen Reichtum an Geistesgaben und Ideen verfügte, eine Eigenschaft, durch die er sich von manchem preußisch-deutschen General vorteilhaft unterschied. 1852 berichtet der Chef des Generalstabes von Reyher über ihn, er sei ein brauchbarer Generalstabsoffizier, auch für höhere Dienststellungen. ‚Ohne Zweifel eignet er sich seiner geistigen Befähigung nach zu der Stelle eines Brigadekommandeurs, allein einesteils fehlt es ihm an Übung, andernteils scheint er sich körperlich der Invalidität zu nähern, und endlich mangelt ihm die Kraft und Behendigkeit, ohne welche ein Truppenbefehlshaber seine Autorität auf die Dauer nicht zu behaupten vermag.' General von Reyher, der aus dem Unteroffizierstande stammte und es durch militärische Tüchtigkeit zu seiner hohen Stellung gebracht hatte, wird heute oft als Beweis angeführt, daß eine höhere Allgemeinbildung für den Offizier überflüssig sei. Seine Beurteilung Moltkes zeigt aber wohl deutlich, daß er im Äußerlichen haften geblieben war und von Moltkes wahren Fähigkeiten kaum einen Hauch verspürt hatte.

Es war eine günstige Fügung des Schicksals, daß Moltke diese Beurteilung nichts geschadet hat, auch nicht die Tatsache, daß er in seiner ganzen bisherigen militärischen Laufbahn nur drei Jahre lang Frontdienst getan hatte. Es muß damals maßgebende Persönlichkeiten in Preußen gegeben haben, die bewußt vom Schematismus der Personalpolitik abwichen, weil sie das Ungewöhnliche an diesem Manne erkannten: die seltene Verbindung von überragender Klugheit mit vornehmer Bescheidenheit, von Abgewogenheit und Sicherheit des Urteils mit menschlicher Güte und kameradschaftlichem Sinn.

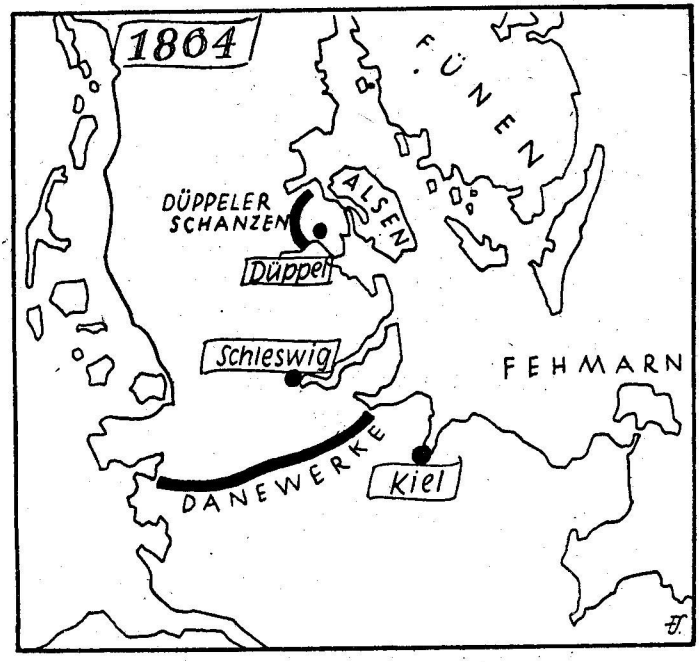
Auf Vorschlag des Generaladjutanten von Manteuffel wurde Moltke 1857 zum Chef des Generalstabes ernannt. Diese Stellung war damals noch keineswegs besonders einflußreich und bedeutsam. Ihr oblag lediglich die Bearbeitung der Operationsentwürfe für den Kriegsfall und die Ausbildung der Generalstabsoffiziere. Der Chef des Generalstabes unterstand seit 1821 zwar formell unmittelbar nur dem König, tatsächlich aber trat er ganz hinter dem Kriegsminister zurück, zumal während der Zeit der Heeresorganisation 1859 bis 1863, als der Kriegsminister von Roon auch großen politischen Einfluß ausübte.

Aber gerade in diesen Jahren hat Moltke in aller Stille eine gewaltige Arbeit geleistet, die den Grundstein zu seinen späteren beispiellosen Erfolgen legen sollte. Sie war einmal auf die volle geistige Erfassung des modernen Krieges gerichtet und fand in seiner Arbeit über den Feldzug 1859 in Italien ihren Niederschlag. Dann aber suchte er seine Erkenntnisse auf den Generalstab zu übertragen, um eine Einheitlichkeit der Auffassungen über die wichtigsten Grundsätze der Kriegführung zu schaffen. Diese Einheitlichkeit war damals noch keineswegs vorhanden. Waren doch die meisten Generalstabsoffiziere zu einer Zeit auf der Kriegsakademie gewesen, in der die militärischen Fächer stark vernachlässigt worden waren. Jetzt gab Moltke ihnen nicht nur das praktische Handwerkszeug auf Übungsreisen und bei taktischen und operativen Aufgaben; er wies vielmehr immer wieder auf Clausewitz' Buch ‚Vom Kriege' hin und ließ damit Theorie und Praxis Hand in Hand gehen. Dieses Buch war damals weit bekannter als bei der Generation vor dem Weltkriege. Alle, die es mit Verständnis lesen, gewinnen einen viel umfassenderen Begriff vom Charakter des Krieges als jene, die sich nur darauf beschränken, das organisatorische und befehlstechnische Drum und Dran zu erlernen. Moltke schuf so den Typ des kriegswissenschaftlich gebildeten Offiziers. Dieser hat vor seinen Kameraden zwei Eigenschaften voraus: er beurteilt die Dinge seines Berufs von höherer Warte, vom Standpunkt des Ernstfalles aus. So paradox es klingt, der Generalstabsoffizier kommt in den kargen Stuben seines Amtsgebäudes der Wirklichkeit des Krieges oft viel näher als sein Altersgenosse auf dem Kasernenhof und dem Übungsplatz.

Diese Arbeit vollzog sich in der Stille. Es war eine heimliche Ansammlung von Kräften, die dermaleinst dem Wohl des Staates dienen sollten. Der sie sammelte, war ein unbekannter General, der sein Interesse nur auf die große Sache richtete, dem ein Herausstellen seiner Person ebenso überflüssig erschien wie etwa ein Machtkampf mit irgendeinem anderen militärischen Ressort. Er ging seinen Weg mit der Kraft seines Geistes, mit der unerbittlichen Logik seiner Gedanken, mit der Reinheit und Selbstlosigkeit seines Strebens.

Im Kriege gegen Dänemark 1864 trat Moltke zunächst kaum in die Erscheinung. Er blieb in Berlin und konnte auf die Operationen des unter dem Kommando des Feldmarschalls Wrangel stehenden preußisch-österreichischen Heeres nur durch die vom König gebilligte Weisung einwirken, das dänische Heer hinter den Danewerken durch doppelseitige Umfassung zu vernichten. Da Wrangel sich aber nicht an die Weisungen hielt, konnte der Gegner sich dem Zugriff durch Rückzug in die Düppeler Schanzen entziehen. Obwohl die politische Leitung nun den sofortigen Sturm auf diese sehr starken Befestigungen

verlangte, erreichte es Moltkes Einfluß beim Könige, daß den Angriffstruppen genügend Zeit zu gründlicher Vorbereitung gelassen wurde. Am 18. April gelang der Sturm, durch den die Dänen zwar eine schwere Niederlage erlitten, aber zu einem Verzicht auf die Herzogtümer noch keineswegs gezwungen werden konnten. Der König begab sich ohne Moltke nach Schleswig, um mit dem Oberkommando die weitere Fortführung der Operationen zu besprechen. Moltke schrieb darüber später: ‚Es wäre gewiß gut gewesen, wenn bei Anwesenheit S. M. im Hauptquartier die Kommandierenden und ihre Chefs versammelt worden wären, um ganz bestimmt festzustellen, was nach dem eben erfochtenen Siege weiter geschehen solle. Vielleicht hätte man dabei auch meine Stimme hören können.' Aber er zog sich nicht beleidigt zurück, sondern war der einzige, der in der Ratlosigkeit der nächsten vierzehn Tage einen aussichts-




vollen Vorschlag machte, um den Kampfwillen des Feindes endgültig zu brechen. Er empfahl den gewaltsamen Übergang nach der stark besetzten Insel Alsen und wurde nun endlich auch als unmittelbarer Berater des neuen Oberbefehlshabers Prinz Friedrich Karl auf den Kriegsschauplatz berufen. Das

von Moltke vorgeschlagene und aufs sorgfältigste vorbereitete Unternehmen führte am 29. Juni wiederum zu einem vollen Erfolg. Als die Dänen immer noch zögerten, sich an den Verhandlungstisch zu setzen, plante Moltke eine Überführung des II. Armeekorps aus Pommern zur See nach der Insel Fünen. Sie kam freilich nicht mehr zur Ausführung, da am 30. Oktober 1864 der Friedensschluß erfolgte, durch den Schleswig-Holstein von Dänemark abgetreten wurde.

Die Stellung des Chefs des Generalstabes war durch diese Erfolge sehr gestärkt worden. Der König gewann ein ausgesprochenes Vertrauen zu Moltke. Sein klar abgewogenes Urteil, seine Zähigkeit im Festhalten an dem Ziel der Niederwerfung des Gegners, sein kluges Eingehen auf die Forderungen der Politik, sein Ideenreichtum im Finden immer neuer Aushilfen, all dies hob ihn sichtbar über das Niveau der anderen an der Führung des Feldzuges beteiligten Persönlichkeiten hinaus. Die Klarheit und Zweckmäßigkeit seiner Befehlserteilung, die der Selbständigkeit der Unterführer genügend Spielraum ließ, berührte den militärisch selbst gut geschulten König auf das sympathischste. Aber noch etwas imponierte dem König: das war Moltkes freie, aufrechte Persönlichkeit, die ohne jeden Ehrgeiz, frei von Byzantinismus ganz in der Erfüllung der Pflicht lebte.

Bereits im nächsten Jahre warf der drohende Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland seine Schatten voraus. Dieser Kampf war in Preußen keineswegs populär. König Wilhelm sträubte sich dagegen, aber Bismarck hielt ihn für die einzig mögliche Lösung der deutschen Frage. Moltke trug diesen Umständen in den militärischen Maßnahmen durchaus Rechnung. Er bereitete die rasche Niederwerfung der Gegner bis ins kleinste vor. Denn Schnelligkeit war hier alles. Wurde der Sieg nicht schnell errungen, so drohte die Gefahr der Einmischung Frankreichs. Zur Erreichung dieses Zieles wollte Moltke die Überlegenheit des preußischen Bahnnetzes operativ ausnützen und die des Zündnadelgewehrs taktisch voll zur Geltung bringen. Das bedeutete eine großzügige Ausnutzung der Technik für den bevorstehenden Waffengang.

Österreich begann bereits im März 1866 mit den Rüstungen. Alle anderen militärischen Ratgeber drängten König Wilhelm zur sofortigen Mobilmachung. Moltke aber hielt in weiser Ruhe den Zeitpunkt noch nicht für gekommen. Er wußte, daß den Österreichern nur eine einzige, wenig leistungsfähige Bahn für den Aufmarsch in Böhmen zur Verfügung stand, während die Preußen auf vier Bahnen gleichzeitig aufmarschieren konnten. So wartete er mit der Mobilmachung des preußischen Heeres bis Anfang Mai. Österreich wurde damit zugleich politisch ins Unrecht gesetzt. Da Italien für ein Bündnis mit

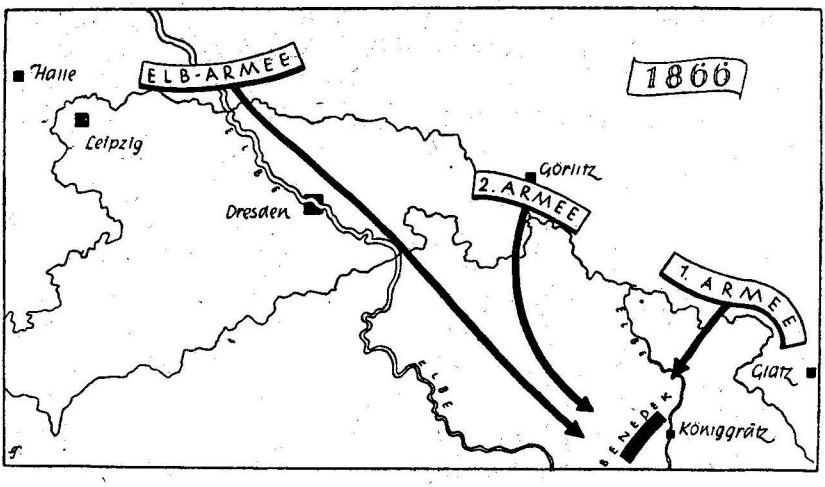
Preußen gewonnen worden war, waren beträchtliche Teile des Gegners im Süden gefesselt. Moltke wollte, unter völliger Entblößung der Westgrenze gegen Frankreich, den Gegner in Böhmen angreifen. Das war für den König ein schwerer Entschluß. Da auch Bismarck dringend riet, das VIII. Armeekorps zum Schutz der Rheinprovinz im Westen zu belassen, erließ Roon, der auf dem gleichen Standpunkt stand, mit Einverständnis des Königs hierzu den Befehl, ohne Moltke zu fragen.

Moltke erkannte in dieser Situation, daß es hier um Gewinn oder Verlust des bevorstehenden Feldzuges ging. Dieser war nur zu gewinnen, wenn angesichts der zahlenmäßigen Überlegenheit Österreich-Süddeutschlands einheitlich nach einem Willen geführt wurde. Die jetzt bestehende Teilung der Verantwortung mußte dagegen eine Katastrophe nach sich ziehen. So trat der Chef des Generalstabes aus seiner bescheidenen Zurückhaltung heraus, und man spürt die Macht, die von seiner Persönlichkeit ausging, wenn man hört, daß wenige Tage später, gegen Bismarck und Roon, der Befehl an das VIII. Armeekorps rückgängig gemacht wurde. Am 2. Juni 1866 bestimmte dann der König, daß künftig alle Befehle über operative Bewegungen nur noch vom Chef des Generalstabes ausgehen dürften.

Trotzdem mußte Moltke in der nächsten Zeit seine für den Aufmarsch erlassenen Anordnungen gegen mehrfache Kritik verteidigen. Steinmetz nannte die Aufstellung der Armeen auf 80 Meilen Breite zwischen Halle und Glatz eine unerhörte Verzettelung, und auch Blumenthal, der Chef der linken Flügelarmee, übte schärfste Kritik. Endlich, am 16. Juni, fielen die Würfel. Österreich setzte auf dem Bundestag in Frankfurt durch, daß auch die westdeutschen Staaten gegen Preußen mobil machten. Jetzt wurde der Befehl zum Vormarsch der drei preußischen Armeen nach Böhmen erlassen.

Moltke leitete diese Bewegungen zunächst von Berlin aus. Das Hauptquartier konnte nämlich die Hauptstadt nicht eher verlassen, bis die westdeutschen Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren. Damit hatte Moltke eine sehr vielseitige und schwierige Aufgabe übernommen, die an seine Arbeits- und Entschlußkraft höchste Anforderungen stellte, denn in Mitteldeutschland lief die Sache keineswegs nach Wunsch. Der hier kommandierende General Vogel von Falckenstein sollte die Hannoveraner unschädlich machen, bevor sie sich mit den Süddeutschen vereinigen konnten. Aber er befolgte die Weisungen Moltkes nicht. Statt sich ihnen nördlich des Thüringer Waldes vorzulegen, trat er den Marsch über Kassel auf Frankfurt a. M. an. Da griff Moltke ein und leitete selbst in allen Einzelheiten die Einkreisung der Hannoveraner, die am 27. Juni nach einem für sie erfolgreichen Gefecht bei Langensalza die Waffen strecken mußten.

Inzwiſchen waren die drei preußiſchen Armeen nach ſiegreichen Grenzkämpfen in Böhmen eingerückt. Der öſterreichiſche Feldherr Benedek vermochte nicht den Entſchluß zu finden, ſich mit ganzer Kraft auf eine der preußiſchen Armeen zu ſtürzen, ſolange dieſe noch räumlich getrennt waren, und fiel ſchließlich in die Verteidigung. Moltke brauchte daher nur die mittlere Armee zum Frontalangriff und die Flügelarmeen zum umfaſſenden Angriff anzuſetzen. Er ſah im Geiſte die Bewegungen ſich folgerichtig abwickeln und war daher am Schlachttage von Königgrätz (3. Juli) über alle Augenblickskriſen hinweg die Ruhe ſelbſt. Dieſe Kriſen ſteigerten ſich für alle die, die nicht den großen Überblick hatten, zu faſt unerträglicher Schärfe: Prinz Friedrich Karl in der Mitte holte ſich zunächſt im Frontalangriff die ſchwerſten Verluſte — und die Kronprinzen-Armee, die die Entſcheidung auf dem linken Flügel bringen ſollte, kam nicht heran. In der Umgebung des Königs entſtand eine allgemeine Unruhe, man ſprach ſogar von etwa notwendig werdendem Rückzuge. Der König, aufs ernſteſte beſorgt, fragte Moltke um ſeine Anſicht. In unerſchütterlicher Zuverſicht gab Moltke die Antwort: „Euer Majeſtät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, ſondern auch den Feldzug."




Die ſchlichte Klarheit und Sicherheit ſeiner Haltung hat hier etwas geradezu Imponierendes. Er konnte ſo ſprechen, weil es für ihn gleichgültig war, ob die zweite Armee einige Stunden ſpäter eintraf; ſo oder ſo fiel ſie in die faſt offene Flanke des in der Front gebundenen Feindes. Am Abend war der Gegner vernichtend geſchlagen und im fluchtartigen Rückzug über die Elbe.

Auch in den folgenden schicksalsschweren Tagen der politischen Verhandlungen von Nikolsburg war Moltke wiederum ganz auf der Höhe seiner Aufgabe. Der König wollte den Krieg bis Wien fortsetzen, aber Bismarck widerriet dieser Absicht, weil er in Österreich bereits den zukünftigen Verbündeten sah und es nicht demütigen wollte.

Denn drohend stand jetzt die Einmischung Frankreichs bevor. Man mußte die Hände nach Westen frei bekommen, und Moltke stellte sich sofort auf die politische Linie des Ministerpräsidenten um. Am 8. August entwarf er bereits einen Operationsplan, der dann allerdings dank Bismarcks überlegener politischer Führung nicht ausgeführt zu werden brauchte. Moltke schlug vor, die Masse des preußischen Heeres an die Westgrenze zu transportieren und nur vier Korps an der österreichischen Front zu belassen. Nach den unerhörten Anstrengungen der letzten Wochen war der Sechsundsechzigjährige sofort bereit, diese neue, noch schwerere Aufgabe eines Feldzuges gegen Frankreich zu übernehmen. Es liegt etwas unerhört Kraftvolles in diesem Entschluß. Was hat ihn dazu beflügelt? Wir erkennen es aus den Sätzen der Denkschrift: Er sei unter allen Umständen gegen jede Konzession gegenüber Frankreich, ‚weil die freiwillige Abtretung auch des kleinsten preußischen Gebietes an dieses die zukünftige Führerschaft Preußens in Deutschland ausschlösse'. Es war der heiße Wille zur Gestaltung des neuen Reiches, der ihn ebenso wie Bismarck Tag und Nacht beseelte.

Wohl nach keinem Feldzug hat man so schnell und gründlich die militärischen Erfahrungen ausgewertet wie nach 1866. Es ist erstaunlich, welche Fülle von neuen Dienstvorschriften in den nächsten vier Jahren herauskam, die zum Teil von Moltke persönlich bearbeitet worden sind, so die Instruktion für die höheren Truppenführer, neue Reglements für die Infanterie und Artillerie, eine Vorschrift über die operative Verwendung der Kavallerie, an der es im letzten Kriege sehr gefehlt hatte. Es ist, als ob wiederum eine mächtige Hand alle geistigen Kräfte sammele und sie dem Heere mitteile, damit dieses für die bevorstehende Entscheidung gegen Frankreich voll gerüstet sei.

Der Juli 1870 stellte den Siebzigjährigen vor die lang erwartete größte und schwerste Aufgabe seines Feldherrntums. Frankreich wollte durch seine Kriegserklärung die sich anbahnende Einigung des Reichs verhindern, weil es befürchtete, seine Vormachtstellung in Europa einzubüßen. Seit über zwanzig Jahren hatte Moltke diesen Fall in seinen Operationsplänen behandelt und nach der jeweiligen politischen Lage immer wieder neu abgewandelt. Man sollte denken, daß hier ein Kunstwerk entstanden sei, das durch seine Originalität und die feine Nuancierung der Gedanken verblüffte. Und doch war dem nicht

so. Wohl war der Operationsplan ein Kunstwerk, aber er war es durch die ihm innewohnende Einfachheit, Klarheit und Kraft.

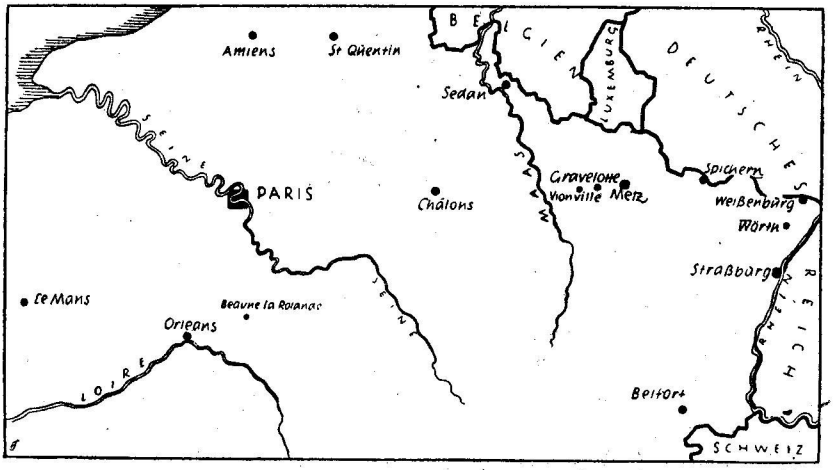
In einer für damalige Begriffe unheimlichen Schnelligkeit vollzogen sich Mobilmachung und Aufmarsch des deutschen Heeres in der Pfalz und im Südzipfel der Rheinprovinz[1]. Moltke trat dieses Mal nicht wie vor vier Jahren aus einer breiten Aufstellung, sondern mit den eng in der Pfalz versammelten drei deutschen Armeen zur Offensive an. Die an die Grenze vorgeschobenen französischen Korps wurden bei Weißenburg, Wörth und Spichern geschlagen. In unaufhaltsamem Vordringen überschritt man die Mosel südlich von Metz und schnitt der im Umkreis dieser Festung stehenden Armee Bazaines den Rückweg nach Frankreich ab. In den Schlachten bei Vionville und Gravelotte am 16. und 18. August 1870 wurde sie mit verwandter Front in die Festung hineingeworfen. Diese ganze Operation verlief, von außen betrachtet, gleichsam automatisch wie ein Uhrwerk. Und doch war dabei eine Fülle von Reibungen zu überwinden, die Moltke immer wieder mit ruhiger Gelassenheit zurechtrückte. Hier und dort wurde er durch die Initiative der Unterführer glänzend unterstützt, so von Alvensleben bei Vionville, aber oft mußte er nachhelfen. Dabei übte er größte Nachsicht und vermied jede unnötige Schärfe. Nur wenn Ungehorsam und Unverstand im Wiederholungsfalle eintraten, wie bei Steinmetz, veranlaßte er dessen Entfernung.

Bereits am Tage nach dem Siege bei Gravelotte leitete Moltke die neue Operation gegen die einzige noch im Felde stehende Armee des kaiserlichen Frankreichs, die Armee Mac Mahons, ein, die sich im Lager von Châlons neu organisiert hatte. Es ist dieselbe, ‚activité' und ‚vitesse', die er an Napoleon immer bewundert hat und die er hier selbst in die Tat umsetzt. Siebeneinhalb Korps unter dem Prinzen Friedrich Karl schlossen Metz ein. Der Rest, unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen zur Maas-Armee vereinigt, trat den Vormarsch auf Paris an und kam am 25. August in gleiche Höhe mit der bereits auf Châlons im Vorgehen begriffenen Armee des Kronprinzen von Preußen. Da verdichteten sich die Nachrichten, daß Mac Mahon nach Norden marschiere, um an der belgischen Grenze entlang die Vereinigung mit Bazaine zu suchen. Moltke war sofort entschlossen, den Gegner anzugreifen und in das neutrale Belgien abzudrängen.

So drehten die beiden deutschen Armeen nach Norden ein und trieben den Feind in den Umkreis der kleinen Festung Sedan. Hier stellte dieser sich zum Kampfe. Moltke verwarf jetzt den zuerst gefaßten Plan einer Abdrängung auf belgisches Gebiet. Sicherer erschien es ihm, den Feind ganz einzuschließen

[1] Siehe Skizze auf Seite 115.

und zur Waffenſtreckung zu zwingen. Am 1. September wurde der Feind überall geſchlagen und in die Feſtung hineingeworfen. Kaiſer Napoleon, der ſich bei der Armee befand, ſuchte in perſönlichen Verhandlungen das Schickſal der Armee zu mildern. Moltke blieb eiſern und unerbittlich. Er drohte am 2. September früh, mit allen Batterien das Feuer auf die zuſammengedrängte franzöſiſche Armee zu eröffnen, wenn nicht ſofort in die bedingungsloſe Übergabe eingewilligt würde. Er wußte, daß hier falſche Milde nur kriegsverlängernd wirken würde. Durch die dann folgende Kapitulation wanderten über hunderttauſend Mann in deutſche Kriegsgefangenſchaft.




Jetzt war nichts mehr von der kaiſerlichen Armee Frankreichs im freien Felde vorhanden. Aber der Krieg war damit nicht beendet, weil die neue republikaniſche Regierung die ‚Guerre à outrance' auf ihre Fahnen ſchrieb. Bismarck vertrat die Anſicht, man ſolle, auf Elſaß-Lothringen geſtützt, das Ende des Krieges abwarten, aber Moltke konnte ſich dem nicht anſchließen. Er wußte, daß Frankreich ſich erſt beſiegt geben würde, wenn ſeine Hauptſtadt in der Hand der Sieger war. Er ſetzte dieſe Anſicht auch beim Könige durch, obwohl Bismarck die drohende Einmiſchung Englands als Gegengrund immer wieder anführte. Wir ſehen hier wiederum, wie die Überzeugungskraft Moltkes den richtigen Weg gewieſen hat.

Der zweite Teil des Krieges gegen Frankreich war ausgefüllt von der Belagerung von Paris und den verſchiedenen Entſatzverſuchen, die die Neuaufſtellungen Gambettas unternahmen. Die zu ihrer Abwehr eingeſetzten deut-

schen Armeen erhielten bald infolge der Kapitulation Bazaines in Metz einen wertvollen Kraftzuwachs. Die hier frei gewordene Armee des Prinzen Friedrich Karl konnte an die Loire rücken. Moltke trat in dieser Zeit nach außen hin kaum in die Erscheinung, und doch leitete er alle Kriegshandlungen an unsichtbaren Fäden. Er wußte die richtigen Männer zu finden, die nach seinen klaren Weisungen mit einem hohen Maß von Selbsttätigkeit und Initiative die feindlichen Heere aus dem Felde schlugen. Im Norden siegten Manteuffel bei Amiens und an der Hallue sowie Goeben bei St. Quentin. Im Süden schlug Prinz Friedrich Karl die französische Loire-Armee bei Beaune-la-Rolande, Orléans und Le Mans. Und schließlich nahm Werder mit dem Rücken gegen das von ihm belagerte Belfort auf ausdrücklichen Befehl Moltkes den ungleichen Kampf gegen den dreifach überlegenen Bourbaki an der Lisaine an. Bourbakis Angriffe scheiterten, und er wurde von Manteuffel zum Übertritt auf Schweizer Gebiet gezwungen.

Diese unausgesetzte Reihe von Erfolgen ist deshalb so erstaunlich, weil sie sämtlich gegen eine starke Überlegenheit nicht von Moltke persönlich, sondern von anderen Männern erfochten wurden. Aber es waren seine Schüler, die jahrelang im Generalstab seine Ideen hatten auf sich wirken lassen. Darin kommt ganz besonders das Machtvolle an der Persönlichkeit Moltkes zum Ausdruck. Er wirkt nicht allein durch sich selbst, er wirkt auch durch seine Schüler. Moltke zeigt sich hierin Napoleon I. überlegen, dem es nicht gelungen ist, seine Marschälle geistig zu erziehen, und der nur dort gesiegt hat, wo er persönlich zugegen war.

Während so in der Provinz sich Erfolg an Erfolg reihte, sollte es vor Paris noch einmal zu einem schweren Konflikt zwischen der politischen und militärischen Leitung kommen. Bismarck hatte — von seinem Standpunkt gesehen mit vollem Recht — darauf bestanden, daß die Beschießung von Paris sobald wie möglich begann. Hatte er sich doch der dauernden Einmischungsversuche Englands, Rußlands und Österreichs zu erwehren. Moltke vertrat demgegenüber den Standpunkt, daß die Beschießung nicht eher beginnen sollte, als bis genügend Artillerie mit reichlicher Muniton zur Stelle war. Befürchtete er doch, daß durch eine unzureichende Wirkung der Beschießung das Selbstvertrauen der Verteidiger erneut belebt werden würde. Der Konflikt zwischen Bismarck und Moltke spitzte sich dadurch besonders zu, daß Moltke den Kanzler nicht zum Vortrag beim König zuzog. Ein geringfügiger Anlaß, bei dem sich Moltke zudem völlig im Recht befand, gab dem Kanzler Gelegenheit zur Beschwerde. Der König ließ sich hinreißen, zwei scharfe, die Handlungsweise des Generalstabschefs mißbilligende Befehle an Moltke zu erlassen.

Dieser war aufs tiefste verletzt und entwarf ein Rechtfertigungsschreiben an den König, in dem er sich in heftigen Ausdrücken gegen Bismarck zur Wehr setzte, dessen Beschwerden widerlegte und um seine Entlassung bat. Wer einmal in Bismarcks Erinnerungen nachliest, welche außerordentlichen innerpolitischen Schwierigkeiten vor der Reichsgründung zu überwinden waren, wie der König sich gegen die Annahme der Kaiserkrone sträubte, der kann ermessen, daß dieses Abschiedsgesuch Moltkes von unabsehbaren Folgen gewesen wäre. Alle äußeren und inneren Feinde des neuen Reichs hätten mit neuer Zuversicht das Haupt erhoben.

Moltke ist sich dieser Gefahren wohl bewußt gewesen. Mehrere Tage kämpft er mit sich selbst, wiederholt arbeitet er den ersten Entwurf um und merzt die schärfsten Wendungen aus; endlich faßt er den siegbringenden Entschluß: er verzichtet auf die Absendung des Schreibens und läßt es zu den Akten nehmen.

Man kann wohl sagen, daß dieser Sieg über sich selbst im Dienste seines Königs und Vaterlandes einen Höhepunkt in Moltkes Leben und Wirken darstellt, vorbildlich für jeden, der geneigt ist, aus persönlicher Empfindlichkeit das Interesse der großen Sache aus dem Auge zu verlieren.

Am 27. Januar 1871 fiel Paris, weniger durch die Beschießung als vielmehr — wie Moltke zuversichtlich erwartet hatte — durch Hunger. Damit war der Sieg endgültig errungen, der seine Krönung gefunden hatte in der am 18. Januar in Versailles vollzogenen und auf den Waffentaten der vereinigten deutschen Stämme ruhenden Gründung des Deutschen Kaiserreichs.

Noch zwei Jahrzehnte wirkte der alte Moltke in rastloser, nimmermüder Arbeit als Schirmer des geeinten Reichs. Es war, als vermöchte ihm das Alter nichts anzuhaben: Als Siebenundachtzigjähriger führte er zu Pferde sein Kolbergisches Grenadierregiment vor dem Kaiser in Parade vorbei, und noch als Neunzigjähriger hielt er seine berühmte Reichstagsrede, in der er auf die Notwendigkeit einer starken Rüstung mit Nachdruck hinwies. Und neben dieser körperlichen und geistigen Frische blieb seine Entschlußkraft ungeschwächt. Moltke erkannte das drohend aufsteigende Gespenst des Zweifrontenkrieges mit klarem Wirklichkeitssinn. Er war der Überzeugung, daß man eine spätere Katastrophe nur dadurch vermeiden könne, daß man selbst rechtzeitig das Prävenire spiele. So empfahl er 1875 den Präventivkrieg gegen Frankreich und 1887 gegen Rußland. Es lag etwas Titanenhaftes in diesem Greis, der das biblische Alter längst überschritten hatte und sich noch die Lösung einer Aufgabe zutraute, die wirklich eine volle Manneskraft erfordert hätte. Im Alter von

fast einundneunzig Jahren schloß der Feldmarschall am 24. April 1891 die Augen.

Was ist es, was uns die Gestalt Moltkes so ungewöhnlich groß und verehrungsvoll erscheinen läßt? Es ist nicht allein seine gewaltige militärische Leistung, es ist nicht allein seine unerhörte körperliche, geistige und seelische Konzentrationsfähigkeit, die er sich bis an sein Lebensende bewahrte. Es ist vielmehr die Erkenntnis, daß sich in diesem Manne höchstes Können mit höchstem Menschentum paarte. Seine persönliche Anspruchslosigkeit, seine natürliche Art gewannen ihm die Herzen. Seine vielseitige Allgemeinbildung ließ ihn als das Vorbild des im Leben stehenden neuzeitlichen Offiziers erscheinen. Sein ausgesprochen religiöser Sinn, der ihm nach seinem eigenen Bekenntnis oft inneren Halt gab, und sein stoischer Gleichmut in den schwierigsten Lagen erfüllte alle, die mit ihm in Berührung kamen, mit hoher Achtung. Seine unerhörte Willenskraft nutzte die Zeit wie kaum ein Feldherr vor ihm. Sie war durchglüht von dem unerbittlichen Streben nach völliger Vernichtung des Gegners. Und doch war er kein einseitiger Willensmensch. Er war vielmehr gleichzeitig mit einem wunderbaren Ideenreichtum begabt. In jeder Lage fand er einen glücklichen Ausweg. Nie suchte er etwas auf dem Wege sturen Draufloshämmerns zu erzwingen. Immer erschien er als der gewandte, den Gegner überraschende Fechter.

Moltke wollte nicht als Feldherr gelten. Er war, nach seinen eigenen Worten, nur ‚der treue Diener seines kaiserlichen Herrn'. ‚Und dennoch', sagt Graf Schlieffen, ‚hat ihn die Geschichte in die Reihe jener wenigen großen Kriegsheroen gestellt, welche im Lauf langer Jahrhunderte erstanden sind.' Dem deutschen Generalstab aber erscheint seine Persönlichkeit und seine militärische Leistung als das Höchste und Verehrungswürdigste, als ein Ideal, das von keinem Feldherrn je wieder erreicht wurde.

# Schlieffen[1]

Es gibt wohl nur wenige Männer der deutschen Heeresgeschichte, deren Andenken in unserem neuen Reichsheere so lebendig geblieben ist wie das des Grafen Alfred Schlieffen. Dies ist um so merkwürdiger, als er während seiner Amtszeit als Chef des Generalstabes von 1891 bis 1906 in der Armee verhältnismäßig wenig bekannt war und auch das reiche Schrifttum, das nach seiner Verabschiedung aus seiner nimmermüden Feder entstand, nicht viel weiter als über den Kreis seiner früheren Untergebenen hinausdrang. Aber das Forschen nach den Ursachen, warum uns der Erfolg im Westen während der entscheidenden Septembertage 1914 versagt blieb, führte immer wieder zurück in die Gedankenwerkstatt jenes Mannes, der die letzten zwanzig Jahre seines Lebens rastlos mit nie ermüdender Geisteskraft dem Problem des Zweifrontenkrieges gegen zwei übermächtige Feinde nachgegangen war. So ist es gekommen, daß Schlieffen einer jener wenigen Großen ist, denen das Schicksal zwar verwehrte, ihre Gedanken zur Tat werden zu lassen, deren Gedankenarbeit aber in ihrer Weisheit, Klarheit und Folgerichtigkeit vorbildlich für spätere Generationen fortwirkt. Ja, man kann sagen, daß seine stille, selbstlose Arbeit zum Schutze des bedrohten Vaterlandes erst jetzt richtig gewürdigt und als kostbares Vermächtnis bewahrt wird.

Es ist Tatsache, daß Alfred Schlieffen erst spät wirkliche Freude und Befriedigung im militärischen Beruf fand. Am 28. Februar 1833 zu Groß-Krausche als Sohn des Majors a. D. und Gutsbesitzers Grafen Magnus Schlieffen geboren, zog es ihn nach Beendigung des Gymnasiums zunächst zum Studium der Rechtswissenschaften hin. Aber bereits nach kurzer Zeit gab er es wieder auf und trat mit einundzwanzig Jahren in das Zweite Garde-Ulanen-Regiment ein. Sein Vater, ein begeisterter Soldat, hielt es damals für notwendig, ihn auf den „Glanz und die Herrlichkeit des unvergleichlichen Berufs" hinzuweisen. Aber schon ein Jahr später trägt sich der soeben beförderte Leutnant mit Abschiedsgedanken. Der übertriebene, einförmige Drill jener Zeit

[1] Aus der Biographiensammlung „Große Deutsche". Von Wilhelm von Scholz und Willy Andreas.

behagte ihm wenig. Hinzu kam eine gewisse Resignation, die bei ihm die Hoffnung auf eine spätere bevorzugte Laufbahn nicht aufkommen ließ. Als zehn Jahre später ein Teil des preußischen Heeres am Feldzug 1864 gegen Dänemark teilnimmt, wird er als Topograph in Ostpreußen verwendet. Mit „Spannung und Neugierde" liest er während seiner „demütigenden" Beschäftigung die Nachrichten vom Kriegsschauplatz. 1865 geht indessen sein langgehegter Wunsch in Erfüllung. Er wird zum Generalstab kommandiert. Wiederum nimmt er diesen Erfolg mit einem gewissen Zweifel hin, weil er „die Konsequenzen desselben nicht überschätzen wollte". Aber bereits bei Beginn des Krieges 1866 gegen Österreich erfolgt seine Versetzung in den Generalstab.

In jenen Jahren des Kampfes um eine Laufbahn, die ihm gestatten wird, seine hohen geistigen Fähigkeiten weiterzuentwickeln, tritt eine Charaktereigenschaft besonders bei ihm hervor: die innere Freiheit und Unabhängigkeit, die ihn bekennen läßt: „Ich halte nicht viel von dem Rate anderer; ich habe nie sonderliche Erfahrungen damit gemacht."

1866 verlobt sich Schlieffen mit seiner Cousine Anna, die er zwei Jahre später heimführt. Ein kurzes, nur vier Jahre dauerndes Glück erlebt er an der Seite dieser Frau, die in ihrem frohen Gottesglauben, ihrer schlichten Vornehmheit und edlen Weiblichkeit seine Lebensanschauung richtunggebend beeinflußte. Hat er doch selbst später nach fünfundzwanzig Jahren bekannt, daß sein Hochzeitstag „der wichtigste Wendepunkt seines Lebens" gewesen ist.

Am Feldzug gegen Österreich nimmt Schlieffen als Generalstabsoffizier beim Kavallerie-Korps Prinz Albrecht teil. Er ist Zeuge der Schlacht bei Königgrätz und der verzehrenden Stunden, in denen man in schwerem Kampfe das Eingreifen der kronprinzlichen Armee erwartet. Der Eindruck dieses großen Tages haftet noch jahrzehntelang frisch in seinem Gedächtnis. „Ich habe doch das ‚Nun danket alle Gott' auf den Höhen von Königgrätz gehört, ich habe doch einmal das beseligende Gefühl empfunden, eine große Schlacht, einen glänzenden Sieg, einen unübertroffenen Triumph preußischer Waffen mitgemacht zu haben", sagt er siebenunddreißig Jahre später. Trotzdem bewahrt er sich in dem Siegesjubel den kritischen Blick für die von den Unterführern begangenen Fehler: „Je mehr man hinter die Kulissen blickt, wird es einleuchtend, daß die Intelligenz der preußischen Armeen doch nicht allein den Ausschlag gegeben hat und daß, wenn man nicht Gottes Hilfe und gnädige Fügung in Anschlag bringt, der glückliche Ausgang oft unerklärlich ist."

Im Herbst 1866 wird Schlieffen nach Paris kommandiert und lernt auf mehreren Reisen während der nächsten anderthalb Jahre Frankreich und seine Bewohner genau kennen. Es ist ihm klar, daß der Machthunger Frankreichs

unausbleiblich zum Kriege mit Preußen-Deutschland führen muß. Vielleicht haben diese Eindrücke bis an sein Lebensende in ihm die Überzeugung wachgehalten, daß Deutschland diesem Volke gegenüber immer seinen Bestand zu verteidigen haben werde.

Bei Ausbruch des Krieges 1870 sehen wir ihn im Generalstabe des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg zunächst in Hamburg beim Schutz der Küste und der Grenze gegen Dänemark. Erst nach dem Siege bei Sedan rückt sein Korps in Frankreich ein, belagert Toul und Soissons und nimmt dann teil am Winterfeldzug an der Loire. Hier sammelt der junge Hauptmann reiche persönliche Kriegserfahrungen, die ihm später sehr zugute kommen sollten.

Auch nach dem Kriege wird er weiter im Generalstabe verwendet, bis er 1876, „dem Frontdienst völlig entfremdet", zum Kommandeur des Ersten Garde-Ulanen-Regiments ernannt wird. Sieben Jahre lang gibt er sich ganz dem Dienst in der Truppe hin mit einer Gründlichkeit und Sachkenntnis, die zeigt, daß es ihm immer nur um die Sache zu tun ist. Dabei findet er ein Gegengewicht gegen die Kleinlichkeiten des Tages in seinen kriegsgeschichtlichen Studien, durch die er mehr und mehr in seine zukünftigen Aufgaben hineinwächst. Freilich ist ihm dies nicht bewußt, denn auch in diesen Jahren ist er sich über seine „eigene Unvollkommenheit" im klaren, ist der Überzeugung, daß es „ihm eben nicht beschieden ist, irgend etwas leicht und mühelos zu erreichen".

1884 wird er als Abteilungschef wiederum in den Generalstab berufen als erster Berater des Grafen Waldersee. In dieser Stellung hat er Gelegenheit, sich dauernd mit den großen Fragen der Kriegführung zu beschäftigen und sich in die Gedankenwelt des Feldmarschalls Moltke ganz hineinzuleben. Es waren Jahre höchster außenpolitischer Spannung, in denen der Revanchegeist Frankreichs zum erstenmal in bedrohlicher Weise emporloderte, in denen Rußland mehr und mehr die Gestalt des zukünftigen Gegners annahm. „Man lebt immer in einer Art von Aufregung", schreibt er, „dies würde ganz gut sein, aber das Gefühl, nicht fertig zu werden und nicht fertig werden zu können, hat etwas Peinigendes."

Unerwartet wird er am 7. Februar 1891 zum Chef des Generalstabes ernannt. Er hat das Gefühl der Übernahme einer ungeheueren Verantwortung, aus dem heraus er seiner Schwester Luise schreibt, es sei ihm „bange zumute", aber er baue darauf, daß Gott, der ihn da hineingeführt habe, ihn nicht verlassen werde. Der äußere Glanz dieser Stellung läßt ihn völlig kalt: „Ich habe nie eine Stelle begehrt, ich habe mich nie um die Liebe meiner Vorgesetzten noch um die Gunst des Kaisers beworben." Es spricht daraus das völlige Aufgehen in der Sache und eine innere Unabhängigkeit, die ihm den Mut gibt, das un-

erhört schwierige Problem anzupacken, unsere aufs schwerste gefährdete politische Lage durch die geistige Leistung auf militärischem Gebiet zu einer erträglichen und hoffnungsvollen zu gestalten.

*

Bismarcks Sturz und die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland rückte die Möglichkeit des Kampfes gegen zwei Fronten, mit der Moltke schon seit 1871 gerechnet hatte, plötzlich in greifbare Nähe. Schlieffen sieht für diesen Fall nur ein Mittel, den Kampf gegen die Übermacht siegreich zu bestehen: die Operation auf der inneren Linie, das heißt die Vereinigung aller irgend verfügbaren Kräfte zum vernichtenden Schlage gegen den einen Gegner, während der andere durch möglichst knapp zu bemessende Teilkräfte hingehalten werden soll. Dieser einfache Gedanke ist auch für den Laien deshalb so durchaus überzeugend, weil man sich sagen muß, daß ein passives Sichverteidigen gleichzeitig in Ost und West angesichts der beiden weit überlegenen Feinde unrettbar in kurzer Zeit zum Zusammenbruch führen mußte. Nur dadurch, daß man den einen zuerst entscheidend erledigt und sich dann unter Ausnutzung des vortrefflichen deutschen Eisenbahnnetzes auf den anderen stürzt, besteht die Aussicht, aus dem ungleichen Kampfe siegreich hervorzugehen. Diese Art der Kriegführung erscheint Schlieffen gerade in unserer Zeit dringend geboten, denn „der Kulturzustand der Völker, der Aufwand der zur Unterhaltung der Millionenheere erforderlichen unermeßlichen Mittel verlangt rasche Entscheidung, baldiges Ende".

Bis Anfang der neunziger Jahre hatte man mit der Möglichkeit gerechnet, den Russen in Polen schnell eine entscheidende Teilniederlage beibringen zu können, zumal Frankreichs Heer noch keine besondere Offensivkraft innezuwohnen schien. Der Feldmarschall Moltke hatte daher die Offensive im Osten und die Defensive im Westen ins Auge gefaßt. In den nächsten Jahren verschoben sich die Verhältnisse aber grundlegend: Rußland konnte infolge Vervollkommnung seines Bahnnetzes je eine Armee schnell aus dem Innern sowohl an der Ostgrenze Ostpreußens als auch Ostgalizien gegenüber aufmarschieren lassen. Bei einem konzentrischen Vorgehen der Deutschen und Österreicher nach Polen hinein wären demnach ihre Ostflanken durch diese Kräfte aufs schwerste bedroht gewesen. Andererseits war die Schlagkraft des französischen Heeres von Jahr zu Jahr gewachsen, so daß ein hinhaltender Kampf schwächerer deutscher Kräfte an der Westfront leicht zu einer Katastrophe für sie werden konnte. Schlieffen kam daher zu dem Schluß, daß die eigene Selbsterhaltung gebiete, zuerst den schneller schlagbereiten westlichen Gegner anzugreifen. „Das 1871 Errungene wird nicht am Narew oder Bug, es wird an der Seine verteidigt."

Voraussetzung für eine derartige Operation war die wirkliche Vernichtung des einen der beiden Gegner. Diese Möglichkeit sah Schlieffen „darin, daß man sich mit allen seinen Streitkräften oder wenigstens mit dem größten Teil auf die Flanke oder in den Rücken des Feindes begibt, ihn zur Schlacht mit verkehrter Front zwingt und in der für ihn ungünstigsten Richtung zurückdrängt". Er wandelte dabei auf den Erfahrungen Moltkescher Strategie, dem das gleiche Verfahren bei Metz und Sedan so unerhörte Erfolge gebracht hatte.

Wie aber sollte dieser Gedanke Frankreich gegenüber in die Tat umgesetzt werden, dessen Ostfront inzwischen durch eine von Belfort über Toul bis Verdun laufende, stark befestigte Fortlinie geschützt war? „Wenn es den Deutschen gelingt, die Franzosen zurückzuweisen", schreibt er, „so werden diese hinter ihre Befestigungen zurückweichen, hier haltmachen und den Sieger zu einer mühsamen Belagerung zwingen." Selbst wenn der Durchbruch durch die Festungsfront gelänge, stehe noch ein mühsamer Feldzug in das Innere des Landes hinein mit allen Schwierigkeiten eines Volkskrieges bevor, der sehr starke Kräfte erfordere und „eine Zeitdauer bedingt, welche uns mit Rücksicht auf Rußland kaum zu Gebote steht". Schlieffen bezweifelt zudem, daß die Franzosen überhaupt den Fehler begehen würden, bei Kriegsbeginn die Offensive zu ergreifen. Er schreibt: „Es könnte im Interesse Frankreichs liegen, mit dem Angriff zu warten, bis der langsamere Verbündete — der Russe — herankommt, unser Leben zu bedrohen, und uns zwingt, von dem einen Gegner abzulassen und uns dem anderen zuzuwenden."

In zahlreichen Studien, Kriegsspielen und Übungsreisen hat Schlieffen mit dem Problem gerungen, ob es möglich sei, ohne Verletzung neutralen Gebietes einen entscheidenden Sieg gegen die Franzosen zu erringen. Immer wieder kommt er zu dem Schluß, daß es nicht möglich ist, daß günstigstenfalls nur ein „ordinärer" Sieg zu erwarten sei. Wenn man dann gezwungen sein werde, sich mit den Hauptkräften gegen den auf Berlin vorrückenden Ostgegner zu wenden, werde der nur halb geschlagene Franzose bald wieder vorgehen und im Westen gegen unsere Teilkräfte zu einem Zeitpunkt einen Sieg erringen, wenn unsere Hauptmacht im Osten gegen den Russen festgelegt sei. Daraus müßte sich unweigerlich für uns der Zusammenbruch ergeben.

Trotzdem befreundet er sich nur schweren Herzens mit dem Gedanken, luxemburgisches und belgisches Gebiet zu betreten, weil er die politischen Nachteile eines solchen Vorgehens wohl einzuschätzen weiß. Noch bis zum Jahre 1899 ist daher eine Grenzverletzung nicht vorgesehen. Dann erst mehr in der Absicht einer lokalen Umfassung der Festung Verdun, indem der Nordflügel des deutschen Aufmarsches nicht viel weiter als über die Nordspitze Luxemburgs

hinausragt. Es ist bemerkenswert, daß Belgien bereits viel früher als Schlieffen mit dem deutschen Einmarsch als etwas Selbstverständlichem rechnete und Lüttich und Namur befestigte.

Aber auch der Gedanke, den Nordpfeiler der französischen Festungsstellung Verdun nur mit Teilkräften zu umfassen und die Masse des deutschen Heeres frontal gegen die Linie Epinal—Verdun anlaufen zu lassen, der in den neunziger Jahren erprobt und durchdacht wurde, mußte abgelehnt werden. Barg er doch die große Gefahr in sich, daß die Franzosen über die Umfassungsarmee mit bei weitem überlegenen Kräften herfallen könnten, wenn die Front und der Eckpfeiler Verdun sich behaupteten.

So kommt Schlieffen endlich auf den Gedanken, „mit dem gesamten Heere, wenigstens mit seinem wesentlichsten Teil, um Verdun herumzumarschieren" „Mit anderen Worten, man greift nicht die Front Verdun—Belfort, sondern die Front Verdun—Lille an, denn so weit nach Westen wird man sich ungefähr ausdehnen müssen, um den nötigen Raum zur freien Bewegung zu gewinnen. Auf der neuen Front finden sich auch Befestigungen, aber nicht so starke und nicht so schwer zu bewältigende wie auf der uns zugekehrten."

Daraus entsteht dann der Westaufmarsch 1905/1906, der im landläufigen Sinne als der „Schlieffen-Plan" bezeichnet wird. Sein rechter Flügel reicht bis nach Aachen hinauf, sein linker liegt in der Gegend von Saarburg. Der Schutz des Oberrheins soll einer italienischen Armee übertragen werden, die über den Brenner nach Süddeutschland befördert wird. Das Charakteristische des Aufmarsches ist die starke Tiefengliederung auf dem rechten Flügel, die den Zweck hat, ihm während des langen, kräftezehrenden Vormarsches durch Belgien und Nordfrankreich dauernd die notwendige Schwung- und Stoßkraft zu erhalten.

Dieser Nordflügel sollte mit $33^1/_2$ Korps in die tiefe Nordflanke der französischen Festungsfront vorgehen. Er war siebenmal so stark als diejenigen Kräfte, die in Elsaß-Lothringen den Gegner frontal binden sollten. Mochten diese von überlegenem Gegner in die Pfalz und in Baden zurückgedrängt werden! Schlieffen sah dies nicht als einen Nachteil, sondern als einen Vorteil an, als einen „Liebesdienst", den uns der Gegner erwies. Mußte doch dann der gewaltige Ansturm unseres rechten Flügels noch geringeren Widerstand finden. Es entstand für uns die begründete Aussicht, westlich von Paris ausholend den Gegner mit verwandter Front zur großen, letzten Entscheidungsschlacht zu stellen und auf Schweizer Gebiet abzudrängen.

Kritisierende Epigonen haben es beanstandet, daß Schlieffen angeblich diesen Aufmarsch von 1905/1906 als Allheilmittel für alle möglichen politischen

Lagen angesehen habe. Sie beweisen damit, daß sie in die Gedankenarbeit Schlieffens nie gründlich eingedrungen sind. Denn er beschäftigt sich in dieser Zeit ebensowohl mit einer anderen Lage, in der die Politik die Forderung stellte, zunächst die Hauptkräfte gegen Rußland einzusetzen, als auch mit einer dritten, in der die Engländer bei Kriegsbeginn starke Kräfte an der jütischen Küste landeten. In diesen beiden Fällen muß eine deutsche Unterlegenheit gegen eine französische Überlegenheit kämpfen. Schlieffen lehnt hier eine Offensive in Feindesland ab, hält aber trotzdem an einer offensiven Führung der Operationen fest. Er verlangt, daß auch das unterlegene deutsche Westheer den Feind entscheidend schlage. „Das läßt sich nicht durch Stehenbleiben, sondern nur durch Bewegung erreichen. Die Franzosen, wenn sie ihre befestigten Linien verlassen, müssen angegriffen werden. Alle Führer, welche mit Erfolg einen Angriff gegen einen überlegenen Feind unternahmen, haben einen Flügel des Gegners angegriffen." Der Feind werde sich beim Vormarsch durch Umgehung der Festungen Metz-Diedenhofen und Straßburg-Molsheim in getrennte Gruppen teilen müssen. Diesen Nachteil habe die deutsche Führung sich zunutze zu machen, indem sie gegen eine dieser Gruppen mit zusammengefaßten Kräften einen entscheidenden Schlag führe und die anderen mit Teilkräften aufhalte.

Die Schwierigkeit solcher Operationen unterschätzt Schlieffen nicht. Wenn ein kleineres Heer Flanke und Rücken des Feindes angreift, „setzt es sich selbst der größeren Gefahr aus und unternimmt ein doppeltes Wagnis, denn auch seine Flanke und sein Rücken ist dann auf das äußerste bedroht. Dazu gehört ein zielbewußter Führer, ein eiserner Charakter, ein hartnäckiger Wille zum Siege und eine Truppe, die sich über das Entweder-Oder klar ist. Allein bringen indes diese Faktoren noch nicht den Sieg. Es gehört noch dazu, daß der Feind, durch die Plötzlichkeit des Angriffs überrascht, mehr oder weniger in Verwirrung gerät und seine übereilten Entschlüsse durch die Hast der Ausführung verdirbt." Schlieffen will daher nicht aus einem automatisch-ablaufenden, starren Aufmarsch heraus in die Operationen eintreten, sondern einen Teil der eigenen Kräfte zunächst in ihren Mobilmachungsbezirken transportbereit halten, bis der Gegner seine schwache Stelle aufgedeckt hat. Gegen diese sollen sie dann schlagartig und überraschend heranbefördert werden.

Schlieffen zog weiter die Möglichkeit in Erwägung, daß der kriegsentscheidende Erfolg im Westen ausblieb und nach einem unvollkommenen Siege nur eine „Pause" in den Operationen eintrat. Diese Pause mußte seiner Ansicht nach dazu ausgenutzt werden, dem Russen einen Schlag zu versetzen. Über die Schwierigkeit dieser Aufgabe gab er sich ebenfalls keinen Illusionen hin. Er

schrieb darüber: „Für gewöhnlich werden wir schwächer sein als der Gegner. Wie es zu machen ist, als Schwächerer den Stärkeren zu schlagen, dafür gibt es kein Rezept, kein Schema. Im allgemeinen kann man sagen, daß, wenn man nicht stark genug ist, den ganzen Gegner zu schlagen, danach getrachtet werden muß, einem Teil desselben eine Niederlage beizubringen." Bereits 1894 rechnete er damit, daß der Russe mit zwei getrennten Armeen, einer am Njemen und einer am Narew, gegenüber Ostpreußen aufmarschieren werde. „Man muß versuchen, zunächst eine der russischen Armeen entscheidend zu schlagen, um sich dann gegen die andere zu wenden" Die Durchführung dieses Gedankens erscheint ihm einmal durch die Masurischen Seen begünstigt zu werden, die den Feind in seiner Trennung erhalten, und dann durch die Festung Königsberg, die gestattet, überraschend gegen die Flanke der vormarschierenden Njemen-Armee vorzustoßen.

Aber nicht allein mit dem Problem des Schutzes von Ostpreußen beschäftigte er sich. Er sah auch den Fall vor, daß die Umstände es erforderlich machen würden, erhebliche Teile der Provinz zu räumen und sich auf die Verteidigung der Weichsellinie zu beschränken. Auch hier leitet ihn der gleiche Gedanke, den *einen* Teil des durch den Strom getrennten Gegners unter Zusammenfassung aller verfügbaren eigenen Kräfte anzugreifen und den anderen mit einem Mindestmaß an Truppen aufzuhalten. Immer wieder schafft er neue Lagen, immer wieder gibt er in seinen geistvollen Besprechungen neue Aushilfen, um seine Untergebenen zu unvoreingenommener Betrachtung der Dinge und zur Selbständigkeit in der Entschlußfassung zu erziehen.

So wäre es abwegig, zu glauben, daß Schlieffen sich in den Jahren seiner Amtsführung als Chef des Generalstabes um die Erkenntnis eines bestimmten Siegesrezeptes bemüht hätte. Er hat vielmehr nur gewisse allgemeine Grundsätze der Kriegführung herausgearbeitet. Bestimmend für ihre praktische Anwendung war seiner Ansicht nach die politische und militärische Lage, vor die der Ernstfall den militärischen Führer stellen wird. So sehen wir in ihm den großen Lehrmeister des neuzeitlichen Krieges, der die Selbständigkeit des Denkens und die geistige Freiheit, die er selbst vertritt, auch auf den Generalstab zu übertragen sich rastlos bemühte. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit und logischen Schärfe prüfte er alle wehrpolitischen, operativen und taktischen Möglichkeiten. Er war der Ansicht, daß der Führer jede — auch die schwierigste — Lage zu meistern imstande sein müsse. Deshalb stellte er den Generalstab immer wieder vor neue schwierige Lagen, um ihn zu tatkräftigem und zugleich überlegtem Handeln zu erziehen. Wußte er doch, daß der Zukunftskrieg gegen die

Übermacht unerhörte Anforderungen an den einzelnen stellen würde, über deren Ausmaße sich die meisten seiner durch die schnellen Erfolge von 1866 und 1870/1871 verwöhnten Zeitgenossen ganz falschen Vorstellungen hingaben.

*

Schlieffens stetes Streben ging dahin, das Instrument, mit dem dieser unausbleibliche Kampf geführt werden sollte, möglichst stark und gut zu machen. Hier hatte er gegen die eigentümliche Auffassung des Kriegsministeriums anzukämpfen, die eine weitere zahlenmäßige Vermehrung des Feldheeres nicht für angängig hielt, ja in ihr sogar eine ernste Gefahr erblickte. Schlieffens Standpunkt war, daß wohl unter allen Feldherren, die je gelebt, „noch keiner über die allzu große Menge der ihm übergebenen Truppen Beschwerde geführt habe". Er wußte, daß der neuzeitliche Krieg von Millionenheeren geführt werden würde, ob man wollte oder nicht. „Nur mit großen Mitteln und großen Anstrengungen werden große Dinge vollbracht und große Ideen verwirklicht." Deshalb war er bemüht, die Gesamtheit unserer Volkskraft für die Verteidigung des Vaterlandes heranzuziehen. Sah er doch mit Besorgnis, daß Scharnhorsts Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht bei uns mehr und mehr verwässert wurde. Aber er drang nicht durch. Das Kriegsministerium hatte die Sorge, daß die Armee bei weiterer Vermehrung ihre guten Eigenschaften einbüßen würde, die Mehrheit des Reichstages sträubte sich grundsätzlich dagegen, und dem Reichskanzler von Bülow lag viel mehr daran, die Flottenvermehrung durchzuführen. Immer wieder forderte Schlieffen die Verstärkung des Friedensheeres und, als dies ohne Erfolg war, die Einbeziehung der Landwehr und des Landsturmes in das Feldheer. „Die Tatsache", so schreibt er 1903 an das Kriegsministerium, „daß Frankreich mit 39 Millionen Einwohnern 995 Bataillone zum Feldheer stellt, Deutschland mit 56 Millionen aber nur 971, spricht eine vernehmliche Sprache."

Über „die mit der Größe der Heeresstärke sich steigernden Anforderungen an die Operationsfähigkeit der Heereskörper sowie an ihre Leitung und Verpflegung" war sich Schlieffen völlig im klaren und zog daraus „die für seinen Wirkungskreis sich ergebenden Folgerungen". Er war der Ansicht, daß es in erster Linie von dem Persönlichkeitswert der Führer abhänge, ob sie dieses Problem zu lösen imstande seien. Ganz besonders schien es ihm notwendig, daß die Unterführer sich gewöhnten, im Sinne der Obersten Führung zu denken und zu handeln. Wohl erkannte er an, daß die Erfolge des Krieges 1870/1871 zum großen Teil der Selbsttätigkeit und Initiative der Unterführer zu danken seien. „Aber es ist doch zu bedenken, daß es verschiedene Arten von Initiative gibt, die

eine, wie sie durch den Kronprinzen von Sachsen, den General von Alvensleben usw. ausgeübt wurde, und eine andere, als deren Repräsentant der General von Steinmetz gelten kann. Mit der einen Art siegt man, mit der anderen hat man alle Aussicht, geschlagen zu werden." Bei seinen Generalstabsreisen hatte er häufig bemerkt, „daß jeder für sich weiterstürmte, so weit er konnte, an den Feind heran, von dem man nicht wußte, wo er eigentlich stände". Mehr und mehr drängt sich ihm dadurch die Überzeugung auf, daß die Millionenheere straff geführt werden müssen, daß die „Direktive" oder „Weisung" oft durch bindende Befehle ersetzt werden muß. Mit seiner ganzen Autorität setzt er sich für die Ausnutzung der neuzeitlichen technischen Nachrichtenmittel ein, weil er sich darüber völlig klar ist, daß nur mit ihrer Hilfe die weiten Räume moderner Kriegsschauplätze schnell und rechtzeitig durchmessen werden können. So wird er der Schöpfer einer selbständigen Telegrafentruppe. Er sah den „modernen Alexander", wie er auf einem bequemen Stuhle vor einem breiten Tische auf einer Karte das gesamte Schlachtfeld vor sich hat und „zündende Worte telefoniert", wie er mit Hilfe der neuzeitlichen Nachrichtenmittel die Meldungen der Erd- und Luftbeobachtung empfängt.

Und auch in allen anderen Fragen der Technik war Schlieffen ein durchaus moderner Mensch, der rastlos bestrebt war, ihre neuesten Errungenschaften auszunutzen. Er erkannte, daß der Verteidiger mehr, als es früher geschehen war, zum Spaten greifen werde und daß dadurch die schnelle Entscheidung, die er brauchte, wesentlich gehemmt werden würde. Deshalb war es sein Bestreben, die Angriffskraft der Truppe durch Erhöhung der artilleristischen Leistung zu steigern. Trotz zahlreicher Widerstände gelang es ihm, die Fußartillerie in den Verband des Feldheeres einzugliedern und sie wesentlich beweglicher zu machen. Er schuf damit die „Schwere Artillerie des Feldheeres", die mit der 15-cm-Haubitze und dem 21-cm-Mörser alle feldmäßigen Eindeckungen zu durchschlagen vermochte und damit die Voraussetzung schuf, befestigte Feldstellungen auch im Frontalangriff zu Fall zu bringen.

Schließlich steigerte er die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen für militärische Zwecke. Während sie bisher fast ausschließlich für den Aufmarsch des Heeres und den Nachschub ausgenutzt wurden, sah Schlieffen in ihnen ein hervorragendes Mittel, Kräfteverschiebungen von einem zum anderen Kriegsschauplatz durchzuführen. Sie wurden damit inniger mit der Führung der Operationen verknüpft und für den Schwächeren unentbehrlich, wenn es ihm darauf ankam, überraschend an irgendeiner Stelle eine Überlegenheit zu bilden.

*

Hindenburg

Seeckt

Bereits seit dem Jahre 1903 waren Kräfte am Werke, die Schlieffen beseitigen wollten. Er war den Epigonen unbequem, weil er die Dinge so ansah, wie sie waren, weil er rückhaltlos seiner berechtigten Sorge über Deutschlands sich ständig verschlechternde wehrpolitische Lage Ausdruck gab. Im August 1905 erlitt er beim Reiten einen Beinbruch und wurde während der nächsten beiden Monate durch den für ihn als Nachfolger ausersehenen General von Moltke vertreten. Als er am 26. Oktober anläßlich der Einweihung des Moltke-Denkmals wieder seinen Dienst antrat, erkannte er, daß sein Vertreter in ganz anderen operativen Anschauungen lebte. Hatte dieser doch in einer Verfügung an die Kommandierenden Generale es für besonders wichtig bezeichnet, daß Übungen in der „Vorbereitung und planvollen Durchführung des Frontalangriffes in großem Verbande" stattfänden, und vor einseitiger Bevorzugung der Umfassung gewarnt. Als Schlieffen in einer wundervollen Rede die Verdienste des verewigten Feldmarschalls würdigte, mag wohl bange Sorge um die Zukunft sein Herz beschlichen haben, mag er wohl voll Kummer und Schmerz bedauert haben, daß der Neffe das geistige Erbe des Siegers von Königgrätz, Metz und Sedan so wenig begriffen hatte. Er entwarf in dieser Rede nicht nur ein großartiges Bild der Taten des verewigten Feldmarschalls, sondern zeichnete ihn auch als das erhabene menschliche Vorbild, der „das Selbst und das Ich nicht kannte, der über alles, was uns an die eigene Person kettet, weit erhaben war", der „nicht für sich, für seinen Ehrgeiz, für seinen Ruhm" gekämpft und gearbeitet hatte. Auch Schlieffen hatte sein ganzes Leben hindurch die gleiche Selbstlosigkeit bewiesen und hütete damit in einer Zeit, in der das „Ich" mehr und mehr eine Rolle spielte, die seit Gneisenau bewährte Tradition des Generalstabes in reinster Gestalt.

Wenige Monate später erhielt er den Abschied. Gerade seine nächsten Mitarbeiter mögen wohl die Worte seiner Abschiedsrede von dem „unnütz gewordenen Knecht", dem „die Bürde abgenommen wurde, die zu tragen sein alternder Geist und sein morscher Körper nicht mehr vermochten", eigentümlich angemutet haben. Wußten sie doch, daß er noch wenige Wochen zuvor seine berühmt gewordene Denkschrift „Krieg gegen Frankreich" verfaßt hatte, welche die „in zweifelnder Brust" entstandenen Gedanken über dieses Problem in nie wieder erreichter Klarheit und Folgerichtigkeit wiedergab. Die Vorgänge, die zu seiner Verabschiedung führten, sind in Dunkel gehüllt. Der Reichskanzler Bülow hat in seinen Erinnerungen erklärt, daß er daran unbeteiligt sei. Trotzdem aber gewinnt man den Eindruck, daß der stete, besorgte Mahner unbequem geworden war, ganz besonders in jener Zeit, in der Rußland durch ostasiatischen Krieg und Revolution aktionsunfähig geworden war und die letzte Gelegenheit

ungenutzt verstrich, das nach Revanche dürstende Frankreich in seine Schranken zurückzuweisen.

So mußte Schlieffen wie einst Gneisenau auf der Höhe seines Schaffens in die Dunkelheit zurücktreten. Aber die bange Sorge um Deutschlands Sicherheit ließ ihn nicht zur Ruhe kommen und drückte ihm die Feder in die Hand, um dem heranwachsenden Führergeschlecht die Geheimnisse wahrer Feldherrnkunst aufzuzeigen. „Wollen wir Friedrich dem Großen, Napoleon oder Moltke glauben, so ist das, was einen Feldherrn ausmacht, nur durch Versenkung in die Vergangenheit, in die Geschichte, in die Feldzüge großer Meister zu erwerben." Er war zu der Erkenntnis gekommen, daß Generale wie Generalstab sich jetzt zu viel mit den Fragen der niederen Truppenführung befaßten und zu wenig den Gründen nachgingen, denen die großen Feldherren der Vergangenheit ihre Erfolge verdankten. So schreibt er seine Studien „Hannibal", „Friedrich der Große", „Gneisenau" und „Benedek". Er sucht dabei diese Männer rein menschlich und psychologisch zu verstehen, den Motiven ihres Handelns nachzugehen und jene verborgenen Umstände zu ergründen, die ihre Entschlüsse entscheidend beeinflußten. Er schreibt weiter seine umfassende Arbeit „Cannä", in der er den Vernichtungsgedanken, wie er in jener Schlacht, wie er bei Friedrich dem Großen, bei Napoleon und in den deutschen Einigungskriegen zum Ausdruck kommt, immer wieder herausstellt. Er schreibt schließlich seine Studien „Der Feldherr", „Der Krieg in der Gegenwart" und „Über die Millionenheere". Er zeichnet darin den Zukunftskrieg in den ungeheueren Ausmaßen, die der Kampf „Volk wider Volk" hervorruft, er zeichnet aber auch ungeschminkt die Lage, in die wir durch Englands Einkreisungspolitik hineingeraten waren — und zieht sich die Mißbilligung des offiziellen Deutschlands und fast der ganzen Presse zu. Man erblickt in ihm nur den Schwarzseher, der überflüssigerweise alles grau in grau malt.

Und doch war dem nicht so! Denn Schlieffen hat sich in diesen Schriften nicht darauf beschränkt, mit klarem Wirklichkeitssinn die Dinge so zu sehen, wie sie waren. Er hat auch Mittel und Wege gesucht, um diesen unvermeidlichen Kampf gegen die Übermacht siegreich zu bestehen. Sein einsamer, willensstarker Geist findet diese Mittel vornehmlich in der Seele des Feldherrn. Deshalb sind diese Schriften zugleich ein Selbstbekenntnis, das Wesen und Charakter des großen Mannes nach jeder Richtung erkennen läßt.

So wollen wir uns denn noch zum Schluß in diese Gedankenwelt Schlieffens vertiefen und mit seinen Anschauungen über Politik und Kriegführung beginnen. Er weist darauf hin, daß die den Koalitionen innewohnende Schwäche für den Kämpfer gegen die Übermacht einen Vorteil in sich schließt.

Bei seiner Darstellung des Siebenjährigen Krieges hebt er dieses Moment immer wieder hervor und belegt es mit den Worten des Großen Königs, die dieser am Schluß des Jahres 1758 schreibt: „Diese so überlegenen Kräfte, diese aus allen vier Ecken der Erde gegen uns losbrechenden Nationen, was haben sie erreicht? ... Einer hat sich auf den anderen verlassen. Daher die Lässigkeit in ihren Bewegungen, diese Langsamkeit in der Ausführung ihrer Pläne." Das ist ihm eine Bestätigung für seine Auffassung, daß es im Kampfe gegen eine überlegene Koalition darauf ankommt, frühzeitig einen der Gegner vernichtend zu schlagen durch Vereinigung möglichst starker Kräfte gegen ihn auch unter rücksichtsloser Entblößung der anderen Fronten.

Wir haben bereits gesehen, wie lange Schlieffen mit dem Gedanken gerungen hat, ob nicht doch vielleicht die Verletzung der belgischen Neutralität vermeidbar sei. Er studierte diese Frage eingehend an Hand der Lage Friedrichs des Großen 1756. Alle politischen Nachteile, die der Entschluß zum Einmarsch in das neutrale Sachsen für ihn nach sich ziehen mußte, führte er, ohne zu beschönigen, an, auch den, daß das Ausland ihn „zum allgemeinen Feind der Menschheit stempeln würde, den man teilen, unterdrücken und fressen müsse". Und doch hält er diesen Entschluß für den einzig richtigen, weil das Objekt, welches Friedrich schützen wollte: Schlesien, durch das damalige Sachsen fast völlig vom Hauptteil des preußischen Staates abgetrennt war. Ohne den Besitz Sachsens war daher eine erfolgreiche Operation gegen Österreich unmöglich. Es handelte sich hier um Sein oder Nichtsein des preußischen Staates, der durch die große Koalition drohte zermalmt zu werden. Es handelte sich um einen reinen Akt der Notwehr. In Schlieffens Überlegungen spielte Belgien die gleiche Rolle wie damals Sachsen. Ohne seinen Besitz war es unmöglich, den gefährlichsten unserer Gegner entscheidend aus dem Felde zu schlagen, war es unmöglich, aus unserer verzweifelten Lage herauszukommen. Moralisch fühlte er ebenso wie einst der Große König keinerlei Schuld, weil die Rettung des Vaterlandes ihm oberstes Gesetz war.

Das, was der gegen eine Übermacht kämpfende Feldherr vor allem nach Schlieffens Ansicht besitzen muß, ist eine nimmermüde Initiative. Er müsse, solange es irgend möglich sei, selbst die Operationen bestimmen und dürfe „nicht in passiver Aufstellung abwarten, was der Feind über ihn beschlossen habe". Freilich könne das nur ein Feldherr, der von einem festen Vertrauen in sein eigenes Können, von einem hohen Selbstbewußtsein erfüllt sei, der in seiner Brust die leidenschaftliche Kampflust des Helden fühle.

Schlieffen folgert weiter aus der Kriegsgeschichte, daß man auch heute noch alles daransetzen müsse, die Kriege „kurz und vif" zu führen. Friedrich der

Große habe mit Recht befürchtet, daß sein Heer im Laufe eines längeren Krieges mehr und mehr den festen Zusammenhalt — die „formidable Haltung" — wie er es nannte — verlieren werde. Mit Recht habe der König den Ausspruch getan: „Jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes sein!" Schlieffen wendet diesen Gedanken auf unsere Zeit an und meint, wenn es nur gelänge, einen Feind nach dem anderen ein Stück zurückzudrängen, würden die Gegner sich bald wieder erholen und von neuem angreifen. Daraus müsse sich ein „Hinundherziehen der deutschen Streitkräfte" von einem zum anderen Kriegsschauplatz ergeben, eine „Art Kriegführung, die auf die Dauer zur gänzlichen Aufreibung des deutschen Heeres führen müsse". Deshalb sei es notwendig, jeden Schlag so vernichtend zu gestalten, daß der betroffene Gegner gänzlich oder wenigstens für längere Zeit ausfiele.

Wie dies zu erreichen ist, schildert Schlieffen an der Hand zahlreicher Entscheidungsschlachten der Kriegsgeschichte, und mit besonderer innerer Begeisterung am Beispiel von Leuthen: wie der König nicht die formidable Stellung des weit überlegenen Feindes in der Front angreift, sondern sein Heer überraschend in die Flanke des Gegners vorführt, wie dieses Heer mit „einer den modernen Strategen unheimlichen Geschwindigkeit" — meint er sarkastisch — aufmarschiert und dann in unaufhaltsamem Siegeslaufe den Flügel des Feindes überrennt. Es ist der Cannä-Gedanke, den Schlieffen von den Zeiten Hannibals bis zu denen Moltkes vor dem Auge des Lesers immer wieder in neuer Form entstehen läßt.

Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß Schlieffen den Kampf gegen die Übermacht für aussichtslos gehalten hätte, wenn sich der erste große Schlag nicht für den Gegner vernichtend gestaltete. Mit besonderer Betonung weist er darauf hin, daß, als Friedrichs böhmischer Feldzug 1757 mit einem großen Mißerfolg endete, der König es trotzdem verstand, den Krieg siegreich zu Ende zu führen. Aber es gehören Standhaftigkeit, seelischer Gleichmut und unerhörte Willensstärke dazu, einen solchen Kampf zu bestehen. Deshalb verweilt Schlieffen bei seiner Darstellung des Siebenjährigen Krieges ganz besonders dort, wo die Überzahl der Feinde den König fast zu erdrücken scheint, wo er vorübergehend keinen Ausweg mehr sieht als den freiwilligen Tod. Alle seine Worte zitiert er, die uns in die wahre Seelenstimmung des Unterlegenen versetzen sollen. „Das heißt nicht leben, sondern vielmehr tausendmal täglich sterben ... Dauert der Krieg fort, so sehe ich meinen Untergang vor Augen." Da ist nichts von Hurrastimmung. Da ist nur bohrende Verzweiflung. Und doch zeigt Schlieffen, wie sich der König immer wieder davon frei macht, wie er

es nie über sich gewinnt, seinen Untergebenen gegenüber Schwäche an den Tag zu legen. Schlieffen findet das Motiv, aus dem heraus der König diese unerhörte Willenskraft aufbringt, in seinem nationalen Ehr- und Verantwortungsgefühl, das ihn nach dem Siege von Roßbach die Worte sagen läßt: „Nun kann ich in Frieden in das Grab sinken, nachdem die Ehre meiner Nation gerettet ist. Wir können unglücklich sein, aber wir können nicht ehrlos sein."

Schlieffen schildert weiter am Beispiel des Großen Königs, wie er es versteht, höchste Leistungen aus seinen Untergebenen herauszuholen: wie er diese bei Zorndorf am Ehrgefühl packt: „Meine Devise ist siegen oder sterben. Und wer nicht ebenso denkt, soll nicht über die Oder gehen, sondern sich zu allen Teufeln scheren!", wie er pflichtvergessene Generale rücksichtslos bestraft, wie er „jeden Offizier, der Gesichter schneidet und sagt, es sei alles verloren", mit Kassation und Festung bedroht. Schlieffen will damit zeigen, daß der Verkehr mit Untergebenen in den furchtbaren Krisen des Kampfes gegen die Übermacht sich anders abspielt als in ruhigen Friedenszeiten.

Und doch kommt Schlieffen zu dem Schluß, daß neben der harten und gebieterischen Seite der großen Feldherren doch der Zauber ihrer Persönlichkeit in weit höherem Maße auf ihre Untergebenen wirkte, daß gerade im schwersten Unglück diese Männer eine geheimnisvolle Macht ausstrahlen, die alle wie mit unsichtbaren Banden an sie kettet. Schlieffen schildert die wunderbare Wirkung, die Friedrichs berühmte Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen auf seine Offiziere ausübt, erzählt, wie der König abends durchs Lager reitet und mit seinen Grenadieren spricht, wie diese von Gewaltmärschen erschöpften Leute den König in seiner Not noch zu trösten suchen. Er zeigt, wie die ungeheuere sittliche Kraft dieses Mannes unsichtbar neue Kräfte in seinen Untergebenen entstehen ließ.

Diese geheimnisvolle Macht des großen Feldherrn wirkt im umgekehrten Sinne auch auf seine Feinde. „Die ganze gegen Friedrich anmarschierende Welt", sagt Schlieffen, „... hat bei der Nachricht von Prag betroffen haltgemacht, als wäre ihr der Atem ausgegangen." Ja es tritt sogar der allen Gesetzen der Logik ins Gesicht schlagende Fall ein, daß nach der vernichtenden Niederlage Friedrichs bei Kunersdorf der Russe sich zurückzieht und weder Österreicher noch Schweden noch Reichsarmee vorzugehen wagen. Man scheut sich, mit jenem unheimlichen Manne erneut anzubinden, der in jener entsetzlichen Schlacht bis in die Dunkelheit hinein nur angriff und immer wieder angriff. „Zwei Monate nach Kunersdorf", schreibt Schlieffen, „hatten die Sieger, verfolgt von den Besiegten, die preußischen Lande geräumt." So tritt

bei Friedrichs Gegnern allmählich ein Zustand der Hoffnungslosigkeit ein. „Man fängt an, die Überzeugung zu gewinnen, daß man mit diesem Gegner doch nicht zu Ende kommen werde ... Keiner konnte sich der ‚peur extrême qu'on a du roi de Prusse' mehr erwehren."

Mit dieser Schilderung werden alle die, die mit der Persönlichkeit Schlieffens nur den Begriff tiefgründigen historischen Wissens und unerbittlich strenger Logik verbinden wollen, widerlegt. Wir sehen hier, daß er den ins Transzendente gehenden unfaßbaren und geheimnisvollen Kräften in der Brust des Feldherrn, die oft aller logischen Berechnung spotten, eine entscheidende Bedeutung beimißt. In seiner Studie „Der Feldherr" spricht er es offen aus: nur derjenige Führer sei fähig, einen stärkeren Gegner niederzuwerfen, den „etwas Übermenschliches, Überirdisches, nenne man es Genie oder wie man will, durchdringe. Der Feldherr, der die Übermacht besiegen will, muß „an seine höhere Mission" glauben.

*

So hat Schlieffen am Ende seines Lebens in der Kriegsgeschichte eine Bestätigung dessen gefunden, was er als Chef des Generalstabes auf Grund reicher Erfahrungen gelehrt hatte. Der deutsche Offizier hat seine Aufsätze und Bücher voll Begeisterung gelesen, aber nur wenige ahnten dabei, daß sie eine so aktuelle Bedeutung hatten, daß wenige Jahre später die harte Hand der Tatsachen ihre Richtigkeit beweisen sollte. Als die Preußische Kriegsakademie im Jahre 1910 ihr hundertjähriges Bestehen feierte, nahm Schlieffen noch einmal Gelegenheit, ihre Hörer zu ermahnen, doch ja die Lehren der Kriegsgeschichte nicht zu vernachlässigen, in denen sich „auf dem Grunde die Erkenntnis findet, wie alles gekommen ist, wie es kommen mußte und wie es wieder kommen wird". Ein Jahr später verlieh der Kaiser dem größten Soldaten seiner Zeit den Rang eines Feldmarschalls. Äußerlich hatte der Achtundsiebzigjährige damit die höchste Stelle der militärischen Laufbahn erreicht, aber in seinem Innern ließ ihn die Sorge um Deutschlands Zukunft nicht zur Ruhe kommen. Darin liegt die große Tragik seines Lebens. Auch Scharnhorst, einem anderen Wegbereiter, blieb es versagt, das Kommando zu führen; aber er sah noch die Morgenröte der Befreiung. Schlieffen rang bis zu seinem Tode mit sich über den Weg, der Deutschland in dem bevorstehenden Kampf zum Siege führen sollte. Aber niemand bediente sich seines Rates.

Am 4. Januar 1913 verschied er. „Macht mir den rechten Flügel stark!" waren seine letzten Worte. Sie klangen, als wolle er alle Halbheit und Verschwommenheit seiner Zeit mit einer letzten Kraftanstrengung aus den Seelen verbannen.

*

Anderthalb Jahre später kam die harte Prüfung, mit der Schlieffen seit Jahrzehnten gerechnet hatte. Die Epigonen versagten, weil sie seinem Geiste untreu geworden waren. Was sie der Minute ausschlugen, konnten spätere nie dagewesene Anstrengungen nicht wieder gutmachen. Und doch wird Schlieffens Arbeit für unser Heer und Volk nicht vergebens gewesen sein, wenn sein Geist in uns wieder neu ersteht und uns antreibt, seine Gedanken unter den veränderten Verhältnissen der Gegenwart weiterzuentwickeln. Nicht darauf kommt es an, zu grübeln, wie es gekommen wäre, wenn Schlieffen 1914 die Operationen geführt hätte, sondern darauf, daß wir die Gesamtheit seiner unvergleichlichen Persönlichkeit zu erfassen suchen in ihrer Tiefgründigkeit, Willensstärke und Arbeitsfreudigkeit, in ihrer Verbindung von höchstem Können und höchstem Menschentum. Wenn dies dem heranwachsenden Führergeschlecht gelingt, wird es den schweren Aufgaben der Zukunft gewachsen sein.

# Hindenburg[1]

Wohl selten ist ein Mann nach Vollendung der begrenzten Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte, noch im hohen Greisenalter zum Gestalter deutschen Schicksals geworden. Als der General der Infanterie von Hindenburg im Jahre 1911 nach sechsundvierzigjähriger Dienstzeit in den wohlverdienten Ruhestand trat, hatte er nach menschlichem Ermessen seine Pflichten dem Staate gegenüber erfüllt. Eine neue Generation war herangewachsen, die in vieler Hinsicht anders dachte als die im einfachen, harten Stile Wilhelms I. erzogenen Männer, zu denen er gehörte. So verzichtete man 1914, als der ausbrechende Krieg ganz Deutschland zu den Waffen rief, zunächst auf seine Dienste. Ein gnädiges Schicksal hat es gewollt, daß man sich seiner in höchster Not doch noch erinnerte. Ein gnädiges Schicksal hat damit einen Mann an entscheidende Stelle gerückt, der in sich eine vergangene große Zeit verkörperte.

Hindenburgs Persönlichkeit ist Ruhe und Geschlossenheit, ist Würde und Volkstümlichkeit zugleich. Er gehörte zu jenen großen Deutschen, an die in schwerster Not sich die Hoffnung des Volkes immer wieder von neuem klammerte; selbst seine Gegner brachten ihm fast ausnahmslos Achtung entgegen. So strahlte sein Wesen ein einigendes, Gegensätze ausgleichendes Fluidum aus, das sich gerade in den härtesten Zeiten von Krieg und Revolution bei der Überwindung von Krisen wohltuend bemerkbar machte. Bei oberflächlicher Betrachtung kann eine derartige Haltung als Mangel an Gestaltungskraft erscheinen. Und doch birgt diese „vis temperata" der Alten in sich die Eigenschaft, daß sie sich der Gunst der Götter erfreut. Den Ursachen für Hindenburgs Erfolge kann man nur näherkommen, wenn man sich mit dieser Grundhaltung seines Wesens vertraut macht.

Hindenburg war in erster Linie Soldat. Er hatte das Soldatische erb- und erziehungsmäßig als etwas Selbstverständliches erworben. Spartanisch einfache Lebensweise, Pflichttreue bis ins kleinste und ein im preußischen Königtum verwurzeltes Nationalbewußtsein hatte er bereits als Kadett von seinem

[1] Aus „Gestalter deutscher Vergangenheit". Herausgegeben von P. R. Rolsden, Berlin. Sanssouci-Verlag 1937.

elften Lebensjahre an als wichtigste Lebensideale angesehen. Die höchste soldatische Tugend: die Tapferkeit hatte er dann als junger Offizier bei Königgrätz, bei St. Privat und Sedan persönlich zu beweisen Gelegenheit gehabt. Von Jugend an lebte in ihm aber auch ein edles Streben, seinen Beruf in geistiger Richtung zu durchdringen. Er besucht die Kriegsakademie, er wird in den Generalstab versetzt, er durchläuft hier alle wichtigeren Dienststellungen einschließlich der eines Lehrers an der Kriegsakademie. Zwischendurch beweist er seine Tüchtigkeit auch im Truppendienst als Kompaniechef und Regimentskommandeur. Schließlich erreicht er die höchste und ehrenvollste Stellung im Heere, die des Kommandierenden Generals, in der es ihm vergönnt ist, acht volle Jahre als Erzieher und Ausbilder zu wirken.

Die einprägsame, stets wohlwollende und vornehme Art, mit der er dieses hohe Amt versah, verschaffte ihm die Verehrung und Liebe seiner Untergebenen. Aber auch der geistige Inhalt seines Wirkens muß an höchster Stelle bekannt gewesen sein. Soll er doch nach dem Ausscheiden Schlieffens Ende 1905 und bei der Ernennung eines neuen Kriegsministers 1909 als Nachfolger in Betracht gezogen worden sein.

Wer das Wesen militärischer Erziehung der Schule Moltkes und Schlieffens kennt, weiß, daß es in zwei Forderungen gipfelt: dem klaren Wirklichkeitssinn und dem Blick für das Wesentliche. Diese Geisteshaltung war vor dem Weltkriege nicht mehr überall in Deutschland zu Hause. Auf dem Gebiete der Politik fehlte sie fast völlig. Hindenburg lebte ganz in dieser Denkweise. Sie veranlaßte ihn immer, die Dinge mit praktischem Blick so zu sehen, wie sie in Wirklichkeit lagen. Sie verhinderte ihn, sich in Wunschträumen zu ergehen, die den Boden realen Denkens verließen. Sie war vielleicht nicht geeignet, durch geniale Ideen die Welt aus den Angeln zu heben, sie gab dafür aber die Gewähr, daß kein Entschluß gefaßt wurde, der außerhalb des Wahrscheinlichen lag. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Denkweise nur dann zum Entschluß gelangt wäre, wenn die Sicherheit des Gelingens gegeben war. Im Gegenteil, oft war das eingegangene Risiko recht groß, oft stand der Erfolg auf des Messers Schneide, aber fast ebensooft wurde das erstrebte Ziel erreicht. Ob durch gründliche und tüchtige Vorbereitung oder durch das, was man „Soldatenglück" nennt, wer wollte es in jedem Falle entscheiden?

Auch der Blick für das Wesentliche war seit der Entwicklung eines sich immer weiter verzweigenden Spezialistentums unter unseren führenden Männern der Vorkriegszeit nicht besonders verbreitet. Hindenburg hatte sich diese Fähigkeit auf militärischem Gebiet durch gründliche Beherrschung seines Fachs angeeignet. Er war aber, je höher er stieg, in seine neuen Stellungen

wirklich hineingewachsen dadurch, daß er sich den Kopf frei hielt von Nebensächlichkeiten, daß er seinem großen Mitarbeiter Ludendorff freie Hand ließ und sich nur mit den Dingen belastete, auf die es im großen ankam. Man könnte ihn hierin mit dem Feldmarschall Blücher vergleichen, der ebenfalls Gneisenaus Feldherrngenie frei walten ließ. Dennoch trifft dieser Vergleich in doppelter Hinsicht nicht zu. Hindenburg besaß nicht die fortreißende Impulsivität des alten Blücher, wohl aber verfügte er in weit höherem Maße als dieser über Vorbildung und Urteilsfähigkeit in allen operativen Fragen. Auf politischem Gebiet freilich fehlte ihm die Erfahrung. Er war daher von den jeweils führenden Politikern bis zu einem gewissen Grade abhängig. Das schloß freilich nicht aus, daß er oft in großen entscheidenden Augenblicken frei von enger traditioneller Gebundenheit stets das tat, was er im Interesse des Vaterlandes für richtig hielt. Es sprach daraus eine große innere Freiheit, die aus einem starken Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Vaterlande entsprang. So fest er im monarchischen Gedanken wurzelte, so schmerzlich er den Prestigeverlust dieses Gedankens im Kriege empfand, so zauderte er nicht, sich dem Vaterlande weiter zur Verfügung zu stellen, nachdem dieser Gedanke sich als nicht mehr fähig erwiesen hatte, den Zusammenhalt der Wehrmacht und damit des Reichs zu garantieren. Der gleiche Vorgang wiederholte sich dann 1925, als er die Hoffnung gewonnen hatte, daß seine Person im Durcheinander des Parteigetriebes einer nationalen Majorität zum Siege verhelfen könne. Auch hier tritt sein Blick für das Wesentliche hervor: Das Reich, das Vaterland sind ihm alles; die Regierungsform, die Partei stehen für ihn erst in zweiter Linie.

So kann man wohl sagen, daß Hindenburg den vaterländischen Gedanken, der einst in den Jahren 1813–15 und 1870/71 unser Volk zu höchsten Leistungen und ungeahnten Erfolgen geführt hatte, zu neuem Leben erweckt hat. Unter Wilhelm I. hatte die Bindung an die Person des Monarchen und an das neu geeinte Vaterland in ausgeglichener Form nebeneinander bestanden. Nach seinem Tode war dagegen — nicht zum Besten des monarchischen Systems — die Person des Kaisers auf Kosten des vaterländischen Gedankens allzusehr in den Vordergrund getreten. Sehr viele staatserhaltende Elemente verloren daher, als Wilhelm II. abdankte, jeden inneren Impuls zu weiterer Arbeit für den Staat. Hindenburg verlangte von jedem Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Vaterlande und brachte damit vielen Ratlosen und Verzweifelten neuen Lebensinhalt. Dieser unerschütterliche Glaube an den Fortbestand des Reichs ist es wohl auch, der dem Feldmarschall in allen Krisen immer wieder neue Kraft verlieh, der sich von ihm übertrug auf weite Kreise des deutschen Volkes.

Hindenburgs Leistung im Weltkriege kann in ihrer Bedeutung nur richtig beurteilt werden, wenn man sich vergegenwärtigt, in welch gefahrvoller Lage sich Deutschland befand, nachdem sich Rußland vom ostasiatischen Krieg und der Revolution von 1905 wieder erholt hatte. Seit 1909 hatte es unter dem Kriegsminister Suchomlinow mit französischem Gelde seine Rüstungen in einem unerhörten Ausmaße verstärkt. Die Friedensstärke der Armee war auf 1,3 Millionen angewachsen und übertraf gemeinsam mit der des verbündeten Frankreich die Friedensstärke der Heere Deutschlands und Österreich-Ungarns um das Doppelte. Eine Reihe neuer Bahnlinien war geschaffen worden, die eine weit schnellere Durchführung des Aufmarsches an der Westgrenze ermöglichten. Die Armee war modern ausgerüstet und hatte aus dem ostasiatischen Kriege viele praktische Erfahrungen gesammelt. Im Gegensatz dazu war das österreichisch-ungarische Heer durch Kürzung der aktiven Dienstzeit und unzureichende Ausrüstung stark im Rückstande. Und auch wir hatten leider der uns von Osten drohenden Gefahr durch die Heeresvorlage von 1911 viel zu spät Rechnung getragen. Der deutsche Feldzugsplan wollte zunächst im Westen gegen das französische Heer einen entscheidenden Schlag führen. Wenn dieser aber gelingen sollte, mußten unsere Kräfte im Osten auf ein Mindestmaß beschränkt werden. So stand bei Kriegsbeginn der 8. Armee in Ostpreußen eine mehr als doppelte russische Überlegenheit gegenüber, die posensche und schlesische Grenze war so gut wie völlig ungeschützt. Das österreichische Heer in Galizien war zahlenmäßig ebenfalls nicht in der Lage, auf die Dauer allein die Monarchie zu schützen, weil ein beträchtlicher Teil auf dem serbischen Kriegsschauplatz eingesetzt war. Im ganzen betrachtet war daher die Ostfront der Mittelmächte aufs schwerste gefährdet. Wenn nicht bald ein entscheidender Sieg im Westen errungen wurde, mußte im Osten eine Katastrophe eintreten, mußte zum mindesten das Land bis zur unteren Weichsel und bis zu den Karpaten vom Gegner überflutet werden.

Die Krisis verschärfte sich Mitte August dadurch, daß das Oberkommando der in Ostpreußen stehenden 8. Armee nicht glücklich operierte. Die Armee mußte nach ihrem nicht zu Ende geführten Angriff auf die russische Armee Rennenkampf bei Gumbinnen zurückgehen. Die Oberste Heeresleitung gewann den berechtigten Eindruck, daß dieser Rückzug angesichts der gleichzeitig vom Narew her vorgehenden russischen Arme Samsonow bis hinter die Weichsel fortgesetzt werden würde. Damit wäre Ostpreußen und ein beträchtlicher Teil Westpreußens dem plündernden Gegner überlassen worden. Ob es später gelingen würde, das verlorene Gebiet wiederzuerobern, erschien mehr als zweifelhaft. In dieser höchsten Not wurde Hindenburg und Ludendorff das Kom-

mando über die 8. Armee übertragen. Sie griffen die Armee Samsonow unter doppelseitiger Umfassung an und errangen bei Tannenberg einen der größten Vernichtungssiege der Weltgeschichte. Fast 100 000 Gefangene und 350 Geschütze waren die Beute. Die Größe dieser strategischen Leistung tritt erst ins hellste Licht, wenn man bedenkt, daß die zuvor siegreiche Armee Rennenkampf den Rücken der Deutschen während der Schlacht unmittelbar bedrohte. Die ruhige Zuversicht Hindenburgs in sein und seiner Mitarbeiter Können, sein Glaube an die Überlegenheit des deutschen Soldaten und an sein eigenes Soldatenglück führten ihn über alle Krisen dieser aufregenden Tage hinweg.

Kaum ist der Sieg errungen, wendet sich Hindenburg gegen Rennenkampf, um auch ihm an den Masurischen Seen einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Obwohl es dem Russen gelang, durch schnellen Rückzug hinter den Njemen sich einer Niederlage zu entziehen, so erlitt er doch auch hier schwere Verluste und war auf längere Zeit lahmgelegt. Damit war die Befreiung Ostpreußens vollzogen.

Mittlerweile aber hat die deutsche Westoffensive in der Marneschlacht ihr tragisches Ende gefunden. Auf Hilfe von dort ist daher vorläufig nicht zu rechnen. Hinzu kommt, daß das österreichisch-ungarische Heer in Galizien gegen den überlegenen Russen schwerste Einbußen erlitten hat und sich in vollem Rückzug befindet. Es bedarf dringend unmittelbarer Unterstützung, soll es nicht zusammenbrechen. Hindenburg und Ludendorff verlegen jetzt schnell entschlossen die Masse ihrer Kräfte nach Oberschlesien und greifen durch Südpolen den Russen an, der die Nordflanke der Österreicher zu umfassen sucht. Dieser läßt von den Österreichern ab, wirft sich aber mit großer Überlegenheit südwestlich Warschau den Deutschen entgegen. Hindenburg muß nach Oberschlesien ausweichen. Die russische „Dampfwalze" steht in Westpolen bereit, den Marsch durch das so gut wie ungeschützte Posen auf Berlin anzutreten. Da fassen Hindenburg und Ludendorff einen neuen ganzen Entschluß. Sie wollen sich nicht dem Gegner frontal vorlegen, sie wollen vielmehr jetzt den Nordflügel des Feindes von Thorn her anpacken, umfassen und schlagen, um so die drohende Offensive im Keim zu ersticken. Das Ziel, das hier erstrebt wurde, dem Gegner ein zweites Tannenberg zu bereiten, wurde freilich nicht erreicht. Zu spät entschloß sich die OHL., die dazu notwendigen Kräfte aus der hoffnungslosen Ypernschlacht im Westen herauszunehmen und Hindenburg zur Verfügung zu stellen. Immerhin wurde dem Gegner die Lust an einer Offensive nach Deutschland hinein endgültig genommen.

Inzwischen hat sich aber die russische Njemenarmee erholt und bedroht aufs neue Ostpreußen. Hindenburg greift sie im Februar 1915 in der Winterschlacht

in Masuren an und wirft sie unter schwersten Verlusten auf ihre Ausgangsstellung zurück. Damit geht hier wie in Polen der Kampf in den Stellungskrieg über.

Wenn man das Ergebnis dieser ersten Periode des Krieges im Osten zusammenfaßt, so ist es die Tatsache, daß der deutsche Lebensraum vor einer russischen Invasion endgültig gesichert ist. Dies ist eine der größten Leistungen operativer Führungskunst, die die Geschichte aufzuweisen hat. Hindenburg erscheint jetzt dem deutschen Volke als der Retter des Ostens, als der traditionelle Nachfahre jener alten Herrenmeister, unter denen seine Vorfahren sich der gleichen vaterländischen Aufgabe einst unterzogen hatten. Seiner Truppen bemächtigt sich ein ausgesprochenes Überlegenheitsgefühl gegenüber dem Russen, ein unbändiger Siegeswille, der neue große Erfolge erwarten läßt.

Die ständig schwieriger werdende Lage der Österreicher und Ungarn in den Karpaten machte es notwendig, ihnen im Frühjahr 1915 erneut deutsche Hilfe zu schicken. Die OHL. beschloß, mit diesen Kräften den Feind aus Galizien zu vertreiben. Hindenburg-Ludendorffs Pläne gingen weiter. Sie wollten durch gleichzeitigen Angriff von Ostpreußen her die in Polen stehenden russischen Heeresteile in die Zange nehmen, ihnen den Rückzug abschneiden und sie vernichten. Sie wollten damit den Krieg im Osten mit einem großen entscheidenden Schlage beenden. Es ist fraglich, ob bei der dauernd gespannten Lage im Westen hierzu ausreichende Kräfte zur Verfügung standen. Nachdem durch den großen Sieg bei Gorlice (2. Mai 1915) die russische Front ins Rollen gekommen war, drängten beide Feldherren erneut immer auf dieses Ziel hin. Aber Falkenhayn zweifelte mit einer gewissen Berechtigung an der Möglichkeit eines entscheidenden Schlages, weil der Russe dank der Weite seines Operationsraumes sich diesem werde entziehen können. So kam es nur zu einem mehr oder weniger frontalen Zurückdrängen des Gegners freilich bis tief ins Innere seines Reichs: ein Kompromiß zwischen beiden Ansichten. Hindenburg erwuchs nun die schwierige Aufgabe, einem noch kampfkräftigen Feind gegenüber mit einem Mindestmaß an Truppen und gestützt auf endlos lange Nachschublinien die gewonnenen Stellungen zu halten. Auch diese Aufgabe wurde unter schweren Krisen gelöst.

Im Februar 1916 wurde die Entlastungsoffensive der Russen bei Postawy blutig abgewiesen, im Sommer gelang es, den großen Durchbruch Brussilows durch die österreichische Front bei Luzk zum Halten zu bringen. Hier gab Oberost die letzte Reserve her. Es ist bezeichnend, daß man diese allerschwerste Krise der Ostfront nur dadurch meistern konnte, daß man Hindenburg zum Oberbefehlshaber über die ganze Front ernannte. Sein ruhmreicher Name

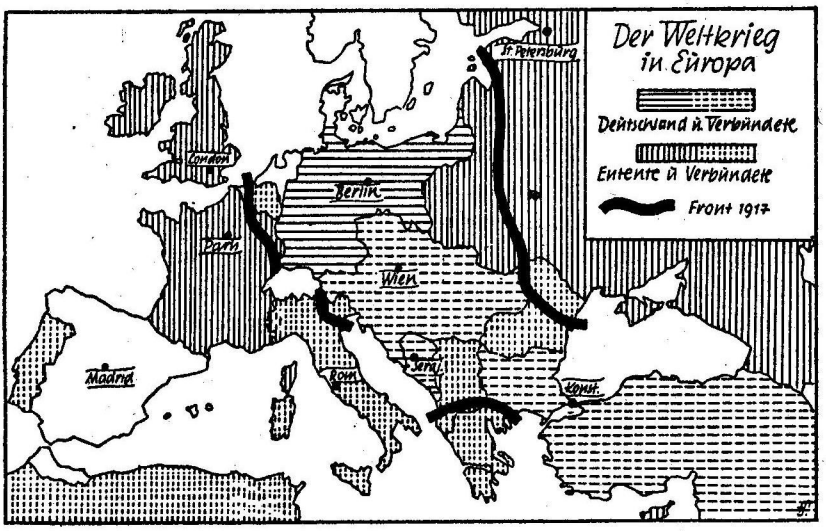
gab auch unseren Bundesgenossen neue Zuversicht. Erst im Frühherbst wurde der gewaltige Angriff abgeschlagen. Hindenburg-Ludendorff hatten das Unmögliche möglich gemacht. Sie hatten eine neue Front gebildet, in der das mit deutschen Truppen untermischte österreichisch-ungarische Heer sich reorganisieren konnte.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß dem Neunundsechzigjährigen nach dieser Zeit unerhörter Spannung etwas Ruhe beschieden gewesen wäre. Doch dem war nicht so. Die OHL. sah sich in diesem Augenblick vor einer derart schwierigen Lage, daß sie sie nicht mehr zu meistern vermochte: die Verdunoffensive war unter schwersten Verlusten gescheitert, die Österreicher in die blutigen Isonzoschlachten verstrickt, die Ernährung und Kriegsproduktion der Heimat wurde immer unzureichender und stockender. Da tritt Rumänien in die Reihe unserer Gegner (August 1916). Siebenbürgen ist völlig ungeschützt, dem neuen Gegner ist es ein leichtes, den Südflügel unserer Ostfront aufzurollen und dadurch den baldigen Zusammenbruch der Donaumonarchie zu erreichen. In dieser Not richten sich alle Blicke auf Hindenburg. Er ist seit langem der Nationalheros, und jedem Einsichtigen ist es klar, daß eine Katastrophe unausbleiblich ist, wenn jetzt nicht endlich das Schicksal der Mittelmächte verantwortlich in seine und seines großen Mitarbeiters Hände gelegt wird.

Es ist erstaunlich, zu sehen, in welch kurzer Zeit nach Übernahme des Oberbefehls die Krisis behoben ist. Unter härtester Anspannung aller Fronten werden ausreichende Kräfte bereitgestellt. Der Rumäne wird gleichzeitig von Norden und Süden angegriffen. In wunderbarer Folgerichtigkeit werden die weit voneinander operierenden Kräfte der vier Verbündeten zur entscheidenden Wirkung gebracht; der Gegner wird völlig geschlagen, seine Hauptstadt Bukarest besetzt und seine reichen wirtschaftlichen Hilfsquellen den Mittelmächten dienstbar gemacht.

Hindenburg wie Ludendorff sahen diesen Feldzug freilich nur als eine aus der Not geborene Episode an. Sie waren der Überzeugung, daß der Krieg nur dann siegreich beendet werden konnte, wenn es gelang, auf dem westlichen Kriegsschauplatz einen entscheidenden Sieg zu erringen. Sie waren sich aber auch darüber im klaren, daß dies gewaltiger Vorbereitungen unsererseits bedürfe. Es galt, nicht nur überlegene Kräfte dazu verfügbar zu machen, sondern diese Kräfte auch in möglichst vollkommener Weise technisch auszustatten. So bildete das ganze Jahr 1917 eine Vorbereitungszeit: Im Westen wird die Stellung verkürzt, werden die Truppen zu einer Kräfte schonenden Abwehr erzogen. Mit dieser Methode werden mehrere Großangriffe der Franzosen

und Engländer erfolgreich abgeschlagen. Weiter aber wird die heimische Technik, Industrie und Landwirtschaft zu höchster Anstrengung mit Hilfe des „Hindenburgprogramms" angespornt. Auch hier zeigt sich, daß man zur Erreichung des Ziels der werbenden Kraft des volkstümlichen Helden nicht entraten kann. Wenn das Hilfsdienstgesetz in der Form, wie es der Reichstag annahm, dazu beitrug, die innere Zersetzung zu vermehren, so ist das nicht Schuld der OHL., weil sie vom Reichskanzler Bethmann in völlig unzureichender Weise unterstützt wurde. Es war daher nur zu berechtigt, daß Hindenburg-Ludendorff seinen Rücktritt erzwangen. Freilich brachte dies auch einen starken Prestigeverlust für den Kaiser, ohne daß es gelang, einen besseren Nachfolger an Bethmanns Stelle zu setzen.




Die allgemeine Lage verschlechterte sich weiter für die Mittelmächte dadurch, daß nach Erklärung des uneingeschränkten Ubootskrieges im Februar 1917 die Vereinigten Staaten in die Reihe unserer Gegner traten. Auch die alsdann ausbrechende russische Revolution, die in erster Linie durch Hindenburgs Siege vorbereitet war, befreite uns nur zum Teil von dem Druck im Osten. Da der Friede zu Brest (3. März 1918) nur durch den Einmarsch in die Ukraine erzwungen werden konnte, da man auch das Baltikum und Finnland vor dem Bolschewismus bewahren zu müssen glaubte, blieben starke deutsche Kräfte im Osten festgelegt, die zur Entscheidung im Westen fehlten.

Auch hier wurde Hindenburg nicht in zielbewußter Weise von einer politischen Leitung unterstützt, die auf eine Beschränkung unserer Expansion im Osten hinzuwirken versucht hätte. Freilich ist zuzugeben, daß die schlechte Ernährungslage Österreich-Ungarns und die daraus entspringenden hochverräterischen Bemühungen Kaiser Karls dringend eine Erleichterung der Lage unseres Bundesgenossen forderten.

Diese schwierigen militärpolitischen Entschlüsse wurden letzten Endes immer der OHL. zugeschoben, die schon durch die Führung der schweren Abwehrkämpfe im Westen aufs äußerste in Anspruch genommen war. Es war daher eine wahrhaft übermenschliche Belastung, unter der das Feldherrenpaar arbeitete. Wer wollte daher heute darüber rechten, ob dieser oder jener Entschluß am Platze war oder nicht? Die heldische Leistung Hindenburgs und seines großen Mitarbeiters ist auch in dieser Zeit der Vorbereitung so gewaltig, daß man sich nur voll Ehrfurcht vor ihr beugen kann. Hielten sie doch trotz aller neu erwachsenden Schwierigkeiten an dem Entschluß zum letzten entscheidenden Waffengange unerschütterlich fest.

Am 21. März 1918 bricht der deutsche Angriff an der Westfront los und hat anfangs beträchtliche Erfolge. Dann aber verebbt er infolge Mangels an Reserven. Man erneuert ihn mehrfach an anderen Stellen, aber vergebens. Kampfverluste, Grippe und Kriegsmüdigkeit der Heimat zehren an der Kraft der Truppen. So wendet sich vom Juli ab das Kriegsglück der Entente zu, die mit unerhörtem Aufwand an Munition und Panzerverbänden das deutsche Westheer mehr und mehr zurückdrängt. Mitte September bricht dann die bulgarische Front zusammen. Österreich-Ungarns Südgrenze steht dem feindlichen Einmarsch offen, die Türkei — in Palästina entscheidend geschlagen — scheidet aus der Zahl der Bundesgenossen aus.

Hindenburg übersteht diese furchtbaren Monate mit eiserner Ruhe. Immer wieder feuert er die Kämpfer an der Front durch seine Heeresbefehle zu neuem Widerstande an. Nun bleibt ihm das Schlimmste nicht erspart. Ludendorff muß den parlamentarischen Einflüssen weichen, die sich jetzt in der höchsten Not zur Unzeit in der Heimat breitmachen. Hindenburg bleibt. Er bleibt auch, als hier und dort offener Aufruhr Heimat und Etappe erfaßt. Er bleibt, als der Kaiser abdankt, als die entwürdigenden Waffenstillstandsbedingungen eingehen. Er sieht das drohende Chaos vor sich. Deshalb bleibt er, weil sein Pflicht- und Verantwortungsgefühl ihm sagt, daß er jetzt nicht das sinkende Schiff verlassen darf. So führt er das Westheer geschlossen hinter den Rhein zurück und verhindert damit das Schlimmste. Den Sieg hatte das Schicksal ihm versagt, sein Beispiel aber blieb und wirkte fort als erster Stein zum

Conrad von Hötzendorf

Wiederaufbau des in Wehrlosigkeit und Schmach am Boden liegenden Vaterlandes. Daß das deutsche Heer diesen zuletzt aussichtslosen Kampf mit Ehren bestand, verdankt es zu einem guten Teil der seelischen Kraft, die der Name Hindenburg ausstrahlte. Diese Kraft wirkte weiter in den Wirren des Jahres 1919, indem sie aus den Trümmern des alten Heeres in den Freikorps neue Zellen der Ordnung erstehen ließ, die den Kommunismus aufs Haupt schlugen und unsere Kultur retteten.

Als dann die Siegermächte durch die im Versailler Diktat verfügten Abstimmungen versuchten, immer neue Teile des deutschen Landes vom Reich zu trennen, da war es wieder der Name Hindenburg, der manchen Zweifelnden an seine Pflicht erinnerte. Wie die Erinnerung an den Altreichskanzler, so mahnte dieser Name zur Treue.

Hindenburg selbst lebte wiederum zurückgezogen in Hannover. Er konnte sich nicht mit der Weltanschauung der neuen Männer befreunden, die glaubten, es sei jetzt ein goldenes Zeitalter der Gerechtigkeit und des Friedens angebrochen, obwohl von Tag zu Tag immer deutlicher wurde, daß unsere Gegner den Krieg mit Vergewaltigung, Erpressung und entwürdigenden Kontrollmaßnahmen weiter fortsetzten. Hindenburg war für diese neue Ideologie nicht zu haben. Er litt schwer unter der furchtbaren Lage, aber er war eines großen Glaubens voll, eines Glaubens, der alle vaterländisch Gesinnten sammelte und aufrichtete. In diesem Sinne wirkte sein Memoirenwerk, das frei ist von Selbstverteidigung, das Verdienst seiner Mitarbeiter voll würdigt und in vornehmer, ritterlicher Art die Fehler anderer zu erklären sucht. Es ist daher ein Buch von hohem sittlich-erzieherischem Werte, geeignet, die durch Niederlage und Revolution durcheinander geworfenen Auffassungen geradezurücken. In gleicher Richtung wirkte Hindenburgs mannhaftes Eintreten für Ludendorff bei den Verhandlungen des parlamentarischen Untersuchungsausschusses. Er brachte damit gegenüber Egoismus, Parteiintrigen und krassem Materialismus wieder die Linie des Anstandes und der nationalen Würde zu ihrem Recht.

Diese klare sittliche Haltung auf dem Hintergrunde seines Kriegsruhmes war wohl auch das Hauptmotiv, weshalb das deutsche Volk dem siebenundsiebzigjährigen Feldmarschall 1925 noch einmal die Leitung seines Schicksals anvertraute. Hindenburg bekannte sich bei der Übernahme der Reichspräsidentenschaft offen zur eigenen unpolitischen Vergangenheit. Er zögerte aber nicht, den Eid auf die Weimarer Verfassung zu leisten, obwohl diese seinen Idealen in keiner Weise entsprach. Er ging in diesen neuen Staat hinein, weil er nur so dem Vaterlande wirksam dienen zu können glaubte. Er entsagte einer gewaltsamen Lösung der nationalen Frage, weil er überzeugt war, daß Deutschland

nach den großen Opfern des Krieges der inneren Ruhe bedürfe, um sich zunächst seelisch und wirtschaftlich einigermaßen zu erholen. Er bahnte aber in einer Zeit, in der die öffentliche Meinung jede machtpolitische Willensäußerung als unmoralisch verdammte und sich in Unterwürfigkeit gegenüber den Siegermächten nicht genug tun konnte, einer besseren Zukunft den Weg. Mit ganz besonderer Liebe und Fürsorge behütete und förderte er die Reichswehr, in der, allen politischen Gewalten zum Trotz, soldatisches Wesen, Stolz auf unsere große Vergangenheit und Vaterlandsliebe gepflegt wurden.

Verfassungsmäßig waren Hindenburgs Rechte beschränkt, bedurften doch alle seine Erlasse der Gegenzeichnung eines Reichsministers, der zwar von ihm ernannt war, aber praktisch von der jeweiligen Majorität des Reichstages abhing. Dennoch wäre es abwegig zu glauben, Hindenburg habe seine Stellung rein präsentativ aufgefaßt. Wohl nahm er sich auch dieser Aufgabe mit allem Ernste an, denn gerade hierin war viel Zerschlagenes wiedergutzumachen. Und man kann sagen, daß der Feldmarschall mit vollendeter Würde bei allen Staatsakten das Reich nach außen hin vertrat. Aber er unterstützte auch bewußt die Politik Stresemanns, weil er mit allen Mitteln dem unwürdigen Zustand ein Ende bereiten wollte, daß das Rheinland unter fremden Bajonetten lebte. Er stellte sich damit in Gegensatz zu einem großen Teil seiner Wähler, denen die für diesen Zweck gebrachten Opfer zu hoch erschienen. Es spricht daraus wiederum ein auf das Praktische gerichteter Sinn. Konnte doch ein Staat erst dann wieder den Anspruch auf Gleichberechtigung den anderen Mächten gegenüber stellen, wenn er im eigenen Hause volles Selbstbestimmungsrecht hatte.

Innenpolitisch hielt sich Hindenburg zurück. Hier wirkte er im wesentlichen nur erzieherisch und zur Stärkung des Reichsgedankens. Immer wieder stellte er in seinen Erlassen und Reden das Einigende, das Interesse der Gesamtheit heraus. Das war gerade in jener Zeit besonders notwendig, weil die Weimarer Verfassung so viel Spielraum ließ, daß Eigenbrötelei der Länder und hemmungsloses Nachjagen hinter den Parteizielen an der Tagesordnung waren. Hier hat Hindenburg in der Stille ein hohes Maß an aufbauender Arbeit geleistet, indem er einen großen Teil des deutschen Volkes wieder für den Reichsgedanken nationaler Prägung gewann. Die Tatsache, daß später Demokratie und Sozialdemokratie völlig kampflos dem stürmischen Vormarsch des Nationalsozialismus erlagen, beweist, daß Hindenburgs Wirken sehr viele Wähler dieser Parteien bereits innerlich ihren alten Zielen entfremdet hatte.

Und doch sollte Hindenburg noch an seinem späten Lebensabend harte innere Erschütterungen erleben, weil die zunehmende wirtschaftliche Weltkrise

in Verbindung mit den Auswirkungen des Dawes- und Youngplans schwerste Not über das deutsche Volk brachte. Jedem Einsichtigen wurde es immer klarer, daß das parlamentarische System nicht imstande war, diese Not zu beheben. So suchte Reichskanzler Brüning, ohne Bindung an Parteien ein Kabinett aus Fachleuten zu bilden. Es war dies der erste Versuch, wieder dem altpreußischen Grundsatze der Leistungswertung zu seinem Rechte zu verhelfen. Doch der Versuch schlug trotz einiger Erfolge auf außenpolitischem Gebiet fehl. Brüning vermochte sich nicht aus der Abhängigkeit von den Linksparteien zu lösen, obwohl die Wahlen von 1930 ein gewaltiges Anwachsen der nationalsozialistischen Stimmen gebracht hatten. Die Gegensätze zwischen rechts und links verschärften sich immer mehr. Der Kommunismus suchte nicht ohne Erfolg die zunehmende Not und Arbeitslosigkeit für seine Zwecke auszubeuten. Da muß der Fünfundachtzigjährige 1932 noch einmal in den Gang des Geschehens eingreifen. Es wird eine Regierung gebildet, die gar keinen Zusammenhang mehr mit Reichstag und Parteien hat. Man mag sagen, der Parlamentarismus hatte bereits abgewirtschaftet und sich selbst das Grab gegraben. Dennoch war diese Umwälzung von großer Schwere und Tragweite, wenn man bedenkt, daß Bismarck seit der Konfliktszeit Anfang der sechziger Jahre auch in den härtesten Kämpfen mit dem Reichstag nie eine Wiederholung dieses Schrittes dem Kaiser empfohlen hatte, ganz zu schweigen von allen seinen Nachfolgern der Vor- und Nachkriegszeit, die in steter Abhängigkeit vom Reichstag gelebt hatten. Hindenburg war kein Mann der Parteien, war daher in dieser Hinsicht nicht traditionell belastet. Deshalb zögerte er nicht, seine Zustimmung zum Übergang vom parlamentarischen zum autoritären Staat zu geben.

Der neue Staat sollte sich aufbauen auf der sachlichen Arbeit des Berufsbeamtentums und auf der uneigennützigen Mitarbeit aller für das Wohl des Ganzen. Aber es erwies sich, daß mit diesen Mitteln allein die Not des Augenblicks nicht gemeistert werden konnte. Sowohl dem Kabinett Papen wie dem seines Nachfolgers Schleicher fehlte die so notwendige Resonanz im Volke.

Hindenburg hatte diesen Weg beschritten, weil er seiner traditionellen Denkweise entsprach. Er war aber nicht blind für das, was im deutschen Volke vorging. Er erkannte, daß die unerhört schwierige Lage nur zu meistern war, wenn die Masse des Volkes hinter der Führung stand. Diese Voraussetzung für den Wiederaufbau Deutschlands konnte nur Adolf Hitlers Bewegung schaffen, deshalb übertrug er ihm am 30. Januar 1933 die Führung der deutschen Politik.

Dieser wohlerwogene Entschluß bewahrte das deutsche Volk vor neuen schweren Erschütterungen und leitete ohne inneren Kampf über vom alten Überlebten zum neuen Lebenskräftigen. Er versöhnte die wertvollen Kräfte der Vergangenheit mit den stürmisch vordringenden Kräften der deutschen Zukunft.

Wie es im Weltkriege Hindenburg nicht gelungen war, als Sieger aus dem Waffengange hervorzugehen, so hat er in der Nachkriegszeit nicht vermocht, den politischen Kampf nach seinem Willen zu gestalten. Und dennoch ist sein Wirken für die Entwicklung des deutschen Schicksals von entscheidender Bedeutung gewesen. Hätten wir je die innere Schwungkraft zum Wiederaufstieg aufbringen können, wenn wir nicht unter des Feldmarschalls Führung den großen Krieg mit Ehren bestanden und in der Nachkriegszeit uns auf die sittlichen Kräfte, die den alten Preußenstaat trugen, besonnen hätten?

Wohl gehört Hindenburg nicht wie Bismarck und Adolf Hitler zu jenen ganz Großen, die ihrem Volke aus eigenster Kraft heraus neue Aufgaben stellten und als machtvolle Erneuerer in den Gang der Weltgeschichte eingriffen. Dennoch aber werden seine heroischen Leistungen im Weltkriege, die Würde und Ausgeglichenheit seines Wesens und sein nie versagendes Verantwortungsbewußtsein als Vorbild fortleben für jeden, dem der Dienst am Vaterlande nicht nur eine Pflicht, sondern eine Herzenssache ist.

# Seeckt[1]

Es ist eine bei den hervorragendsten Vertretern des preußisch-deutschen Generalstabes wiederholt auftretende Erscheinung, daß sie auf der Höhe ihres Wirkens zurücktreten mußten. So hat der preußische Staat sich der Dienste Gneisenaus, des geistigen Überwinders Napoleons, von 1816 bis 1830 kaum bedient. So mußte sich Schlieffen in den krisenhaften Jahren von 1906 bis 1913 mit der Rolle eines Privatmannes bescheiden, dessen Ratschläge an offizieller Stelle unerwünscht waren. Auch General v. Seeckt hat dieses tragische Schicksal erfahren. Er hat es aber mit derselben menschlichen Größe getragen wie seine beiden ihm so wesensverwandten großen Vorgänger.

Im Kriegsjahr 1866 geboren und einer alten Soldatenfamilie entstammend, gewann er seine Bildung auf einem humanistischen Gymnasium. Er ist darauf stets besonders stolz gewesen. Ist doch in ihm dort jene stille Begeisterung für die großen Männer des Altertums erwachsen. Dort hat er bereits frühzeitig Verständnis für Wissensgebiete gezeigt, die außerhalb des rein Militärischen lagen. Das Soldatische lag ihm freilich so im Blute, daß die Wahl des Offiziersberufs ihm als eine Selbstverständlichkeit erschien.

Als junger Offizier im Alexander-Regiment erlebt er noch die letzten Jahre Kaiser Wilhelms I. und seiner großen Paladine. Früh treibt es ihn zur Kriegsakademie und zum Generalstabe. In diesem durchläuft er alle wichtigen Stellen. Kurz vor dem Weltkriege wird er Chef des Generalstabes des III. Armeekorps in Berlin, geachtet und verehrt von den jungen Generalstabsoffizieren, die in ihm zugleich den Typ des hochgebildeten Offiziers, des scharfen Vorgesetzten und des untadligen Edelmannes sahen.

1914 rückt er in der gleichen Stellung ins Feld. Überall, wo das III. Korps in den Westschlachten auftrat, wird es mit vorbildlicher Klarheit und Sicherheit geführt. Als dann nach der Marne-Schlacht die Front erstarrte und in den trüben Wintermonaten so manche Hoffnung begraben wurde, da war es das III. Korps, das zuerst wieder durch den kühnen Schlag bei Soissons bewies, daß der alte Angriffsgeist noch in der Truppe lebte.

[1] Aus „Deutsche Allgemeine Zeitung". 1936. Nr. 187.

Im Frühjahr 1915 wird General v. Seeckt Generalstabschef bei der 11. Armee (Generaloberst v. Mackensen), der die Aufgabe zufiel, durch den Angriff bei Gorlice die Ostfront ins Rollen zu bringen. Wie bei Soissons, so werden auch hier alle Vorbereitungen für das Unternehmen aufs gründlichste getroffen. Tüchtiger Generalstabsarbeit und der Tapferkeit der Truppen gelingt es auch hier, einen vollen Erfolg zu erzielen. Bis tief nach Rußland hinein wird der Gegner von Stellung zu Stellung zurückgetrieben. Im Herbst des Jahres wird General v. Seeckt dann mit der Vorbereitung einer neuen Angriffsoperation betraut: mit der Niederwerfung Serbiens. Wiederum Generalstabschef des Generaloberſten v. Mackensen, trägt er in entscheidender Weise zum Gelingen der Operation bei.

Im darauffolgenden Sommer setzt die gewaltige Brussilow-Offensive im Osten ein, die trotz der schweren Belastung unserer Westfront siegreich durchgehalten wird. General v. Seeckt wird Generalstabschef bei der Heeresgruppe Erzherzog Karl. Seinem Geschick und seiner Energie gelang es hier, die Widerstandskraft des schwer erschütterten österreichisch-ungarischen Heeres neu zu stärken und zu beleben.

Den Rest des Krieges verbringt General v. Seeckt in Konstantinopel in einer wenig dankbaren und seinen hohen Fähigkeiten kaum entsprechenden Stellung.

Dennoch kann man sagen, daß es nur wenigen hohen Generalstabsoffizieren vergönnt war, die großen Ereignisse des Weltkrieges in so entscheidender Weise zu beeinflussen wie ihm. Er selbst hat, getreu den Traditionen Gneisenaus und Moltkes, nichts über seine eigene Anteilnahme an diesen Ereignissen geschrieben. Späterer Geschichtsschreibung wird es vorbehalten sein, sein persönliches Verdienst zu würdigen.

Nach dem Zusammenbruch wird General v. Seeckt mit der Aufgabe betraut, das neue, uns durch das Versailler Diktat aufgezwungene Heer zu organisieren. Welches Maß an Selbstlosigkeit, an Pflichtgefühl, aber auch an innerer Zuversicht und politischem Weitblick dazu gehörte, daß weiß nur der, der die politischen Ereignisse der Jahre 1919 bis 1926 noch einmal an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt.

Die Feindmächte hatten dem Heere bewußt eine Form vorgeschrieben, die es ihm unmöglich machen sollte, seine eigentliche Aufgabe der Landesverteidigung zu erfüllen. Sie wollten das Heer zu einem kümmerlichen Instrument herabwürdigen, zu einer Art Polizei, die abgeschlossen vom Volke ein Sonderdasein führte, die in einem stumpfsinnigen Stadtsoldatentum versumpfte. Es sollte damit auch geistig und seelisch den letzten Rest der Fähigkeit verlieren, die Heimat gegen den äußeren Feind zu verteidigen.

Daß sich hierin unsere einstigen Gegner gründlich geirrt haben, das ist in allererster Linie das Verdienst des Generals v. Seeckt. Von Anfang an hat er es als seine Aufgabe angesehen, alle wertvollen Kräfte, die im alten Heere lebten, hinüberzuretten in eine bessere Wehrform der Zukunft. Er stellte das Heer und seine Führer immer wieder vor Aufgaben der eigentlichen Landesverteidigung. Er suchte durch die Güte der Leistung des einzelnen Mannes das wett zu machen, was dem Heere an Zahl gebrach. Er setzte alles daran, in der Ausbildung der Truppe die „Siegermächte" zu übertreffen. Er bekämpfte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den damals im öffentlichen Leben geduldeten defaitistischen Pazifismus. Er gab dem Heere einen eigenen Ehrbegriff, der dem des Weimarer Staates durchaus fremd war. Er wehrte gemeinsam mit Reichswehrminister Geßler alle Versuche der Volksvertretung ab, das Heer mit parteiischem Geist zu durchsetzen. Er gab dem inneren Gefüge der Armee den Zustand unantastbarer Autorität. Er pflegte das ewige nationale Gedankengut in der Erziehung des Nachwuchses. Er setzte das Heer rücksichtslos ein gegen bolschewistische Aufstandsherde und gegen partikularistische Regungen.

Damit schuf er ein Instrument, das fest in der Hand der Führung war und allmählich selbst in ein Führerheer umgebildet wurde. Es ist ein Zeichen der Kurzsichtigkeit und Kleinlichkeit der damaligen Regierung und Volksvertretung, daß sie die Größe dieses Mannes und den Wert seiner Leistung nicht erkannten. Um der lächerlichen Bagatelle wegen, daß er einem preußischen Prinzen erlaubt hatte, entgegen dem allgemeinen Verbot eine kurzfristige militärische Übung zu machen, ließ man ihn gehen.

Generaloberst v. Seeckt hat nie ein Wort des Grolles geäußert. Das entsprach durchaus der Selbstlosigkeit seiner Leistung, das entsprach dem alten Grundsatz Moltkes, „über alle Dinge, die die eigene Person angehen, weit erhaben zu sein". Er hat sich militärwissenschaftlichen Studien gewidmet und aus dem Schatz seiner reichen Erfahrung heraus manches geschrieben, das der Weckung des wehrpolitischen Verständnisses im Volke dienlich ist. Seine Schriften „Gedanken eines Soldaten", „Moltke, ein Vorbild" und andere Veröffentlichungen gehören zu den Büchern, die sich durch die Folgerichtigkeit ihrer Gedanken und durch die Klarheit ihres Stils vorteilhaft von manchen anderen unterscheiden.

So steht Generaloberst v. Seeckt heute vor uns als das Vorbild eines hochgebildeten Offiziers, eines begnadeten Führers und eines edlen Menschen. Möge es ihm noch lange Jahre vergönnt sein, das Werk wachsen zu sehen, zu dem er den Grundstein legte!

# Conrad von Hoetzendorf[1]

Auf der Ofener Königsburg steht das Denkmal eines kleinen unscheinbaren Mannes, der mit ausgestreckter Hand in die weiten Ebenen des Ostens zeigt. Man denkt daran zurück, wie ihm im Donner gewaltiger Schlachten das begeisterte „Vivat Eugenius" Tausender entgegenklang. Er, der Habsburgs Ruhm so fest begründete, daß ihn selbst der unglückliche Kampf gegen den großen Friedrich nicht erschüttern konnte. Jener Geist Eugens, der unter Erzherzog Karls Fahnen bei Aspern erneut aufflammte, als Österreichs Heer als erstes den Korsen besiegte, der unter dem alten Radetzky noch einmal den Bestand der Donaumonarchie aus schwersten Gefahren rettete. Und am Ende dieser 200jährigen Entwicklung steht wiederum ein kleiner, zäher, ergrauter Mann, der — ebenfalls den Blick in die endlosen Ebenen des Ostens gewendet — unerhörte Kräfte des Geistes und der Seele anspannte, um diese stolze Tradition zu retten: Conrad von Hoetzendorf.

Er hat uns sein Leben bis zur Jahreswende 1914/15 aufgezeichnet[2]. Dann raffte der Tod den Unermüdlichen dahin. Kein gewöhnliches Memoirenwerk ist es, bei dessen Lektüre man etwa den Eindruck hätte, es sei wie so viele pro domo geschrieben, sondern der heiße Wille eines Wahrheitssuchers spricht aus ihm, der über kleinliche persönliche Eitelkeit weit erhaben ist. Bringt er doch neben seinen unter dem frischen Eindruck der Ereignisse niedergeschriebenen Tagebuchaufzeichnungen reiches Aktenmaterial, um darzutun, daß er sich selbst vor den Richterstuhl der Geschichte stellen will.

Für den Historiker ist es ein schwerer Verlust, daß Conrad nicht mehr die Ereignisse der Jahre 1915/18 behandeln konnte. Aber vielleicht wollte ihn ein gnädiges Schicksal der traurigen Pflicht überheben, das Sinken seines Sterns und seinen jähen Sturz noch einmal in allen Einzelheiten zu durchleben.

Conrad von Hoetzendorf wurde am 21. August 1852 zu Penzing bei Wien als Sohn eines Husarenobersten geboren. Herz und Tradition trieben ihn zum

[1] Aus der Schriftenreihe des Kriegsgeschichtlichen Instituts der Universität Berlin. 1933.

[2] Feldmarschall Conrad: Aus meiner Dienstzeit 1906/18, Bd. 1—5 (bis Dezember 1914), Rikola-Verlag, Wien, Leipzig, München 1922.

militärischen Beruf. 1863 trat er in das Kadetteninstitut in Hainburg a. D. ein und wurde 1867 in die Wiener Neustädter Militär-Akademie übernommen. 1871 wurde er Leutnant im 11. Feldjägerbataillon und 1874 sehen wir ihn bereits auf der Kriegsschule (entspr. unserer Kriegsakademie) in Wien. 1878 nahm er beim Stabe einer Division an der Okkupation Bosniens und des Sandschaks teil und war in der gleichen Stellung 1881 bei Niederwerfung des Aufstandes in diesen Gebieten tätig. Zwei Jahre später wurde er als junger Hauptmann Generalstabschef der 11. Division in Lemberg. Dort verheiratete er sich zum ersten Male mit der Tochter des Generobersten Le Beau, die ihm vier Söhne schenkte.

Von 1886 ab entwickelte er als Taktiklehrer an der Kriegsschule in Wien eine rege schriftstellerische Tätigkeit, speziell über Taktik und Gefechtsausbildung. Zehn Jahre später wurde er Kommandeur des 1. Inf.-Regts. und dann Brigade-Kommandeur in Triest, wo er die italienische Irredenta persönlich kennenzulernen Gelegenheit hatte. Als Kommandeur der Innsbrucker Division war er in allen Fragen der Landesverteidigung Tirols schöpferisch tätig. Hierdurch wurde der Thronfolger Franz Ferdinand auf ihn aufmerksam. 1906 erfolgte seine Berufung zum Chef des Generalstabs. Conrad suchte in dieser Stellung mit aller Energie die Armee auf eine zeitgemäße Höhe zu bringen, aber es war der Kampf eines Mannes gegen alle. Hof, Staatsleitung und Parlament zeigten für seine dringenden Wünsche nur sehr geringes Verständnis. Voll tiefer Verbitterung schrieb er später: „In Österreich galt es als höchster vom Publikum und Presse gefeierter Triumph der Staatsmänner, das Heeresbudget herabgestrichen zu haben, die Armee verkümmern zu lassen." Conrad sah die zunehmend feindliche Stimmung Italiens gegen Österreich, sah das Anwachsen der militärischen Machtmittel Serbiens, des Todfeindes der Monarchie, sah den zunehmenden Einfluß Frankreichs in Rumänien. Als daher Rußland durch ostasiatischen Krieg und Revolution 1906 völlig aktionsunfähig geworden war und Serbien 1908 der Annexionserklärung Bosniens durch Österreich wütenden Widerstand entgegenstellte, riet Conrad, diesen Augenblick zu einem entscheidenden Schlage gegen den ewig unruhigen Rivalen auf dem Balkan auszunutzen. Er wußte, daß eine so günstige Gelegenheit sich nie wieder bieten würde. Aber die obersten Berater der Krone verbaten sich die Einmischung des „politischen Generals", wie sie ihn nannten. 1911 kam es dann zum offenen Konflikt zwischen Aehrenthal und Conrad, hauptsächlich deshalb, weil Aehrenthal mit ewig zufriedenen Optimismus Italien weiter als Bundesgenossen ansah und erneute Forderungen Conrads für Österreichs Wehrmacht verweigerte. Conrad erhielt den Abschied, aber bereits ein Jahr

später, nach Aehrenthals Tode, kehrte er unter Berchtold auf seinen Posten zurück.

Es fielen die Mordschüsse von Serajewo. Obwohl die allgemeine außenpolitische Lage sich gegenüber 1908 außerordentlich verschlechtert hatte — Rußland und Serbien waren militärisch gewaltig erstarkt, Italien ganz unzuverlässig geworden —, riet Conrad dazu, sofort einen raschen Schlag mit überlegener Kraft gegen Serbien zu führen, um allen späteren Gefahren gewachsen zu sein. Aber es kam ein Kompromiß zustande. Man wartete wochenlang und hielt doch an der Absicht des Krieges fest. Dadurch gewann die Entente Zeit, ihre diplomatischen und militärischen Vorbereitungen zu verbessern. Als man sich dann zur Mobilmachung der Hälfte der Armee gegen Serbien entschloß, erhob sich drohend das Gespenst der Intervention Rußlands im Osten. Conrad war nun von der politischen Leitung vor die unlösbare Aufgabe gestellt, gleichzeitig den Feldzug gegen Serbien durchzuführen und den Angriff des übermächtigen zweiten Feindes abzuwehren. Doppelt erschwert war ihm diese Aufgabe, weil Potiorek, der gegen Serbien führte, ihm nicht unterstellt war.

Conrad war dann als Stabschef des Erzherzogs Friedrich während der ersten 2½ Kriegsjahre der eigentliche Führer des österreichisch-ungarischen Heeres an der Ostfront. Am 2. März 1917 wurde er, wohl auf Betreiben des ihm nicht wohlgesinnten jungen Kaisers Karl von dieser Stellung entbunden und als Feldmarschall Heeresgruppenkommandant an der italienischen Front. Juli 1918 wurde er auch hier abberufen und mußte den Schluß des Krieges als Unbeteiligter erleben. Am 25. August 1925 starb er in Bad Mergentheim.

Wenn wir des Feldmarschalls Leben als Ganzes betrachten, so springt uns eins besonders in die Augen. Es ist sein zäh erarbeiteter, gewissermaßen selbstverständlicher, rascher Aufstieg. Er war eine Kämpfernatur im wahrsten Sinne des Wortes. Sein Jugendfreund Auffenberg-Komarow schreibt über ihn[1]: „Von seinen Eltern über alles geliebt und wohl auch verzärtelt, raffte er sich bewußt und gewollt aus jeder Weichheit auf und zwang sich konsequent, seelisch und körperlich, zu einer gewissen Rauheit, die ihm ursprünglich nicht lag, ihm aber dann im hohen Wellengang des Schicksals sehr zustatten kam." Conrad bestätigt diese Ansicht seines Freundes, wenn er gleichsam wie in Selbsterkenntnis über den Feldherrn schreibt: „Fehlt angeborene Härte seinem Wesen, so muß er sie im Pflichtbewußtsein und in abgeklärter Lebensauffassung zu finden wissen. Aber er muß vor allem hart gegen sich selbst sein, wenn

[1] Neue österr. Biographie 1815—1918, Bd. 3, S. 34, Wien 1926. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.

er gegen andere hart werden will." Und an anderer Stelle bekennt er, daß er sich nie in philanthropischen Regionen bewegt, sondern das höchste Lebensprinzip im „Kampfe" gefunden habe. Er sah die einzige Rettung des Individuums wie des Staates im „kräftigen sich wehren".

Dieses Kämpferische zeigte sich bereits in den hohen körperlichen und geistigen Anforderungen, die er als junger Offizier an sich stellte. Aber die gleichen hohen Leistungen verlangt er als Lehrer an der Kriegsakademie von seinen Schülern. Er bekämpfte dabei bewußt eine in der Natur des Österreichers liegende Neigung zum „Laisser faire — laisser aller". Seine Lehre war ganz auf Willenskraft, Initiative und Verachtung der Gefahr aufgebaut. Seine Hörer verehrten und liebten ihn. Aber bei der Hofpartei stieß er auf starken Widerstand. Auch Erzherzog Franz Ferdinand, der ihn zum Generalstabschef vorgeschlagen hatte, widersetzte sich ihm, als er diese hochgespannten Anforderungen später bei Abfassung von Dienstvorschriften und bei Leitung von Manövern in die Tat umzusetzen versuchte. Es war ein Ringen Conrads gegen ein Beharrungsmoment, das sich letzten Endes doch stärker als er selbst erwies. Merkwürdig ist, daß seine äußerlich anspruchslose, bescheidene Art in einem scharfen Gegensatz zu seinem hohen Bekennermut stand, der auch vor seinem Obersten Kriegsherrn nicht halt machte.

Sein ganzes Wesen atmete ruhige, selbstbewußte Tatkraft. „In der Seelenstärke", schreibt er, „die Verantwortung auch in bösen Tagen zu tragen und nie den Gleichmut und die Ruhe zu verlieren, ersah ich stets eine der wesentlichsten und unerläßlichsten Führereigenschaften", und an anderer Stelle: „Wechseln auch die Kriegsmittel und fordert jeder neue Krieg die Anpassung an diese — die großen Linien der Kriegführung bleiben stets die gleichen: Klarer Blick, Entschlossenheit und Ausdauer, Konzentrierung aller Kräfte auf ein Ziel, Ausnutzung aller Kräfte in organischem Zusammenwirken, Festigkeit im Unglück, Zurückhaltung im Erfolg, unbeugsamer Wille bis zur Entscheidung: Kein Wanken, kein Schwanken, kein Zagen, kein Einhalten auf halbem Wege!"

Diesen Geist der Initiative und des folgerechten Handelns vermißte Conrad in der österreichischen Politik der Vorkriegszeit durchaus: „Eine Politik, die stets nur zum Ziele hat, den Frieden zu erhalten, muß letzten Endes zum Untergang, zur Niederlage führen ... Nur eine Politik, entschlossen zum Kampf, wenn sich ihr Chancen bieten, ... ermöglicht es, den Kampf ums Dasein siegreich zu bestehen." Es liegt eine ausgesprochene Tragik darin, daß Conrad im Sommer 1914 zwar endlich in Berchtold einen Staatsleiter mit Initiative

nach seinem Sinn fand, aber einen Mann, der die Chancen für den Erfolg seines Handelns nicht richtig abzuschätzen verstand.

Conrad und Berchtold sind zunächst einig in dem Gedanken, daß das Prestige Österreichs, das Interesse an seinem weiteren Bestand ein gewaltsames Vorgehen gegen Serbien verlangten. Aber bald wird Berchtold trotz seines anfänglichen Zögerns mehr und mehr von dem Gedanken fasziniert, unter allen Umständen zunächst einen Rachezug gegen Serbien zu unternehmen, ohne dabei der wachsenden russischen Gefahr genügend Rechnung zu tragen. Wenn man in dieser Zeit vom 21. bis 30. Juli das Verhalten Conrads untersucht, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieser Mann kluger Überlegung sich allzusehr von der politischen Leitung ins Schlepptau nehmen ließ. Er hat zwar in seinen Erinnerungen die Worte geschrieben: „Der Rat, zuerst mit den Serben abzurechnen und dann erst die Aktion gegen Rußland aufzunehmen, zählt zu jenen leichtfertig hingeworfenen Ideen, die nicht mit Zeit, Raum und Truppenzustand rechnen." Und doch fügt er sich der Einleitung einer diplomatischen Aktion gegen Serbien, die mit größter Wahrscheinlichkeit zum Kriege führen mußte. Er schreibt zwar, er habe bei dem Ultimatum nicht mitgewirkt, man muß aber doch wohl annehmen, daß er über seinen Inhalt unterrichtet gewesen ist. Am 25. Juli ergeht der Mobilmachungsbefehl an die Hälfte der Armee als Vorbereitung der Aktion gegen Serbien, aber schon tags darauf teilt der deutsche Botschafter von Tschirschky Conrad eine Reihe von Maßnahmen Rußlands mit, die mit größter Wahrscheinlichkeit darauf hindeuten, daß dort die „Kriegsvorbereitungsperiode" in Gang gesetzt ist. Obwohl sich dieser Eindruck am 27. und 28. Juli verstärkt, wird doch am 28. Juli der Krieg an Serbien erklärt. Am 29. Juli kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß Rußland einzugreifen beabsichtigt, denn die tags zuvor dort angeordnete Mobilmachung der südlichen Militärbezirke wird bekannt. Trotzdem läßt Conrad den gegen Serbien angesetzten Aufmarsch am 30. Juli anrollen. Am Morgen dieses Tages hätte er noch angehalten werden können. Conrad wendet sich dann gegen den englischen Vermittlungsvorschlag und drängt zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Serbien. Und dies, obwohl er weiß, daß inzwischen am 29. Juli die russische Gesamtmobilmachung angeordnet ist, obwohl er weiß, daß die andere Hälfte des österreichisch-ungarischen Heeres erst ab 4. August mobil machen kann, weil bis dahin die Bahnen durch die Aufmarschtransporte gegen Serbien voll belegt sind. Dies mußte zwangsläufig dazu führen, daß man mit dem eigenen Aufmarsch gegen Rußland ins Hintertreffen kam. Es gelang zwar, den größten Teil der 2. Armee, der an die serbische Grenze abrollte, doch noch nach Galizien nachzuziehen, aber die sich schließlich

ergebende Kräfteverteilung stand trotzdem in keinem Verhältnis zur Gefährlichkeit der beiden Gegner: 400 000 Mann waren gegen das 6-Millionen-Volk, nur 900 000 Mann gegen das 160-Millionen-Volk angesetzt. Das Ganze muß man als eine Halbheit bezeichnen, die keineswegs der sonstigen Denkweise Conrads entsprach. Erklärt kann Conrads Verhalten nicht allein dadurch werden, daß er mit seiner Ansicht gegen die Hofburg nicht durchdrang. Dazu hat er selbst zu aktiv Berchtold unterstützt. Es scheint, daß er sich fügte, weil er einen schweren Konflikt mit Berchtold aus dem Wege gehen zu müssen glaubte. Er fürchtete wohl, daß seine Absetzung in diesem Augenblick die Armee führerlos machen und eine Katastrophe herbeiführen mußte. So wenigstens deutet Auffenberg sein Verhalten.

Als dann die kriegerischen Ereignisse begannen, hat Conrad gegen einen anderen Grundsatz der Kriegführung, auf den gerade er in theoretischen Betrachtungen mehrfach hingewiesen hatte, unbewußt gefehlt. Er schrieb einmal: „Die Truppen sind keine Signaturen. Sie sind aus Menschen gebildet, mit Fleisch und Blut und einem verschiedenen Maß von Seelenkräften. Der Krieg bringt Lagen, in denen der Führer auf die Gefahr, herzlos zu erscheinen, sein Mitleid unterdrücken und die höchsten Anforderungen stellen muß. Da aber darf er nicht versäumen, sich über das Maß der Kräfte des Mannes ein klares Bild zu verschaffen." Ausbildung und Führung des österreichisch-ungarischen Heeres hatten in den Vorkriegsjahren zweifellos Fortschritte gemacht. Diese Erfolge und das Bewußtsein eigenen Könnens hatten Conrad mit einer starken Zuversicht erfüllt. Vielleicht hatte er aber nicht genügend die Fortschritte verfolgt, die auch das russische Heer seit 1909 gemacht hatte. Jedenfalls kann man sich beim Studium der Anfangsoperationen Conrads in Galizien und Südpolen des Eindrucks nicht erwehren, daß seine Anforderungen über das Maß dessen hinausgingen, was diese vielfach lose gefügten Truppen mit ihren sehr schwachen Friedensstämmen zu leisten imstande waren. Wiederholt beschwert er sich, daß die Vernachlässigung der Armee in der Vorkriegszeit sich hier bitter rächte. „Man muß es selbst durchmachen, was es heißt, mit einem Instrument arbeiten, das einem unter der Hand zerbricht." Einseitig urteilen freilich manche Kritiker, wenn sie Conrads offensive Kriegführung angesichts der russischen Überlegenheit überhaupt verurteilen. Sie hat nicht nur den Russen, sondern auch den Neutralen zweifellos gewaltigen Eindruck gemacht, wenn ihr auch der Enderfolg versagt blieb. Sie hat überlegene russische Kräfte gebunden und es uns Deutschen ermöglicht, zunächst im Osten mit sehr geringen Kräften auszukommen. Conrad hatte seine wohlerwogenen Gründe, wenn er befürchtete, daß bei der Eigenart der österreichisch-ungarischen Heeresverhältnisse

ein schrittweises Zurückgehen und Hinhalten bald zu einem allgemeinen „Davonlaufen" geführt hätte, und daß er daher „Den Sprung an die Gurgel" vorzog.

Das, was an Conrad besonders sympathisch berührt, ist seine bewußt sachliche Einstellung den Dingen gegenüber. Nirgends findet man einen Anflug von persönlichem Ehrgeiz oder Egoismus. „Ich schaue auf das Leben von oben herab, kümmere mich blutwenig um Tratsch und Geschimpfe, gehe meinen Weg, so gut ich kann, und bin jeden Moment bereit, mit lautloser Resignation in der Abgeschiedenheit zu verschwinden." Auch bei Niederschrift seiner Erinnerungen ist er offensichtlich bestrebt, die Ereignisse genau so darzustellen, wie sie sich tatsächlich zutrugen. Und doch scheint er in einer Hinsicht von diesem Grundsatz — sicherlich unbewußt — abgewichen zu sein. Das ist sein Verhältnis zu uns Deutschen.

An seiner aufrichtigen und wahren Bundestreue kann niemand zweifeln. Aber er war in erster Linie Österreicher, fühlte sich in erster Linie als Paladin seines Kaisers. Vielleicht kam auch, wie sein Freund Auffenberg bezeugt, ein gewisser Hang zum Romantischen hinzu, der seinem sonst auf strenge Sachlichkeit gerichteten Wesen so wenig entsprach. Er hielt es für seine Pflicht, darüber zu wachen, daß die österreichisch-ungarische Armee im stolzen Bewußtsein ihrer jahrhundertealten ruhmreichen Tradition als gleichberechtigt angesehen wurde und in ihrem Prestige keinerlei Schaden litt. Niemand darf ihm dies zum Vorwurf machen. Aber diese Aufgabe wurde ihm sehr erschwert durch die Mißerfolge seiner Armeen im August-September und die gleichzeitigen Erfolge der Deutschen in Ostpreußen. Zahlreiche anonyme Briefe aus Deutschland gingen bei ihm ein, in denen die österreichische Armee verächtlich gemacht wurde. Ludendorffs persönliche Schroffheit und Falkenhayns undurchsichtiges Wesen taten das ihrige. Dies alles erfüllte ihn mit Mißtrauen. Er befürchtete die Anbahnung einer deutschen Hegemonie über Österreich und wehrte sich deshalb gegen alle Pläne eines gemeinsamen deutschen Oberbefehls an der Ostfront, obwohl dies von rein sachlichen Gesichtspunkten aus gesehen zweifellos das einzig Richtige gewesen wäre. Die Gründe, die er in seinen Erinnerungen dagegen anführt, sind keineswegs überzeugend. Er befürchtet, daß die Österreicher für deutsche Interessen — Deckung Ostpreußens — verwendet würden und dann wehrlos dem Angriff Italiens und Rumäniens ausgesetzt seien. Er glaubt im Dezember 1914 Zuträgereien, daß Deutschland mit Rußland Verhandlungen beginne zu dem Zwecke, gegen die Abtretung Galiziens den Frieden zu erkaufen. Den deutschen Antrag auf Unterstellung der 1. österreichisch-ungarischen Armee unter die deutsche 9., dessen Ablehnung in den Oktobertagen vor Iwan-

gorod so sehr nachteilige Folgen hatte, nennt er eine „Unverfrorenheit und Taktlosigkeit". Dabei muß man freilich feststellen, daß er diese starken Ausdrücke nur in streng vertraulichen Briefen an seinen Freund Bolfras gebrauchte. Im offiziellen Verkehr mit der OHL. war er immer korrekt, „um", wie er sagt, „keine Ägrirtheit aufkommen zu lassen".

Am deutlichsten kommt sein gelegentliches Abirren von der objektiven Beurteilung der Dinge in der wichtigen Frage der Verlegung des operativen Schwerpunkts vom Westen nach dem Osten Ende 1914 zum Ausdruck. Im Großen betrachtet, urteilte er hier zweifellos richtiger als Falkenhayn. Und doch ist er im Einzelnen bei Verurteilung der Maßnahmen der OHL. — eben aus seinem österreichisch-ungarischen Gesichtswinkel heraus — nicht immer gerecht.

Conrad hat den Vorwurf erhoben, Deutschland habe sein durch Moltke ihm 1909 und 1913 gegebenes Versprechen einer Offensive aus Ostpreußen Richtung Sjedlez nicht eingehalten. Fest steht zunächst, daß er damals nicht eine entscheidende Operation tief ins Innere Rußlands, sondern nur eine „Entlastung" verlangte. Die Zusage soll mündlich gegeben worden sein, aber sich erst auf den Zeitpunkt bezogen haben, wo die Entscheidung in Frankreich bereits gefallen war.

Tatsächlich war Conrad darüber unterrichtet, daß Deutschland auf seiner Ostfront anfangs nur ganz schwache Kräfte einsetzen konnte, um die erste Entscheidung im Westen schnell mit wuchtigen Schlägen herbeiführen zu können. Er wußte, daß bei Kriegsbeginn die neun deutschen Divisionen in Ostpreußen einer mehr als doppelten Übermacht gegenüberstanden. Wären sie sofort Richtung Sjedlez angetreten, hätten sie den Übergang über die stark befestigte Narewlinie gegen mindestens ebenso starke Feindkräfte sich erkämpfen müssen, während die Armee Rennenkampf in ihre offene linke Flanke hineinstoßen konnte. Es war wohl eine Selbstverständlichkeit, daß man eine derartige zur eigenen Selbstvernichtung führende Operation deutscherseits ablehnte und sich zunächst die Aufgabe des Schutzes Ostpreußens stellte.

Nach dem deutschen Siege von Tannenberg hätte eine Fortsetzung der Verfolgung bis an den Narew wahrscheinlich russische Kräfte von der galizischen Front nach Norden abgezogen und dadurch für das österreichisch-ungarische Heer entlastend gewirkt. Aber diese Verfolgung hätte durchgeführt werden müssen, während die Armee Rennenkampf ungeschlagen in der deutschen linken Flanke stand. Wer konnte wissen, ob sie jetzt nicht vorrückte und die deutsche 8. Armee im Rücken angriff? Man kann daher bei objektiver Beurteilung der Lage der deutschen Heerführung nicht Egoismus vorwerfen, wenn sie zunächst

in Ostpreußen reinen Tisch machte. Das schließt nicht aus, daß Conrad eine gewisse Undurchsichtigkeit deutscherseits sowohl in der Ausdeutung der Verabredungen wie im Gang der zu Kriegsausbruch einsetzenden deutschen Ostoperationen zugute gehalten werden muß.

Ähnlich steht es mit dem zweiten Vorwurf, daß Deutschland nicht — wie versprochen — am 40. Mobilmachungstag Mitte September namhafte Kräfte vom Westen nach dem Osten verschob. Damals setzte gerade das Wettrennen um die Flanke in Frankreich ein. Es bestand noch sehr wohl die Möglichkeit, daß man deutscherseits hier zu einem Erfolge kam, zum mindesten mußte hier erst einmal ein gewisser Abschluß erreicht werden, der es gestattete, Kräfte aus der Front zu ziehen. Die Dinge im Westen waren eben, wie so oft im Kriege, anders gelaufen, als man es sich im Frieden vorgestellt hatte. Es war eine Lage geschaffen, aus der heraus man deutscherseits verpflichtet war, so viel herauszuschlagen, als nur irgend möglich war.

Anders lagen freilich die Verhältnisse Ende Oktober, als der Angriff der neuen Korps bei Dixmuiden gescheitert und nirgends mehr ein durchschlagender Erfolg im Westen zu erwarten war. Jetzt war zweifellos der Zeitpunkt gekommen, wo man bestrebt sein mußte, alle irgend im Westen entbehrlichen Kräfte nach dem Osten zu befördern, um Rußland einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Conrad ist von diesem Gedanken seit dem 7. Oktober erfüllt. Er will ihn durch Angriff von 12 deutschen Divisionen, die nördlich der in Westpolen operierenden 9. Armee vorgehn, verwirklichen. Am 16. und 27. Oktober fordert er diese Kräfte bei der OHL. an. Falkenhayn dagegen ist von dem Gedanken beherrscht, man müsse im Osten hinhalten. Bei ihm bildet sich der Plan des Durchbruchs bei Ypern, der in seinen Auswirkungen nie feldzugentscheidend sein konnte. Freilich schien es vorübergehend so, als ob er sich am 8. November Conrads Gedankengänge zu eigen mache. Oberstleutnant Hentsch wurde nach Teschen zu Conrad entsandt, um ihm das Eintreffen von 5—6 Armeekorps im Osten binnen 14 Tagen in Aussicht zu stellen. Ernst scheint es Falkenhayn freilich mit diesem Versprechen nicht gewesen zu sein, denn schon vier Tage später war er anderen Sinnes geworden. Er hatte sich wieder dem Ypern-Gedanken zugewandt. Nachdem dann die Offensive der 9. Armee in Südpolen zu einem Mißerfolg geführt hatte, scheiterte nun auch ihre Offensive von Thorn Richtung Warschau aus Mangel an Kräften. Conrad besteht am 2. Dezember bei der Zusammenkunft in Breslau und am 19. Dezember in Oppeln immer wieder auf seinem Gedanken. Er hält mit Recht die bisher nach dem Osten beförderten Kräfte für unzureichend. Erst im Mai 1915 sollte es zur Verwirklichung seines Planes kommen, leider erst zu einer Zeit, als das im

Oktober bereits stark erschütterte russische Heer sich wieder wesentlich gefestigt hatte.

Man muß daher für diesen Zeitabschnitt des Krieges Conrad recht geben, wenn er über Falkenhayns Verhalten wie folgt urteilt: „Eine Kriegführung, die überall nur mit halben Mitteln arbeitet, nur bedacht war, nirgends einen Mißerfolg zu erleiden, sich mit halben Erfolgen zu begnügen ..., vermochte eine Entscheidung nicht zu bringen. Sie barg vielmehr die Gefahr des allmählichen Erlahmens und der schließlichen Niederlage."

Conrads Feldherrntum ist zweifellos von einer Eigenschaft stärker erfüllt, als das Feldherrntum Falkenhayns: Dem kühnen Wagemut, dem bewußten Inkaufnehmen eines großen Risikos. Namentlich tritt dies in den ersten Schlachten in Galizien hervor. Aber auch später, als das Heer durch die Niederlagen im August und September stark gelitten hatte, ergreift er immer wieder die Offensive. Dabei ist bemerkenswert, daß er stets die entscheidende Richtung im Auge hat: den Stoß tief in die Flanke des Gegners. Besonders ist dies im Oktober 1914 zu erkennen, wo er hartnäckig am Gedanken der Offensive ostwärts der Weichsel festhält. Bewunderswert sind ferner sein Ideenreichtum und seine geistige Beweglichkeit. Immer wieder findet er neue Aushilfen, neue Kraftquellen. Selbst in den verzweifeltsten Lagen bewahrt er seine unerschütterliche Ruhe. Als am 16. Dezember 1914 die Nachricht vom zweiten österreichisch-ungarischen Zusammenbruch in Serbien eingeht, schreibt er: „Von allen Seiten trafen ungünstige Nachrichten ein; es kam darauf an, sie mit Ruhe, wenn auch mit Unmut über manches Vermeidbare, hinzunehmen, die Zuversicht nicht zu verlieren, und mit fester Hand ohne schwächliche Rücksichtnahme in den Gang der Ereignisse einzugreifen." Sofort ist sein Plan gefaßt: Kein Mann weg von der russischen Front, aber alle im Lande befindlichen Kräfte aufzubieten zum Schutze von Wien und Budapest.

Wer ihn persönlich kennenlernte, muß seinem Freunde Bolfras recht geben, der einmal sagte, es ginge von ihm stets eine Atmosphäre wohltuender Zuversicht aus. Sie war verbunden mit einem hohen Maß menschlicher Güte. Besonders tritt dies bei der Absetzung der unglücklichen Armeeführer Brudermann, Auffenberg und Potiorek hervor. Er bittet immer wieder den Kaiser um schonendste Behandlung. Er schreibt Auffenberg einen Brief, der dessen Frau in die Worte ausbrechen läßt: „Das ist einer der edelsten Menschen unter der Sonne." Er findet, daß Potioreks Unglück aus seinem heißen Siegeswillen entsprungen sei und nennt es „Schicksalsfügung, Soldatenlos". Man kann dieses edle Menschtum erst dann richtig würdigen, wenn man bedenkt, in welch unerhörter Spannung dieser Mann dauernd stand, wie er anzukämpfen

hatte nicht nur gegen eine Fülle von Widerwärtigkeiten, Rankünen, Widerständen und Angriffen aus der Heimat. All dies löste bei ihm nicht nervöse Gereiztheit, sondern nur harten Widerstandswillen aus, dem freilich nicht ein Zug von Bitterkeit fehlte. „Wir sind eben vom Schicksal dazu bestimmt, an Geduld Höchstes zu leisten", schreibt er einmal, und ein andermal: „Wie bitter ist es, nicht über die Machtmittel zu verfügen, von deren Einsatz ich überzeugt war, einen entscheidenden Erfolg erwarten zu können." Als dann sein Lieblingssohn auf dem Felde der Ehre gefallen war, gesellte sich zu dieser Grundstimmung eine tiefe Traurigkeit: „Mir blieb nur mehr die endlose Trauer um mein heißgeliebtes Kind, auf das ich so große Hoffnungen gesetzt hatte, und das ich so gern glücklich gesehen hätte. Das ist nun alles dahin und damit ist das Licht meines Lebens erloschen."

So ist der Ausgang dieses letzten großen Paladins des Hauses Habsburg von einer tiefen Tragik erfüllt. Im Bewußtsein seines überlegenen Könnens sieht er sich vom Schicksal zum Vorkämpfer für eine innerlich verlorene Sache bestellt. Seine gewaltige Willenskraft und unerschütterliche Hartnäckigkeit hält das drohende Unheil drei Jahre lang auf. Dann erliegt er, der stets aufrichtige Bundesgenosse Deutschlands, den gegen ihn intrigierenden Kräften des Verrats. Sein Freund Auffenberg zieht das Ergebnis seines Lebens mit den Worten: „Zu viel Feinde — zu viel Pflichten!" „Ich habe immer zu viel auf einmal gehabt!" waren die letzten Worte des Sterbenden.

# Nachwort[1]

Das Leben berühmter Feldherrn und Admirale ist an uns vorübergezogen auf großen Heer- und Seefahrten, in Kampf und Sieg. Wo auch immer wir ihnen begegneten, sahen wir sie in rastloser Arbeit für das Wohl ihres Vaterlandes. Die Liebe zu ihrem Volk und der heiße Wille, dieses groß, stark und mächtig zu machen, beflügelte ihr Kämpfertum und ließ sie oft Taten vollbringen, die unausführbar erschienen.

Aber mancher Leben war von großer Tragik erfüllt. War doch ihr Wirken von jener Grenze umschlossen, die sie auf ihre militärische Befehlsgewalt beschränkte. Sie waren nicht Herr der politischen Entschlüsse, von denen die kriegerischen Erfolge letzten Endes so manches Mal abhingen. Gar oft war der Staatsmann ein Laie auf militärischem Gebiet und verstand es nicht, den errungenen Sieg auszunutzen. Schwer aber hatten die Feldherrn zu tragen, die von einem „Kriegsrat" abhingen, in dem jede starke, entschlossene Maßnahme, die sie vorschlugen, zuvor zerredet wurde.

Gerade in der deutschen Geschichte gibt es nur wenige Führerpersönlichkeiten, die ihre genialen Kräfte frei von solchen Schranken zur Geltung bringen konnten. In vollkommener Form war dies wohl nur Friedrich dem Großen beschieden, der gleichzeitig die politische und die militärische Führung ausübte. Daneben könnte man noch den Feldmarschall Moltke nennen, der im König und in Bismarck Mitarbeiter besaß, die die militärischen Belange fast immer voll zu würdigen verstanden. Anderen, wie dem Prinzen Eugen, Gneisenau und Hindenburg-Ludendorff wurden dagegen oft genug die Flügel beschnitten, ganz zu schweigen von genialen Lehrmeistern der Führungskunst wie Clausewitz und Schlieffen, denen das Schicksal überhaupt keine Gelegenheit gab, ihre unsterblichen Gedanken zur Tat werden zu lassen.

So ist es denn als eine besondere Fügung des Schicksals anzusehen, daß am Ende dieser langen Reihe hochbedeutender Männer ein Deutscher steht, der die Eigenschaften eines genialen Staatsmannes und Feldherrn in sich vereinigt und über alle Vollmachten verfügt, sie unbehindert auszuüben. Wir haben es

[1] Aus dem Buche „Führertum", 4. Auflage. Verlag E. S. Mittler u. S., Berlin 1940.

erlebt, wie schwer es im Zeitalter des totalen Krieges unseren Gegnern geworden ist, alle jene Kriegsmittel, von denen der Enderfolg abhängt, in einer Hand zu vereinigen: Heer, Kriegsmarine, Luftwaffe, diplomatische, geistige und wirtschaftliche Kriegführung. Adolf Hitler ist neben Mussolini der einzige, dem dies bisher in vollkommener Weise gelungen ist. Dadurch hat er erreicht, daß alle geistigen, seelischen und materiellen Kräfte der Nation uneingeschränkt zu seiner Verfügung stehen. Damit ist er in der Lage, all diese Kriegsmittel in voller Harmonie zum Einsatz zu bringen. Er hat dadurch wie kaum ein anderer vor ihm die Voraussetzung zu höchster kriegerischer Leistung geschaffen.

Die meisten großen Soldaten, deren Taten dieses Buch schildert, haben das Instrument, mit dem sie ihre Siege errangen, selbst geschaffen. So auch der Führer. Er hat unter Beibehaltung des Wertvollen aus der großen Tradition unserer Vergangenheit alle Kräfte der Nation zum Wiederaufbau der Wehrmacht eingesetzt, um diese so stark und schlagkräftig wie möglich zu machen. Noch nie zuvor ist eine solche Aufgabe in so kurzer Zeit gelöst worden. In wenigen Jahren ist aus dem kleinen 100 000-Mann-Heere ein Millionenheer entstanden, wurde eine neuzeitliche Kriegsmarine entwickelt und die stärkste Luftwaffe der Welt geschaffen. Alle Wehrmachtsteile wurden mit den modernsten Waffen ausgestattet, wobei der Erfindergeist der deutschen Technik höchste Leistungen hervorbrachte. Vor allem aber erhielt der ungestüme Angriffsgeist des Bewegungskrieges, der allem zum Trotz schon die Ausbildung der Reichswehr beseelte, einen gewaltigen Auftrieb. In unermüdlicher Arbeit wurde die untere Führung mit dem Ziele geschult, aus der Truppe die höchste Schlagkraft herauszuholen, während die obere Führung — aus den Fehlern der Vergangenheit lernend — wieder vorzudringen suchte zu den klaren Erkenntnissen der Lehren Clausewitz' und Schlieffens.

Die ausreichende Versorgung der Wehrmacht mit Waffen, Munition, Ausrüstung und Verpflegung wurde gleichzeitig durch den Aufbau einer mächtigen Kriegsindustrie gewährleistet. Seit Jahren wurden vorausschauende Maßnahmen getroffen, um die Volksernährung im Falle eines Krieges sicherzustellen und das Reich für lange Zeit blockadefest zu machen. So hat der Führer alle nur erdenklichen Vorkehrungen getroffen und ungehemmt von parlamentarischer Kurzsichtigkeit ausreichende Geldmittel aufgewendet, um die deutsche Wehrmacht zur bestausgerüsteten und schlagkräftigsten der Welt zu machen.

Die Siege unserer Wehrmacht in Ost, Nord und West gehören der Geschichte an. Sie kamen unseren Gegnern völlig überraschend. Polen wurde

durch eine gewaltige Einkreisung in 18 Tagen völlig zu Boden geworfen. Den Kriegsausweitungsbestrebungen Englands auf Skandinavien wurde durch den kühnen Zugriff auf Dänemark und Norwegen ein Riegel vorgeschoben. Der Ententeoffensive auf das Ruhrgebiet wurde schlagartig durch die Niederwerfung Belgiens und Hollands zuvorgekommen, die Engländer vom Festland vertrieben und schließlich Frankreich in unerhört kurzer Zeit zur Waffenstreckung gezwungen.

Wir haben es vor und während des Weltkrieges schmerzlich empfunden, daß unsere Diplomatie die militärische Kriegführung nur unzureichend unterstützte, weil sie sich hier als „nicht zuständig" erklärte. Damit rissen die notwendigen engen Beziehungen der politischen und der militärischen Führung zeitweise völlig ab. Auch hier hat der Führer ganz neue Wege beschritten und das Clausewitz-Wort wahr gemacht, daß eine großartige Politik zwangsläufig auch der Kriegführung einen großartigen Charakter verleihe. Bei Beginn des Weltkrieges war durch Fehler unserer Politik eine derartig ungünstige Lage für uns entstanden, daß nur ein genialer, allgewaltiger Feldherr sie hätte meistern können. Vor Beginn dieses Krieges hat der Führer in unermüdlicher diplomatischer Arbeit die britische Einkreisungspolitik zunichte gemacht und die günstigsten Bedingungen für die militärischen Operationen geschaffen. Er zeigte dabei, daß er frei von jedem ressortmäßigen Denken diese Probleme als Ganzes nicht rein politisch, sondern wehrpolitisch betrachtet und löst.

Nach Clausewitz spielen im Kriege die moralischen Größen eine weit wichtigere Rolle als die materiellen. Er versteht darunter die aus dem Geist und der Seele der Kriegführenden entspringenden Impulse. Hier haben Führer und Partei in knapp 20jähriger unermüdlicher Arbeit das Wunder erreicht, dem deutschen Volke nach dem Zusammenbruch im Weltkriege eine neue Weltanschauung zu geben. Dadurch, daß Rechte und Pflichten jedes Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft einen gerechten Ausgleich erfuhren, sind alle Volksgenossen wieder am Fortbestand und an der Größe des Staates persönlich interessiert worden. Die fürchterliche Enttäuschung, die das Versailler Diktat uns brachte, die langen Jahre der Bedrückung und Aussaugung durch die „Siegermächte" haben das deutsche Volk zur klaren Erkenntnis geführt, daß alle Hoffnungen der Pazifisten auf internationale Hilfe sich als trügerisch erwiesen, und daß Deutschland sich daher seine Zukunft selbst aus eigener Kraft gestalten muß. Der Führer hat durch sein Wirken das durch Stände und Parteien zerrissene Volk völlig aus jenen wirklichkeitsfremden Wunschträumen herausgerissen und auf den Boden der harten Wirklichkeit gestellt. So ist es eine im nationalsozialistischen Denken verschworene Einheit geworden, die

folgerichtigerweise auch den Wehrgedanken wieder freudig bejaht. Scharnhorsts Werk der allgemeinen Wehrpflicht, das uns einst vom Joche Napoleons befreite, mit dessen Hilfe dann das Bismarck-Reich geschaffen wurde und im Weltkriege trotz allem erhalten blieb, hat eine herrliche Wiederauferstehung gefeiert. Wehrdienst ist wieder Ehrendienst am Volk geworden. Jugenderziehung, Arbeitsdienst und Leibesübungen sind auf das gleiche Ziel ausgerichtet, einen körperlich und seelisch vollwertigen Ersatz für die Wehrmacht zu schaffen.

Diese seelische Einstellung erhält einen weiteren Antrieb durch das hohe Ziel, das der Führer dem deutschen Volke gesteckt hat. Als es 1914 in Ost und West angegriffen wurde, griff es zu den Waffen und wehrte sich siegreich gegen die Übermacht. Aber die Parole zum Durchhalten bis zu einem Frieden ohne beiderseitigen Gewinn besaß keine Zugkraft und stand in keinem Verhältnis zu den riesigen Opfern, die der Krieg kostete. Jetzt hat der Führer das seit Jahrhunderten ersehnte Ziel der Einigung des gesamten volksdeutschen Sprachgebiets durch seine kluge und zielklare Politik zur Tatsache werden lassen. Dieser Aufgabe fühlt sich jeder Deutsche verpflichtet. Sie schafft ein hohes, moralisches Antriebsmoment in jedem Einzelnen. Sie erfüllt jeden mit dem heißen Wunsche, Mitvollender eines Werkes zu sein, das endlich dem deutschen Volke die Stellung in der Welt verleihen soll, die seiner Größe und seiner kulturellen Bedeutung entspricht. Diese hohe Aufgabe schließt zugleich eine andere in sich, die wahrlich ebenfalls „des Schweißes der Edlen" wert ist. Geht doch dieser Krieg auch um die Befreiung der anderen europäischen Völker von der Vorherrschaft der westlichen Plutokratien, um eine gerechte Verteilung des Besitzes und der Reichtümer der Welt und um die Beseitigung der Gefahr des Bolschewismus. Damit hat der Führer diesen Krieg zugleich zum Kampf der Geister einer neuen Zeit gemacht gegen die Rückständigkeit und Ungerechtigkeit einer vergangenen. Er hat damit alle geistigen und seelischen Kräfte des deutschen Volkes angefacht und zu höchster Leistungsfähigkeit beflügelt.

Dieses Ringen wird mit den Waffen des Geistes geführt. Es ist mit den wenig erfolgreichen Versuchen unsererseits im Weltkriege nicht zu vergleichen. Es kündet vielmehr mit allen erdenklichen Mitteln einer neuzeitlichen Propaganda ein neues Zeitalter der sozialen Gerechtigkeit. Es stellt die eigenen militärischen Erfolge ins richtige Licht und untergräbt dadurch die Zuversicht des Gegners. Es schildert immer wieder seine militärischen und sozialen Schwächen, die kulturschädigenden Wirkungen seiner Politik in der Vergangenheit. Es gibt dem militärischen Kampfe nichts nach an Zielsicherheit, Erfindungsgabe und Schlagkraft.

Den militärischen, politischen, geistigen und wirtschaftlichen Kampf des gewaltigen Ringens der Gegenwart in seinen verschiedenen Phasen zu schildern, kann nicht Zweck dieses Buches sein. Der Führer steht im Mittelpunkt dieses Kampfes. Von ihm strahlen alle Wirkungen aus. Er repräsentiert damit ein Führertum von einer Vielseitigkeit und Größe, wie es in der Geschichte erstmalig ist.

Es ist ein gewaltiger, engmaschiger Apparat, den sein Wille antreibt. Trotzdem hat er es verstanden, die einer solchen Masse anhaftende Schwere zu überwinden. Vermöge einer weitgehenden Dezentralisation überträgt er seinen Willen durch Aufträge an die einzelnen Wehrmachtsteile und Sonderbeauftragten und ist dabei in den entscheidenden Augenblicken dem Brennpunkt so nahe, daß er hier seinen unmittelbaren Einfluß auszuüben vermag.

Führungsmittel und Führungsmethoden lassen sich darstellen und erläutern, nicht aber das, was den Genius der Führung ausmacht: Die klare und zeitgerechte Erfassung des Wesentlichen, das blitzschnelle Entwickeln von Schlußfolgerungen, die oft nicht den strengen Gesetzen der Logik entsprechen, sondern ins Transzendente gehen, und nicht zuletzt die kühne und verantwortungsbewußte Inkaufnahme eines Risikos von unerhörter Schwere. Das alles hat der Führer oft genug bewiesen und beweist es immer von neuem. Einer späteren Zeit und einer würdigeren Feder wird es vorbehalten sein, an seinem Beispiel den Begriff höchsten Führertums der Nachwelt zu übermitteln.

# Inhalt

Scharnhorst S. 13

*

Gneisenau S. 21

*

York S. 71

*

Clausewitz S. 75

*

Moltke S. 105

*

Schlieffen S. 119

*

Hindenburg S. 136

*

Seeckt S. 149

*

Conrad v. Hoetzendorf S. 152

Die Bilder von Seeckt und Conrad v. Hoetzendorf stammen aus den Bildarchiven Transozean-Gesellschaft resp. Historischer Bilderdienst, alle übrigen von Dr. F. Stoedtner; alle in Berlin.

Anzeigen der
Hanseatischen Verlagsanstalt
Hamburg

# Soldatisches Führertum

## Die Generale der kurbrandenburgisch-preußischen Armee

Herausgegeben von Kurt von Priesdorff

Umfang 8 Bände oder 64 Lieferungen. (Jeder Band etwa 500 Seiten.) Subskriptionspreis je Band Leinen RM. 32,—, Einzellieferung RM. 3,60. Die Subskriptionspreise behalten ihre Gültigkeit bis zum Erscheinen der geplanten Ergänzungsbände IX—XII, die das Werk bis zum Weltkrieg einschließlich fortsetzen.

In jahrzehntelanger und mühevoller Arbeit hat Major a. D. Kurt von Priesdorff das ungeheure Material zusammengetragen und durch ausgezeichnete Porträts vervollständigt, so daß die gesamte Generalität der kurbrandenburgisch-preußischen Armee vor unseren Augen ersteht, in ihrer Bedeutung für Staat und Volk in der Vergangenheit, richtunggebend auch uns Heutigen für die Zukunft. Eine tiefgründige Arbeit, der weiteste Verbreitung und Beachtung in allen Teilen unseres deutschen Volkes zu wünschen ist. (Militär-Wochenblatt)

KURT VON PRIESDORFF

**Scharnhorst.** 3. Auflage. 78 S. Kart. RM. 2,— / Scharnhorst gab Preußen die allgemeine Wehrpflicht und schuf damit das Gesetz, dem Deutschland seine Einigung und seine Größe verdankte. Priesdorff setzt dem Leben und Kampf dieses unermüdlichen preußischen Offiziers, der in der tiefsten Not des Vaterlandes den Mut nicht sinken ließ und unerschöpflich an der Wiedergeburt der Armee arbeitete, in seiner Schrift ein bleibendes Denkmal.

**Gneisenau.** 3. Auflage. 107 S. Kart. RM. 2,50 / War Scharnhorst der große Erwecker und Reformator der preußischen Armee, so verehren wir in Gneisenau den genialen Führer in den preußisch-deutschen Freiheitskriegen. Als mutiger Kommandant der Festung Kolberg hatte er Besatzung und Einwohner zum Widerstand gegen den übermächtigen Korsen entflammt. Eine lange Reihe von Schlachten, die sich von der Katzbach über Leipzig bis vor die Tore von Paris hinzogen, bezeichnet seine ruhmvolle Bahn, bis ihm bei Belle-Alliance das Höchste gelingt: den entscheidenden Stoß zu führen, der den Krieg mit vollem Siege beendet.

**Prinz Eugen.** 2. Auflage. 96 S. Kart. RM. 3,— / Kurt von Priesdorff schildert die weltgeschichtliche Persönlichkeit des Prinzen Eugen von Savoyen, der im Bewußtsein des deutschen Volkes das lebendige Sinnbild gesamtdeutschen Lebenswillens geworden ist. Er wußte nichts von kleinstaatlichen Eitelkeiten, sondern verteidigte das Reich an seinen westlichen und östlichen Grenzen gegen Franzosen und Türken und wurde zum Volkshelden. So lebt er in der Geschichte nicht nur als einer der größten Soldaten, sondern auch als hervorragender Diener am Deutschtum fort.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Weitere Werke aus unserem Verlag:

**Friedrich Wilhelm I.** König in Preußen. Eine Biographie von Carl Hinrichs. Band I: Jugend und Aufstieg. Mit 40 Bildern. 672 S. Kart. RM. 12,50, Halbleinen RM. 13,50 / Eine der wesentlichen Grundlagen für die gewaltige Entwicklung des Reiches in unseren Tagen ist das Preußentum, dessen Begründer Friedrich Wilhelm I. mit seinem über Jahrhunderte preußischer und deutscher Geschichte entscheidenden Reformwerk war. Carl Hinrichs beschreibt in seinem Standardwerk nicht allein das Leben des großen „inneren Königs", es geht ihm ebensosehr um das von politischen Spannungen und die Großtaten des Prinzen Eugen erfüllte ganze Zeitalter, um die prachtliebende, barocke Höflingswelt Friedrichs I., aus der sich immer eigenwilliger und bedeutender das einmalige Individuelle der Hauptgestalt über alles Zeitbedingte heraushebt. Band II wird die eigentliche Regierungszeit Friedrich Wilhelms behandeln.

**Marwitz.** Ein Schicksalsbericht aus dem Zeitalter der unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung. Von Walther Kayser. 328 S. Kart. RM. 7,50, geb. RM. 8,50 / Auf Grund eingehender Forschungen in dem Friedersdorfer Familienarchiv der Marwitz stellt Walther Kayser den nach der bisherigen Anschauung als Anführer der ostelbischen Adelsfronde geltenden General Ludwig von der Marwitz an die Seite von Stein und Jahn. (NS.-Monatshefte) / Das Buch darf den Anspruch erheben, als das charakteristischste Zeugnis einer neuen Wertung und geschichtlichen Einordnung Marwitz' angesehen zu werden. (Völkischer Beobachter)

**Carl von Clausewitz: „Strategie"** aus dem Jahre 1804 mit Zusätzen von 1808 und 1809. Herausgegeben von Eberhard Kessel. 2. Aufl. 90 S. Kart. RM. 3,80, geb. RM. 4,80 / Ein Zufall hat ein Manuskript zutage gefördert, das aus der Feder des jungen Clausewitz stammt. Eberhard Kessel veröffentlicht erstmalig diese wichtige Arbeit, Er hat sie dabei mit einer ausführlichen Einleitung versehen, die uns den Werdegang Carl von Clausewitz' schildert und zugleich einen Einblick in das Reifen seiner kriegstheoretischen Gedanken ermöglicht. (Deutsche Wehr)

**Die Kriegsphilosophie von Clausewitz.** Eine Untersuchung über ihren systematischen Aufbau. Von Walther Malmsten Schering. 134 S. Kart. RM. 5,50, geb. RM. 6,50 / Das reiche Gedankengut Clausewitz' ist so schwer faßbar, daß es schon dem militärischen Fachmann, noch viel mehr aber dem militärischen Laien schwerfällt, sich in sein Hauptwerk vom Kriege einzulesen. So ist es ein Verdienst, wenn Versuche unternommen werden, den Mann und sein Werk dem Verständnis unserer Zeit näherzubringen. Schering weist nach, daß Clausewitz sich ein eigenes philosophisches System aufgebaut und auf diesen Wegen nicht Regeln, sondern Gesetze entwickelt hat. Niemand darf über Clausewitz und seine Kriegslehre urteilen, der dieses Werk nicht gründlich durchgearbeitet hat. (Kölnische Zeitung)

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Weitere Werke aus unserem Verlag:

**Moltke-Gespräche.** Die Gespräche des großen Schweigers. Herausgegeben von Eberhard Kessel. 3. Aufl. 244 S. Kart. RM. 4,80, geb. RM. 5,80 / Der größte Teil der Gespräche hat hochpolitischen Charakter und ist mit historischen Tatsachen verbunden, die für die deutsche Geschichte entscheidend gewesen sind. Der Historiker wird es begrüßen, sie in zeitlicher Folge zusammen zu haben; aber auch der Laie freut sich, in diesen kurzen, prägnanten Sätzen den Atem der Geschichte zu spüren. (Geistige Arbeit) / Alle diese hier zusammengestellten Äußerungen bezeugen einen ungewöhnlich klaren und reich gebildeten Geist, gründliche Überlegung, sittliche Strenge, feine Ironie, trockenen Humor und eine in jedem Betracht anziehende Menschlichkeit. (Frankf. Ztg.)

**L. v. Schwendi.** Der erste deutsche Verkünder der allgemeinen Wehrpflicht. Seine kriegswissenschaftlichen Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Eugen von Frauenholz. 287 S. Kart. RM. 7,50, geb. RM. 8,50 / Frauenholz hat die kriegswissenschaftlichen Werke des Mannes veröffentlicht, der die Theorien Machiavellis aufgriff und weiterentwickelte. Lazarus von Schwendi (1522—1584) kann als erster deutscher Klassiker der Kriegswissenschaft gelten. Obwohl kaiserlich und katholisch eingestellt, wollte er eine unterschiedliche Behandlung der beiden Konfessionen vermieden wissen, um die Wehrkraft des Reiches durch die Einmütigkeit zu steigern. (Die Buchbesprechung)

**General Erich von Gündell.** China — Haag — Weltkrieg. Von Oberstleutnant Walther Obkircher. Mit 13 Kartenskizzen. 358 S. Brosch. RM. 11,50, geb. RM. 12,50 / Das Denkmal, das dem General von Gündell sein ehemaliger Adjutant durch die Herausgabe seiner Erinnerungen gesetzt hat, bringt einem weiteren Leserkreis einen auch in der alten Armee zu wenig bekannten hervorragenden Generalstabsoffizier und Heerführer näher, den eine selten reiche Laufbahn wiederholt auf bedeutungsvollste Posten gestellt, dem sie aber die letzte Vollendung des Soldatenberufs versagt hat. Was wir über die 2. Haager Friedenskonferenz und über das Schlußdrama der deutschen Führung im Weltkrieg erfahren, gehört zum Interessantesten, was über diese Dinge geschrieben worden ist. (Reichsoffizierblatt)

In der Hanseaten-Bücherei erschienen:

**Gneisenau, der Überwinder Napoleons.** Von Friedr. von Cochenhausen. 2. Aufl. 84 S. Geb. RM. 1,— / General von Cochenhausen zeichnet als hervorragender Kenner das Bild des Soldaten und Feldherrn Gneisenau, dem nach einer Reihe siegreicher Schlachten bei Belle-Alliance der höchste Triumph, der Sieg über Napoleon, zuteil wurde.

**Preußische Profile.** Von Eugen Kalkschmidt. 3. Aufl. 96 S. Geb. RM. 1,— / Wenn der Verfasser das Reformwerk Friedrich Wilhelms I. kennzeichnet, wenn er den Sohn des Soldatenkönigs im Elan seiner Schlachten und die großen Gestalter des preußischen Staates zeigt, so geht es ihm um das preußische Ethos. Dabei tauchen mit dem Junker von der Marwitz und dem Dichter Fontane Profile auf, die man sonst in der berühmten Reihe zu vergessen pflegt.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Ferner erschienen in unserem Verlag:

**Heer und Staat in der deutschen Geschichte.** Von Professor Dr. Ernst Rudolf Huber. 447 S. Kart. RM. 11,—, geb. RM. 12,— / In einem Streifzug durch die deutsche Geschichte werden die Entwicklungsstufen der Heeresverfassung vom germanischen Volksheer bis zum Heer des Weltkriegs aufgezeigt und über die Wandlungen der Wehrverfassung die Wechselwirkung von Wehrordnung und politischer Gesamtverfassung überzeugend klargemacht. (Stuttgarter NS.-Kurier) / Das Werk ist sehr lebendig geschrieben und bringt ein außerordentlich reiches und wertvolles Quellenmaterial. (Rheinische Landeszeitung)

**Grundzüge der Wehrpolitik.** Von Karl Ludwig von Oertzen. 2. Aufl., bearbeitet von Oberst Foertsch. 267 S. Kart. RM. 6,—, geb. RM. 7,— / Foertsch war wie kein anderer geeignet, das geistige Erbe seines großen Vorgesetzten den veränderten politischen und militärischen Verhältnissen entsprechend weiterzuführen. In drei großen Abschnitten bringt das Werk die Grundlagen, das Werkzeug der Wehrpolitik und dessen Verwendung zur Darstellung. Technik und Wirtschaft, Führerauswahl und Führerausbildung und vieles andere werden von hoher Warte behandelt. (Militär-Wochenblatt)

**Politik und Kriegführung in der neueren Geschichte.** Von Paul Schmitthenner. 316 S. Kart. RM. 5,80, geb. RM. 6,80 / Politik und Kriegführung dürfen sich nicht gegenseitig behindern; sie können sich nur dann zum Wohle des Volkes auswirken, wenn sie eine vollendete Einheit bilden. Die Notwendigkeit dieser Forderung erläutert Paul Schmitthenner an Beispielen der Geschichte, indem er die Entwicklung des Problems von der ständischen Epoche an über das Zeitalter des Absolutismus bis in unsere Tage verfolgt. Behandelt werden u. a. Gustav Adolf, Wallenstein, Cromwell, Ludwig XIV., Louvois, Karl XII., Friedrich der Große, Napoleon, das 19. Jahrhundert und der Weltkrieg. (Völkischer Beobachter)

**Volk ohne Führung.** Das Ende des Zweiten Reiches. Von Wilhelm Ziegler. 30. Tausend. 309 S. Kart. RM. 4,80, geb. RM. 5,80 / Wilhelm Zieglers besonderes Verdienst ist es, den packenden geschichtlichen Rückblick auf den Zeitraum vom Frühjahr 1917 bis zum November 1918 mit tiefgründiger Sachkenntnis, nach sorgfältigem Quellenstudium mit großer Objektivität und Gewissenhaftigkeit gestaltet zu haben. Der ungeheure Stoff ist von einer äußerst geschickten Feder so gemeistert worden, daß sich das Buch wie ein spannender Roman liest. (Völkischer Beobachter)

**Unvergleichliche deutsche Infanterie.** Schicksale einer Waffe. Von Hans Henning Freiherr Grote. 3. Aufl. 240 S. Kart. RM. 3,80, geb. RM. 4,80 / Grotes Werk zeigt uns mit dem beinahe dichterischen Schwung eines begabten Gestalters das deutsche Fußvolk, sein Wesen, Werden und seinen Gestaltwandel im Laufe der Jahrtausende: angefangen von den frühgermanischen Volksaufgeboten über die Landsknechtsheere, über die Grenadiere des Großen Friedrich, die Infanterie der deutschen Befreiungskriege bis zu den Grabenkämpfern der Materialschlacht im Weltkrieg. (Berliner Börsen-Zeitung)

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Im gleichen Verlag erscheint:

CARL HINRICHS

## Friedrich Wilhelm I.

König in Preußen. Eine Biographie
Band I: Jugend und Aufstieg.
Mit 40 Bildern. 672 Seiten.
Halbleinen RM. 17,50

Eine der wesentlichen Grundlagen für die gewaltige Entwicklung des Reiches in unseren Tagen ist das Preußentum, dessen Begründer Friedrich Wilhelm I. mit seinem über Jahrhunderte preußischer und deutscher Geschichte entscheidenden Reformwerk war. Carl Hinrichs beschreibt in seinem Standardwerk nicht allein das Leben des großen „inneren Königs", es geht ihm ebensosehr um das von politischen Spannungen und die Großtaten des Prinzen Eugen erfüllte ganze Zeitalter, um die prachtliebende, barocke Höflingswelt Friedrichs I., aus der sich immer eigenwilliger und bedeutender das einmalig Individuelle der Hauptgestalt über alles Zeitbedingte heraushebt. Schon in dieser Zeit liegt das große Werk des späteren Königs in allen Grundzügen fest, und es bedurfte nur noch der Macht, um sich restlos durchzusetzen. — Dem ersten Band dieses Werkes, der bis zur Thronbesteigung 1713 reicht, wird ein zweiter über die eigentliche Regierungszeit Friedrich Wilhelms folgen.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT
HAMBURG

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

COCHENHAUSEN · SOLDATISCHE FÜHRER UND ERZIEHER